3656

Palat. XXXIV

Digitized by Google

Die

allgemeine Menschen-Geschichte

für die

studirende Jugend

von

Georg Friedrich Wiedemann.

Zweiter Band.

Die alte Geschichte.

Zweiter Band.

Achte, vermehrte Auflage.

München, 1842.
Verlag der J. J. Lentner'schen Buchhandlung.
(W. Keck.)

584118

Die

allgemeine

Menschen-Geschichte

alter Zeiten

für die

studirende Jugend

von

Georg Friedrich Wiedemann.

In zwei Bänden.

Zweiter Band.

Achte Auflage.

München, 1842.
Verlag der J. J. Lentner'schen Buchhandlung.
(W. Keck.)

Digitized by Google

Die allgemeine

Menschen-Geschichte alter Zeiten.

X.

Fortsetzung der Geschichte der Griechen.

17.

Principat von Athen. Pericles.

I. Unter allen griechischen Staaten war Athen während der persischen Kriege und durch sie zu einer Höhe der Macht emporgestiegen, die ihm nur immer zu erreichen möglich war. Auf der schwachen Grundlage seiner geringen Bevölkerung und seines kleinen Gebiets hatte es ein mächtiges Reich errichtet, hatte sein Ansehen längs der asiatischen Küste von Cyprus bis an die thracische Meerenge befestigt, war im Besitze von vierzig dazwischen gelegenen Inseln und den Straßen zum Eingang des schwarzen Meeres, hatte die Küsten von Macedonien und Thracien erobert und mit Colonien besetzt, beherrschte mit seiner Seemacht das schwarze Meer, und beschützte die zahlreichen, aber zerstreuten Pflanzstädte daselbst vor den Barbaren, während es dieselben zu gleicher Zeit zu seinem Vortheile benützte. Der ausgezeichnete Vorzug aber, welchen Athen während der Perserkriege erreicht hatte, war die ihm von seinen Verbündeten übertragene und von den Uebrigen stillschweigend zugestandene Vorsteherschaft oder Hegemonie, die seitdem erst für Griechenland recht wichtig zu werden begann.

Der erste Gebrauch, den Athen von dieser Vorsteherschaft machte, war die Errichtung einer gemeinschaftlichen Casse, so wie einer gemeinschaftlichen Seemacht zur Führung des Kriegs, indem bestimmt wurde, welche Verbündete Geld und Schiffe, und wieviel sie an beyden stellen sollten. Zu diesem Zwecke wurde von den Athenern ein Schatzmeister-Magistrat von Griechenland errichtet, welcher die Tribute erheben mußte, deren Betrag damals auf 460 Talente (beynahe eine Million Gulden) festgesetzt wurde. Um aber allen gehässigen Schein zu vermeiden, errichtete mon die Schatzkammer anfangs nicht in Athen, sondern auf Delos bey dem Tempel des Apollo, und machte den Gerechtesten der Griechen, Aristides, zum Schatzmeister.

Durch diese Einrichtung legte Athen den Grundstein zu seiner Größe, so wie es durch die Hegemonie das für die Welt wurde, was es ward. Es erhielt durch sie eine universalhistorische Wichtigkeit, zwar zunächst nur in politischer Hinsicht; aber an dieser politischen Größe hing unzertrennlich zugleich alles andere Große und Herrliche, was es hervorgebracht hat. Von Allen ward nun Athen als die erste Stadt Griechenlands anerkannt; es war sich aber auch bewußt, diesen Rang zu verdienen, denn von ihm war die Freyheit Griechenlands gekommen. Aber behaupten wollte es ihn nicht durch bloße Gewalt, sondern dadurch, daß es in Allem, was nach griechischem Sinn eine Stadt verherrlichen konnte, sich als die erste zeigte.

II. Der Mann nun, welcher Athen auf diese Stufe des Glanzes erhob, war Pericles. Er war der Sohn des Xantippus, jenes glücklichen Feldherrn, der die atheniſchen Schiffe in der Schlacht bey Mycale angeführt hatte, und der durch Vermählung dem Hause der Alcmäoniden nahe verwandt war. Seine vorzüglichsten Lehrer waren Damon, der unter der Maske eines Lehrers der Musik ihn in den Grundsätzen der Staatskunst unterrichtete, und der

damals berühmte Weise Anaxagoras*), der seinen Geist mit den Schätzen der Philosophie bereicherte, seinem Character das Gepräge des großen Mannes, und seinem Aeussern die majestätische Hoheit gab, welche ihm die Hochachtung und Ehrfurcht des Volkes verschaffte. In seiner Jugend schien er sich gar nicht um Staatsangelegenheiten zu bekummern. Er widmete sich mit Eifer der Weltweisheit, und schien keinen andern Ehrgeiz zu kennen, als sich durch Tapferkeit auszuzeichnen. Seine vornehme Geburt berechtigte ihn zwar zu Ansprüchen auf Ehrenstellen; aber er merkte sehr bald, daß er eben deßwegen verdächtig war. Dazu kam noch, daß Jedermann in ihm den Pisistratus wieder zu finden glaubte. Er hatte die nämlichen Gesichtszüge, denselben Ton der Stimme, dieselbe Gabe der Rede; er mußte also dafür sorgen, den übeln Eindruck, den diese Bemerkung auf die Freyheit-liebenden Athener machte, wo möglich auszulöschen. Erst als nach Aristides Tode und Themistocles Verbannung Cimon die Zügel der Regierung ergriffen hatte, aber seiner entfernten Feldzüge wegen wenig in der Stadt sich aufhalten konnte, erst jetzt sah man den Pericles sich von der Gesellschaft zurückziehen, den Vergnügungen entsagen, die Aufmerksamkeit des großen Haufens durch einen langsamen Gang, ein anstandsvolles Betragen, ein bescheidenes Aeußere und untadelhafte Sitten auf sich heften. Um das gemeine Volk für sich einzunehmen, warf er sich gegen seine Neigung zum Vertheidiger desselben und zum Widersacher der Vornehmen auf; auch machte er sich dadurch eine Parrey gegen Cimon, der vornehmlich bey dem Adel in großem Ansehen

*) Diesen Anaxagoras fragte einst Jemand: „Wozu bist du geboren?" Er antwortete: „Um den Himmel anzuschauen." „Und welches ist dein Vaterland?" fragte man weiter. „Dieses hier," versetzte er, indem er mit dem Finger auf das Gewölbe des Himmels wies, „dessen Pracht die Erde auffuft, den Urheber desselben zu verehren."

ſtand. Doch betrug er ſich auch hierbey als ein Mann, der nach dem feſteſten Plane handelt. Er vermied den beſtändigen Umgang mit dem Volke, damit es ſeiner nicht überdrüßig werden möchte, und näherte ſich demſelben nur mit weiſer Bedachtſamkeit. Auch hielt er nicht bey jedem Vorfalle Reden, ſondern nur bey den wichtigſten Angelegenheiten, wußte aber mit vieler Klugheit andere Redner in ſein Intereſſe zu ziehen, welche bey minderwichtigen Ereigniſſen nach ſeinen Grundſätzen zum Volke reden mußten. Seine Beredſamkeit ſetzte ſchon bey den erſten Verſuchen die Athener in Erſtaunen, und bald war er der erſte unter Griechenlands Rednern. Wenn er ſprach, ſo war es unmöglich, der Stärke ſeiner Beweiſe und der Annehmlichkeit ſeines Vortrags zu widerſtehen. Ein Gegner von ihm ſagte: ich habe ihn im Ringen manchmal niedergeworfen: dann aber bewies er mit ſolcher Ueberredungskunſt den Umſtehenden, er habe nicht untergelegen, daß dieſe ihm mehr glaubten, als ihren eigenen Augen. Durch ſein gemäßigtes Betragen, durch die ſorgfältige Vermeidung alles Zudrängens zur Liebe des Volkes überredete er dieſes bald, daß ein Redner, welcher den ihm ſo ſichern Beyfall verſchmähte, vollkommen das Zutrauen verdiene, welches er nicht ſuche, und daß die Angelegenheiten, welche er vortrug, ſehr wichtig ſeyn müßten, weil ſie ihn zwängen, ſein Stillſchweigen zu brechen. Auch wußte er einen hohen Begriff von der Herrſchaft, welche er über ſich ſelbſt habe, einzuflößen. Einſt, da die Verſammlung ſich bis in die Nacht verzögerte, unterbrach und beſchimpfte ihn ein unbedeutender Bürger unaufhörlich, ja er verfolgte ihn mit Schmähworten bis in ſein Haus. Da befahl Pericles ganz kalt einem ſeiner Sclaven, eine Fackel zu nehmen und den Menſchen nach Hauſe zu begleiten. Seine großen Eigenſchaften verſchafften ihm ſogar den Beynamen des Olympiers; ſein Geiſt herrſchte eben ſo über Athen, wie Zeus über die niedern Götter.

Ueberall zeigte sich Pericles als der Mann, der nicht nur die Fähigkeit, sondern auch die Tugend besaß, welche den jedesmaligen Umständen angemessen war: die Bescheidenheit und Enthaltsamkeit der alten Zeit im häuslichen Leben, unerschütterliche Rechtschaffenheit in Staatsämtern, als Feldherr jene weise Bedachtsamkeit, die nichts dem Zufall überläßt und eher den eigenen Ruf, als das Wohl des Staates wagt. Kein Wunder, daß man ihm jenen hohen Eifer für das gemeine Beste zutraute, der alle andere Leidenschaften sich unterordnet, und niemals aus selbstsüchtigen Absichten handelt. Diese von ihm gefaßte gute Meinung war es, welcher Pericles seine Erhebung und seine Behauptung auf der erstiegenen Höhe während eines Zeitraums von vierzig Jahren (469—429) verdankte.

III. Anfangs theilte er noch die Gunst des Volkes mit Cimon, welcher auf der Seite der Vornehmen und Reichen, so wie Pericles an der Spitze des geringen und armen Volkes stand. Cimon hatte sich in seinen Feldzügen auf rechtmäßige Weise unermeßliche Reichthümer erworben, welche er zur Verschönerung der Stadt und zur Unterstützung der Armen anwandte. Pericles konnte es ihm hierin nicht gleich thun; aber er wußte auf andere Art zu helfen. Durch das siegende Uebergewicht seines Geistes und seiner Beredsamkeit schaltete er mit dem öffentlichen Schatze der Athener und ihrer Verbündeten, wie er es für gut fand, füllte Athen mit Meisterstücken der Kunst, ertheilte armen Bürgern Gehalte, wies ihnen einen Theil der eroberten Ländereyen an, vermehrte die Feste, und ließ sie mit einem Glanz und einer Pracht feyern, die man vorher nicht gekannt hatte, bewilligte eine Bezahlung für die Richter, für die Anwesenden im Schauspielhause und in der Nationalversammlung. Das Volk sah nur den Geber, und kümmerte sich nicht um die Quelle, aus welcher er schöpfte. Bald hatte Pericles das Volk so innig mit sich und seinem Interesse verknüpft, daß er ungescheut und mit Glück auch gegen seine Widersacher handeln und den Schleyer

von seinen eigentlichen Planen lüften konnte. Zuerst bemühte er sich, das Ansehen des Areopags zu schwächen, von dem er die stärkste Widersetzlichkeit befürchten mußte, wenn er seine eigenen freyern und feinern Sitten allgemeiner machen wollte. Durch seinen Freund, den Redner Ephialtes, brachte er es dahin, daß dem Areopag die Entscheidung der meisten Rechtshändel genommen und dadurch sein Ansehen fast ganz zerstört wurde. Nun setzte er mit eben so viel Glück die Verbannung seines Hauptfeindes, des Cimon, durch, indem dieser, auf seinen Betrieb, verdächtiger Verbindungen mit den Spartanern angeklagt wurde. Da aber bald darauf ein Krieg mit diesen entstand, in welchem die Athenienser, ungeachtet der Tapferkeit des Pericles, nicht glücklich waren, so bereuten sie die Verbannung Cimons, und Pericles säumte nicht, auch hierin dem Volke zu willfahren und selbst das Decret seiner Wiederrufung zu befördern; doch soll er vorher mit Cimon den Vertrag geschlossen haben, daß dieser ihm die erlangte Gewalt in der Stadt nicht streitig machen, sondern mit einer Flotte die Länder des Königs von Persien verheeren wollte.

IV. Nach Cimons Tode war Pericles der mächtigste Bürger in Athen. Zwar stellte ihm die Partey der Aristocraten an Thucydides einen Gegner auf; aber bald wußte es Pericles dahin zu bringen, daß jener durch den Ostracismus verbannt wurde. Und nun war er durch nichts mehr gehindert, seine Plane zur Vergrößerung der Macht seiner Vaterstadt und zu ihrer Verschönerung auszuführen. Vor allem suchte er die Bundesgenossen der Athener niederzuhalten, indem er ihre Verfassung ebenso einrichtete, wie die athenische war, und immer die democratische Partey derselben gegen die aristocratische in Schutz nahm. Es wurden mehrere Versuche gemacht, das athenische Gebiet zu erweitern. Alle Jahre wurden 60 Kriegsschiffe abgeschickt, auf welchen sich viele junge Bürger befanden, die auf 8 Monate Sold bekamen, um den Seedienst er-

lernen zu können. Ferner sandte Pericles, um die Müßiggänger in der Stadt zu vermindern und die Lebensbedürfnisse wohlfeiler zu machen, Colonien nach Chersones, Naxus, Andrus, Thracien und Sybaris in Italien.

Athen selbst verschönerte er durch öffentliche Gebäude so sehr, daß die Ausländer in das größte Erstaunen gesetzt wurden. Dahin gehören: ein Tempel zu Eleusis, die lange Mauer, welche den Hafen Pyräus mit der Stadt verband, das Odeon, worin die musicalischen Wettstreite gehalten wurden, vor allen aber die Propyläen der Burg und der berühmte Athenentempel auf derselben.

Erstaunen und Bewunderung ergriff den Fremden, welcher zum ersten Male in die Straße trat, welche auf die Burg führte. Er sah hoch über die gewöhnlichen Häuser erhaben ein breites glänzendes Säulenthor, ganz von Marmor, mit fünf hohen Durchgängen, und zu beyden Seiten mit großen Flügelgebäuden versehen, deren Inneres mit der größten Pracht verziert war. Hinauf stieg man zu diesem prächtigen Thore auf vielen Stufen, die, nächst denen in Persepolis, die prächtigste Treppe in der Welt bildeten. Auch sie waren von Marmor, und so breit als das ganze Thor, breiter als die breiteste Straße in unsern Hauptstädten. Stieg man hinauf, so konnte man sich nicht enthalten, ehe man durch einen der fünf Bogen des Thores ging, still zu stehen, und zurückzuschauen von der Höhe auf die unten ausgebreitete Stadt hinab, und weit über dieselbe hinweg: eine entzückende Aussicht! Dann pfleg'te man die beyden marmornen Flügelgebäude zu besehen. Das zur Linken war ein Tempel der Siegesgöttinn, das zur Rechten ein aus mehrern Hallen zum Lustwandeln bestehendes Gebäude, dessen innere Wände mit den trefflichsten Gemälden der berühmtesten Maler ausgeschmückt waren. Hier bewunderten die Bürger von Athen ihre und ihrer Ahnen Heldenthaten, und die Jugend ward entflammt für Ruhm und Vaterlandsliebe. Man ehrte die

schönen Abbildungen griechischer Thaten als heilige Denkmäler griechischer Tugend, und keinem fiel es ein, sie zu verletzen. Zeichnung und Ausführung des Ganzen rührten von dem Athener Mnesicles her; der Bau desselben kostete 2012 Talente.

Durch diese Propyläen oder Vorhallen kam man nun in die eigentliche Burg, einen langen geräumigen Platz, der ringsum mit einer starken Mauer umschlossen war. Auf der höchsten Spitze der Burg stand eine colossale Statue der Athene von Bronze, deren Lanze und Helmbusch man schon am Vorgebirge Sunium, fünf deutsche Meilen von Athen, sehen konnte. Zwey Tempel standen im Innern dieses Hofes, von denen der große marmorne Athenentempel, Parthenon, zu den Meisterstücken der alten Baukunst gehörte. Er war wegen der Höhe des Felsen von allen Seiten zu sehen, man mochte zur See oder zu Lande nach Athen kommen. Die vorzüglichste Zierde dieses Tempels war die Athene, in colossaler Größe etwa 30 Fuß hoch, aus Gold und Elfenbein von dem berühmten Bildhauer Phidias, dem Freunde und Lieblinge des Pericles. Der Künstler hatte anfänglich statt dieses Stoffes Marmor vorgeschlagen. Das Volk hatte sich das schon gefallen lassen und seinen Gründen nachgegeben; als er aber zuletzt auch noch bemerkte, daß Marmor weit wohlfeiler wäre, so schrieen sie sogleich auf, er solle Elfenbein und Gold nehmen.

Dieselbe Eitelkeit bewies das eigenliebige Volk, als einige Gegner den Pericles anklagten, er verschwende durch diese ungeheuren Werke die Gelder des Staats. Pericles betrat darauf die Rednerbühne, und stellte vor, wie nützlich durch diese Bauten eine große Menge armer Bürger beschäftigt und ernährt würden. Hierauf legte er dem Volke die Rechnungen vor, die wirklich die jährlichen Einkünfte der Republik weit überstiegen, und fragte, ob ihnen das zu viel dünke. Alle meinten, ja, es sey allerdings übertrieben. Gut, sagte Pericles, so will ich selbst die Kosten

übernehmen, und mein väterliches Vermögen auf die Verschönerung eurer Stadt verwenden; aber dafür werde ich auch meinen Namen auf jedes einzelne Werk zum ewigen Gedächtnisse setzen lassen. „Nein, nein!" schrie sogleich das Volk, und bewilligte die ganze Summe.

V. Ungeachtet dieser ungeheuren Ausgaben wurden doch die Staatsgelder nicht verringert. Vielmehr verdreyfachte Pericles die öffentlichen Einkünfte, theils durch eine bessere Einrichtung der öffentlichen Occonomie, theils durch die Erhöhung der Abgaben, welche die Bundesgenossen bezahlen mußten, am meisten aber durch die Verlegung des gemeinschaftlichen Schatzes der Griechen von Delos nach Athen, welches letztere unstreitig eine ungerechte Gewaltthätigkeit war, so sehr auch Pericles diesen Schritt zu vertheidigen suchte. Durch diese Vermehrung des Staatsreichthums sah sich Pericles in den Stand gesetzt, die See- und Landmacht der Athener zu verdoppeln und jene unsterblichen Werke aufzuführen. Dadurch machte er Athen zur prächtigsten aller griechischen Städte, veranlaßte eine Menge neuer Erwerbarten, beschäftigte die Hände aller Bürger, machte seine Vaterstadt zum Mittelpunct eines ausgebreiteten Handels, und breitete Wohlstand und Betriebsamkeit unter allen Classen von Einwohnern aus. Zugleich stieg durch seine Unterstützung die geistige Cultur zu dem höchsten Grade in der damaligen civilisirten Welt. Die Tragödie weckte die Schattengestalt der Heroen der Vorzeit, und stellte mythische Wesen in den Zauberkreis der Vergangenheit; die neuentstandene Comödie geißelte die Thorheiten der Vornehmen und Geringen, der Mächtigen und Unbedeutenden, der Gelehrten und Ungelehrten. In den Gymnasien wurden die leiblichen und geistigen Kräfte der Jünglinge gleichmäßig angeregt, entwickelt und geübt. Die Hörsäle der Philosophen wurden geöffnet, wo der reifende Jüngling sich zum Redner, Staats- und Geschäftsmanne vorbereitete. Kurz, Athen vereinigte unter Pericles alle Seiten der menschli-

chen Cultur in sich, und alle Richtungen vernünftiger Thätigkeit gingen aus diesem lebendigen Mittelpuncte hervor, so daß man den Zustand Athens in dieser Zeit nicht besser beschreiben kann, als mit den Worten des griechischen Weisen und Geschichtschreibers Xenophon: „Wer bedarf nicht der Stadt Athen? nicht alle Länder, welche reich sind an Korn und Heerden, an Oel und Wein? nicht alle, welche mit ihrem Verstande oder mit ihrem Gelde wuchern können? Handwerker, Sophisten, Philosophen, Dichter, und alle, welche Hörens- und Sehenswerthes im Heiligen und Oeffentlichen begehren, die, welche schnell vieles kaufen und verkaufen wollen, wo könnten sie dieses alles besser finden, als in Athen?"

VI. Das war Athen unter der Staatsverwaltung des Pericles. Und doch kann der treue Geschichtschreiber nicht läugnen, daß eben diese Staatsverwaltung auch Athens Verderben ward. Durch die Einschränkung des Areopags zu einem blossen Criminalgerichte und die Abschaffung des Einflusses des Senats auf die Volksversammlung waren alle Zügel weggenommen, von denen Solon die Bändigung des Volkes erwartete. Durch die Besoldung der aus dem Volke genommenen Richter aus der öffentlichen Casse wurden die Werkstätten der Handwerker geleert, weil man nun vom Richteramte leben konnte. Durch die Pracht der Feste ward das Volk in seinem Hange zum Müßiggang und zu sinnlichen Vergnügungen gestärkt. Endlich zog Athen durch den despotischen Uebermuth, mit dem es, im Gefühl seiner Macht, seine Nachbarn und Bundesgenossen behandelte, einen Krieg herbey, der die übermüthige Stadt, ob sie gleich mit Geld, mit einem tapfern und sieggewohnten Heere, mit Flotten, die auf allen Meeren herrschten, und mit einer Reihe fester Plätze, kurz mit allem, was ihr Sieg versprechen konnte, in den Kampf trat, doch von seiner Höhe in verzweiflungsvolles Elend niederstürzte. Es war dieß der peloponnesische Krieg, der 27 Jahre lang (431—404) zwischen den im Peloponn-

nes befindlichen und einigen andern griechischen Staaten des eigentlichen Hellas auf die hartnäckigste Weise geführt wurde. Das Haupt der erstern war Sparta, das der letztern Athen.

18.

Der peloponnesische Krieg.

I. Mit Recht nennt Thucydides diesen Krieg den merkwürdigsten, den Griechenland je geführt hat. Kein anderer Krieg war so allgemein, indem er sich nicht nur von Attica und dem Peloponnes aus über das ganze alte Griechenland fortwälzte, sondern auch die griechischen Inseln und Colonien in Asien, Italien und Sicilien ergriff. In keinem andern Kriege wurden so viele edle Geschlechter vertilgt, so viele Städte durch Feinde oder innere Meutereyen verwüstet, so viele Länder entvölkert und verheert, so viele blutige Schlachten geliefert; in keinem wurden die Sitten der Griechen so unheilbar verdorben, und die Staatsverfassungen aller Völker, die der Spartaner ausgenommen, so häufig umgeworfen. Selbst der Himmel schien in diesem Zeitraume auf die Griechen zu zürnen; denn in keinem andern wurden alle Theile von Griechenland so sehr durch verheerende Seuchen, zerstörende Ueberschwemmungen, Dürre, Mißwachs und Hungersnoth aufgerieben; nie wurden die niedergeschlagenen Gemüther durch furchtbare Erscheinungen am Himmel so in Schrecken gesetzt. Durch alle diese Plagen fiel das ganze griechische Volk in eine tödtliche Schwäche, von welcher es sich nie wieder erholte, und welche bald nachher allgemeine Knechtschaft und Abhängigkeit, den Verlust der erhabensten Tugenden und den traurigen Fall aller Künste und Wissenschaften nach sich zog.

II. Kriege haben nie eine einzelne bestimmte Ursache; sie sind immer die Ausbrüche einer längst vorhandenen Eifersucht oder Herrschbegierde, die, gleich einer Pulvermine, nur einen Funken verlangt, um sich zu entzünden.

So darf man also auch nicht nach der Ursache dieses sogenannten peloponnesischen Krieges fragen, sondern nur nach der Veranlassung. Diese war folgende:

Zwischen der Insel Corcyra und der Stadt Corinth war durch eine Handelscollision eine blutige Fehde ausgebrochen. Beyde bathen Athen um Hülfe, und Athen sagte sie der Insel zu. Dafür wiegelten die Corinther die Athen unterworfenen Handelsstädte Amphipolis, Potidäa ꝛc. an der macedonischen Küste zur Rebellion auf, und die Athener schickten eine Flotte hinauf, Potidäa zu belagern. Diese Stadt sammt andern sandte Bittende nach Sparta; es kamen die Corinther, die Megaräer, die Aeginer, alle mit bittern Klagen über Athens Herrschsucht. Man hörte sie nach der Reihe im Rathe zu Sparta an. Einige Athener, welche gerade zugegen waren, traten gleichfalls auf, ihre Landsleute in langen Reden zu vertheidigen, in denen sie sich besonders auf den Ruhm ihrer Stadt in den Perserkriegen beriefen. Ein spartanischer Ephorus aber sagte kurz: „Wenn die Athener sonst brav gewesen sind, so sind sie jetzt ausgeartet, und wenn ihr Uebermuth Andere unterdrücken will, so muß er gezüchtigt werden.“ Es erging daher eine sehr ernsthafte Weisung von Sparta an die Athener, den unterjochten Städten und Inseln ihre Unabhängigkeit wieder zu geben; wo nicht, so werde man sie bewaffnet dazu zwingen. Selbst der befragte Gott zu Delphi verhieß seinen Segen zu diesem Verfahren.

Nachdem diese Botschaft dem Volke zu Athen bekannt gemacht worden war, betrat Pericles die Rednerbühne, stellte in einer hinreissenden Rede das Beleidigende dieser spartanischen Anmaßung dar, und zeigte, daß jetzt auch in der kleinsten Forderung nachgeben seine Unterwerfung erklären heiße. Hierauf legte er ihnen die mächtigen Hülfsquellen des Staats vor Augen, verglich sie mit den weit schwächern des Feindes, und zog daraus den Schluß, daß Athen bey einem Kriege durchaus nichts wage. Es ward ihm leicht, ein so übermüthiges Volk von seiner Unbezwing-

lichkeit zu überreden, und eine allgemeine Bestätigung der den Lacedämoniern zu gebenden Antwort, wie er sie vorschlug, zu erlangen. Sie lautete, der Würde eines tapfern Volkes gemäß, folgender maßen: „Man wolle den Bundesstaaten die Unabhängigkeit zugestehen, sobald die Lacedämonier den Staaten ihres Bundes gleiche Freyheit in ihren Regierungsangelegenheiten gestatten wollten. Auch werde man sich gern dem Ausspruche eines vertragsmäßigen Gerichtes fügen, das die Gleichheit beyder Parteyen anerkenne, Folge leisten aber den Befehlen keiner Macht auf Erden.“ Mit diesem Bescheide entließ man die Gesandten.

III. So griffen denn beyde Parteyen zu den Waffen, und boten ihre Bundesgenossen auf. Mit den Lacedämoniern vereint waren alle Peloponnesier, die Argiver und Achäer ausgenommen, und in Hellas die Böotier, Locrer, Phocier, Ambracier, Leucadier, Anactorier und Megaräer; auch rechnete man stark auf die sicilischen und italienischen Griechen, an welche deßhalb dringende Mahnungen ergingen. Die Athener hatten eigentlich wenig Alliirte. Auf dem festen Lande waren die vorzüglichsten die Thessalier und Acarnanier, und unter den Inseln kann man nur Corcyra, Zakynthus, Chios und Lesbos als Bundesgenossen nennen; denn die kleinern, so wie die reichen Städte am Hellespont und in Thracien, waren völlig steuerbare Unterthanen von Athen, und Kriegsschiffe zu halten nicht berechtigt.

IV. Nach ergangenem Aufruf aus Sparta stellten sich die peloponnesischen Krieger und ihre Bundesgenossen auf der corinthischen Landenge ein, um unter den Befehlen des spartanischen Königs Archidamus in Attica einzufallen. Ganz im Geiste des Themistocles stellte jetzt Pericles mit aller Kraft seiner Beredsamkeit den Athenern vor: „Ihre Existenz und ihre ganze Stärke beruhe einzig auf der Flotte, der Brücke zu allen ihren auswärtigen Besitzungen. Für sie also müsse man die Mannschaft sparen, und sie nicht dem Schicksale einer Landschlacht Preis geben, die, auch

glücklich beendigt, doch nie viel entscheiden könne. Die sicherste Maßregel, den Feind zu entkräften, sey die, wenn man bloß vertheidigungsweise verfahre, das offene Land der Verwüstung überlasse, und sich für die letztere durch weit empfindlichere Küstenstreifereyen schadlos halte. Der Staat sey reich genug, um den verarmten Bürgern in Zukunft das Verlorne wiederzugeben." Er legte hierauf den ganzen Finanzstand dem Volke vor. Dem zufolge waren in dem Schatze an gemünztem Gelde 6000 Talente (fast 15 Millionen Gulden). Das Gold und Silber in heiligen Gefässen und öffentlichen Kunstwerken, das im Nothfall benutzt werden durfte, konnte auf 500 Talente geschätzt werden. Außerdem wog das an der Bildsäule der Athene in der Burg befindliche Gold allein 40 attische Pfunde (gegen 100,000 Gulden), und mit Fleiß hatte Phidias dasselbe auf Pericles Rath so angebracht, daß es ohne Nachtheil für die Statue abgenommen werden konnte. Die ganze Landmacht der Republik betrug damals, ohne die Sclaven, gegen 32,000 Mann, und die Flotte bestand aus 300 Triremen, zu deren Bemannung mehr als 50,000 Seeleute erforderlich seyn mußten.

So wie zur Zeit der Perfernoth die Einwohner von Athen zweymal nach Salamis geflohen waren, so räumten jetzt die Landbewohner von Attica ihre zum Theil sehr schönen Wohnungen, und zogen auf Pericles Ermahnung mit ihrer Habe, ihrem Vieh und allen ihren Vorräthen in die Stadt. Ein Theil kehrte bey Verwandten und Gastfreunden ein; ein anderer zog in die Tempel und öffentlichen Hallen; der ärmere Haufe endlich schlug sein Lager in den breiten Straßen zwischen den langen Mauern, oder in den Thürmen dieser Mauern auf. Pericles that sein Möglichstes, um das Murren dieser so übel gebetteten Menge zu stillen. So lange er redete, mußte jeder ihm Recht geben; aber als man nun sah, wie der Feind die schönen Landsitze wirklich zerstörte, erhob sich ein lautes Geschrey, und der bisherige Abgott des Volkes gerieth in Lebensgefahr.

Dennoch blieb er standhaft, und führte das Ruder mit fester Hand. Einzelne Reiterausfälle gelangen immer glücklich. Für die Verheerung der schönen Saatfelder rächte sich eine am Peloponnes herumkreuzende Flotte durch ähnliche Verheerungen und Verwüstungen. Archidamus, nachdem er ein feindliches Heer vergeblich erwartet hatte, und sich in dem verheerten Lande nicht länger halten konnte, kehrte, wie Pericles vorhergesehen, mißmuthig nach dem Peloponnes zurück, und ließ seine Alliirten auseinander gehen.

Den Muth der Athener zu stärken, und das Gedränge in der Stadt ein wenig zu mindern, schiffte Pericles einen Haufen Bürger mit ihren Familien nach Aegina ein. Ferner führte er selbst im Spätherbst ein Heer in das benachbarte megaräische Gebiet, um dort für die Plünderung von Attica das Vergeltungsrecht zu üben. Endlich richtete man das Trauerfest zu Ehren der im Dienste des Vaterlandes Gefallenen feyerlicher als jemals ein. Alle noch erhaltene Leichname wurden verbrannt, die Gebeine in zehn Kisten von Cypressenholz auf eben so vielen Wagen, denen ein eilfter, leerer, für die Nichtaufgefundenen, folgte, unter weiblichen Klaggesängen nach der schön bepflanzten Vorstadt Ceramicus gefahren, und dort feyerlich beerdigt. Auch hielt dießmal Pericles selbst die Leichenrede, ein Muster erhabener und kräftiger Beredsamkeit, wie wir noch beurtheilen können, da der treffliche Geschichtschreiber Thucydides, der wahrscheinlich selbst zugegen war, sie uns ganz aufbehalten hat.

V. Der Winter verging, wie damals gewöhnlich, in Ruhe. Man benützte ihn auf beyden Seiten zu neuen Rüstungen, und den Athenern gelang es, mit dem thracischen Könige Sitalkes und dem macedonischen, Perdiccas, ein Bündniß zu schließen. Aber mit dem neuen Frühling (430) erschien Archidamus wieder mit seinen Spartanern, und überzog die attische Landschaft mit neuer Verheerung. Dießmal trat ein grausamerer Feind mit ihm in den

Bund, ein ansteckendes giftiges Fieber, das von den Inseln herüber nach Athen kam, und eine fürchterliche Niederlage unter den, in der Hitze des Sommers so dicht zusammengedrängten Einwohnern anrichtete. Den Kranken wurden Augen, Zunge und Schlund feuerroth entzündet; ein brennender Durst trieb die Armen an die öffentlichen Brunnen, wo man jeden Morgen viele todt liegen sah. Geschwüre in den Eingeweiden und auf der Haut vermehrten den Schmerz, und eine entnervende Muthlosigkeit erschwerte das Leiden. Bey vielen aber, die die Seuche noch nicht ergriffen hatte, bewirkte der Anblick des nahen unvermeidlichen Elends eine gräßliche Raserey und die Auflösung aller Grundsätze der Sittlichkeit.

Perikles blieb indessen seinem Vertheidigungssystem getreu, und führte dagegen wieder seinen Angriffskrieg zur See, wobey die Küsten des Peloponnes grausam genug geplündert wurden. Die Spartaner in Attika sahen sich abermals außer Stande, gegen die hohen und starken Mauern Athens etwas auszurichten; auch ängstigte sie die Furcht vor der Seuche, und so kehrten sie bereits nach 40 Tagen wieder in ihren Peloponnes zurück.

VI. So wenig Ursache demnach bis jetzt die Athener hatten, mit dem Gange des Krieges unzufrieden zu seyn, so sehr waren sie es dennoch mit den Maßregeln, durch welche das bisherige Glück bewirkt worden war. So patriotisch gesinnt war auch im Alterthum kein Republicaner, daß er dem Ganzen zu Liebe eine Unbequemlichkeit für seine Person lange ruhig ertragen hätte. Und hätten sich auch die Männer bezwungen, wie konnte man das Schreyen der Weiber hemmen, die sich hier auf Jahre an einem fremden Orte in Tempel oder gar zwischen offene Straßenmauern einquartiert sahen, sich in engen Winkeln kümmerlich behelfen mußten, und an ihre schönen, jetzt zertrümmerten Wohnungen auf dem Lande zurück dachten? Man bedenke ferner selbst die Verlegenheit der Vornehmern, deren größter Reichthum doch in ihren Grundstücken und Sclaven

bestand, die beyde seit der zweyjährigen Einschließung unbrauchbar für sie waren: so darf man sich nicht wundern, daß die Partey, die dem Pericles längst nicht wohl gewollt hatte, jetzt mit leichter Mühe allgemeinen Anhang fand, da sie ihn als den Urheber alles Elends verschrie.

So geschah es denn, daß sie es am Ende des zweyten Jahres dahin brachte, daß er förmlich seiner Würde entsetzt, und zu einer Strafe von 15 Talenten verurtheilt ward. Die Machthaber, die nun in seine Stelle traten, glaubten dem allgemeinen Wunsche besser zu begegnen, wenn sie Gesandte nach Sparta schickten, um dort die Gesinnungen auszuforschen, und wo möglich Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Aber dieß feige Beginnen ward mit gerechter Kränkung bestraft. Die Spartaner nahmen einen Ton an, der die übermüthigste Schadenfreude verkündigte.

Für Pericles war die Entfernung von den Staatsgeschäften gerade jetzt eine Erquickung; denn noch viel anderes Unglück hatte ihn in diesem Jahre getroffen. Die böse Krankheit hatte ihn seiner besten Freunde beraubt und sein Haus verödet. Alle seine Kinder waren daran gestorben. Männlich bot er alles auf, was die Weisheit Beruhigendes zu sagen hat, und so gab er auch im Unglück seinen Freunden ein schönes Muster einer großen, auf alles gefaßten Seele. Nur da er auch seinem letzten und geliebtesten Sohne, Paralus, nach griechischer Sitte den Todtenkranz aufsetzte, überwältigte ihn einen Augenblick das stärkere Gefühl, und heiße Thränen entstürzten den männlichen Augen.

Die Athener hatten es unterdessen mit andern Geschäftsführern und Feldherrn versucht; aber keiner hatte in der gegenwärtigen verwickelten Lage der Angelegenheiten ihr ganzes Vertrauen gewinnen können. Mit lauter und ängstlicher Stimme rief man daher nach wenigen Monaten den Verstoßenen wieder auf den Rednerstuhl zurück, und so nahm er denn nach einigem Sträuben seine vorige Stelle als oberster General und Staatsverwalter wieder ein.

VII. War das vorhin erwähnte Friedensgesuch den Athenern schimpflich gewesen, so begingen die Spartaner jetzt eine noch weit entehrendere Handlung. Sie schickten eine Gesandtschaft, bestehend aus drey Spartanern, einem Corinther, einem Tegeaten und einem Argiver, nach — Persien, um diesen Nationalfeind, auf dessen Vernichtung ihre Vorfahren ihren höchsten Ruhm gegründet hatten, jetzt um Hülfe gegen ihre eigenen Landsleute anzuflehen. Kaum erfuhren die Athener diese Nachricht, so ließen sie den Gesandten nachsetzen, sie nach Athen bringen, und ohne weiteres Verhör durch einen Volksbeschluß zum Tode verdammen. Dieß zählte man zum Wiedervergeltungsrecht; denn die Lacedämonier hatten vom Anfange des Krieges an alles, was ihnen von Athenern und atheniſchen Bundesgenossen, ja von neutralen Griechen in die Hände gefallen war, ohne Barmherzigkeit ermordet.

VIII. Im Anfange des dritten Jahres ward endlich Potidäa, dessen eingeschlossene Einwohner schon Menschenfleisch gegessen hatten, von den Athenern durch Capitulation eingenommen. Dieß war die letzte Begebenheit des peloponnesischen Krieges, die Pericles erlebte. Jetzt ergriff auch ihn die pestartige Seuche, und ob er gleich das eigentliche Fieber überstand, so ließ dieses doch eine andere langwierige Krankheit zurück, die ihn zuletzt tödtete (429). Als er schon in den letzten Zügen lag, und die Freunde an seinem Bette sich wehmüthig aus dem rühmlichen Leben des Sterbenden die leuchtendsten Züge zurückriefen, auch seine Kriegsthaten und seine neuen Trophäen: da richtete er sich zum Schrecken Aller — denn sie hatten ihn schon besinnungslos geglaubt — plötzlich auf, und sagte leise: „Freunde, ihr vergeßt das Beste: kein Bürger hat je durch meine Schuld die Trauer angelegt.“ In Wahrheit hat auch wohl kein Feldherr vor ihm das Leben der Soldaten so geschont, und so große Vortheile mit so wenig Blut erkauft. Was aber mehr als alles für die wirkliche Größe seiner Seele spricht, ist der Umstand, daß seine Gegner

ſelbſt, Thucydides und Xenophon, von ihm mit der größten Achtung ſprachen, und daß Socrates ihn im vorzüglichen Sinn mit dem Namen eines weiſen und großen Mannes und eines gebildeten Bürgers belegte.

IX. Nach Pericles Tode richteten die beſſern Bürger ihre Augen vorzüglich auf Nicias, einen Mann von großen Verdienſten und gemäßigter Denkart, aber bey aller kriegeriſchen Tapferkeit zu ſchüchtern und unentſchloſſen für den Lenker einer ſo wilden Volksverſammlung, als die atheniſche war. Der große Haufe aber verlangt von dem, dem er ſich anvertrauen ſoll, vor allen Dingen Vertrauen zu ſich ſelbſt und Entſchiedenheit im Ergreifen und Verfolgen ſeiner Maßregeln, und zieht aus dieſem Grunde oft den unverſchämten Gecken dem allzu bedächtigen Weiſen vor. So geſchah es auch hier. Ein Menſch von ſchlechter Erziehung, eines Gerbers Sohn, Namens Cleon, dem ſein Vermögen, ſein prahleriſches Weſen und ſeine ſtarke Stimme ein Anſehen im Volke gegeben hatten, richtete mit ſeiner Unverſchämtheit mehr in den Verſammlungen aus, als alle die unendlich würdigern Männer, denen bloß der kühne Unternehmungsmuth fehlte, der den Herrſcher vollendet. Um ganz und lange der Mann des Volkes zu ſeyn, ſchmeichelte er demſelben unaufhörlich mit der Vorſpiegelung deſſen, was ſie der Ehre ihres Namens und dem Andenken ihrer Vorfahren ſchuldig wären, was ſie ſchon bis jetzt gethan, und was ſie noch thun könnten. Und da man ſich jetzt an die Verwüſtung des Landes und an die enge Einkerkerung in der Stadt ſo ziemlich gewöhnt hatte, und der Vortheil des Krieges bisher noch immer auf atheniſcher Seite geweſen war: ſo wuchs die Kriegsluſt dergeſtalt, daß niemand von einem Frieden etwas wiſſen wollte. So wurde denn der Krieg von beyden Seiten mit immer größerer Erbitterung gegeneinander fortgeſetzt, und dieſer zog ſo mancher vormals glücklichen Stadt ihren Untergang zu.

X. So bedauerungswürdig war unter andern das Schicksal der Stadt Platää, einer der ersten Städte Griechenlands, die alle Schrecken des Krieges empfinden mußte. Dieser kleine Freystaat in Böotien, dessen Bewohner sich in den frühern Kriegen mit den Persern durch ihre Tapferkeit die größten Verdienste um Griechenland, und selbst um Lacedämon, erworben hatten, wurde jetzt, als ein alter Bundesgenosse Athens, von dem spartanischen Feldherrn Archidamus belagert, und mit seinem gänzlichen Untergange bedroht. Nur dann wollte man der Stadt schonen, wenn sie Athen seinem Schicksale überlassen, und während des Kriegs neutral bleiben würde. Allein die Platäenser erklärten, daß sie sich lieber unter den Trümmern ihrer Stadt begraben lassen, als an ihren Bundesgenossen verrätherisch handeln wollten. Die heldenmuthigen Bürger wehrten auch wirklich anderthalb Jahre lang jeden Sturm ab; und als endlich Mangel an Proviant einriß, schlugen sich 212 der Tapfersten in einer finstern Nacht durch den Feind, und kamen durch einen Umweg glücklich in Athen an. Der Rest blieb standhaft bis in den dritten Sommer; und auch jetzt thaten, wie groß auch der Mangel war, nicht die Eingeschlossenen, sondern die Belagerer den ersten Vorschlag zu einer Capitulation. Die Spartaner versprachen den Platäern, wenn sie sich freywillig ergeben wollten, bloß die Schuldigen, und nicht ohne vorhergegangenen Proceß, zu strafen. Darauf ergaben sie sich. Aber wie erstaunten sie, als die spartanischen Comissarien sie bloß fragten, ob sie während der Belagerung den Lacedämoniern oder ihren Alliirten einen Dienst erwiesen hätten. Vergebens stellten sie das Treulose dieses Verfahrens und das Unsinnige dieser Frage vor; sie wurden ohne Umstände bey Seite geführt, und sämmtlich niedergehauen. Es waren 200 Platäer und 25 Athener. Die Weiber wurden in die Sclaverey verkauft, die Stadt und ihr Gebiet den Thebanern übergeben. Diese machten alle Häuser, mit Ausschluß der Tempel, dem Erdboden gleich, und vertilgten so auf immer von der Erde den Wohnsitz der heldenmüthigsten Männer (428).

XI. Dasselbe Schicksal hätte beynahe zu gleicher Zeit die Stadt Mitylene auf der Insel Lesbos getroffen, die (427) von dem Bunde der Athener abgegangen war, und sich auf die Seite der Lacedämonier geschlagen hatte. Aufgebracht über diese Treulosigkeit, sammelte Athen seine noch übrigen Kräfte, rüstete eine Flotte aus, belagerte mit einem Theile derselben die Hauptstadt, und brachte es bald dahin, daß sie sich auf Discretion ergeben mußte. Der blutdürstige Cleon benützte bey der Nachricht von der Uebergabe dieser Stadt die Unzufriedenheit der Bürger von Athen mit der Treulosigkeit ihrer ehemaligen Bundesgenossen, und decretirte: daß alle waffenfähigen Bürger von Mitylene zum Tode, und ihre Weiber und Kinder zur Sclaverey verdammt werden sollten. Sogleich lief die Galeere, die die dieses Bluturtheil vollziehen sollte, aus, während in der eroberten Stadt sich alles in der bängsten Erwartung befand. Aber am nächsten Morgen erwachte in den Herzen mehrerer atheniſcher Bürger wieder das Gefühl der Menschheit; man dachte sich das Unglück, in welches die Heftigkeit der Leidenschaft des Unwillens am vorigen Tage die armen Bewohner von Mitylene stürzen würde, jetzt mit Abscheu und Widerwillen. Die Abgesandten dieser Stadt benutzten die veränderte Gemüthsstimmung der Athener; es wurde sogleich eine neue Volksversammlung veranstaltet, und, so heftig auch Cleon vor derselben auf der Vollziehung des vorhin gefaßten Beschlusses bestand, so gelang es gleichwohl dem menschlich gesinnten Redner Diodotus, das Volk für die Erhaltung der Mitylener zu gewinnen. Man drang auf Widerrufung des abscheulichen Decrets, und mit einem Eifer, mit dem man die vorige unüberlegte Hitze wieder gut zu machen suchte, wählte man eine der schnellsten Galeeren im Hafen, rüstete sie mit der nöthigen Mannschaft aus, und versprach dem Schiffsvolke reiche Belohnung, wenn es mit der größten Schnelligkeit rudern, und die mit dem Todesurtheil vorangeschickte Galeere noch einholen würde. Wirklich zeigten sich auch diese Ruderer

als Helden der Menschlichkeit bey diesem erhaltenen Auftrage. Tag und Nacht behielten sie die Ruder in den Händen, legten sie selbst, wenn sie aßen, nicht aus denselben, und arbeiteten aus allen Kräften, um jener Galeere zuvorzukommen. Aber diese hatte schon vier und zwanzig Stunden voraus, und lief daher doch einige Stunden eher in den Hafen von Mitylene mit dem unglücklichen Befehle ein. Schon hatte man die unglückliche Bürgerschaft auf dem Markte versammelt, und die bewaffneten Athener hatten den Kreis um sie geschlossen; jetzt wurde ihr das Todesurtheil vorgelesen. Die schauderhafte Stille, die durch den allgemeinen Schrecken und die Todesangst einige Augenblicke in der Versammlung herrschte, wurde schnell durch das laute Angstgeschrey und Händeringen der Weiber und Kinder unterbrochen; schon wurde das Zeichen zur Vollziehung des schrecklichen Todesurtheils gegeben, und mehrere Bürger beugten ihre Häupter, um den tödtlichen Streich zu empfangen: — als sich auf der Höhe von Mitylene das athenische Schiff sehen ließ, das die weisse Flagge, das Zeichen der Gnade, aufgesteckt hatte, und eiligst dem Hafen zusteuerte. Sogleich wurde auf Befehl des menschenfreundlichen Generals mit Vollstreckung des Gerichtes innegehalten. Alles war in staunender Erwartung, und bald wogte von fern her das hochaufjauchzende Volk, das zum Hafen gelaufen war, und die Schiffer und die Abgesandten Athens zum Richtplatze begleitete. Jetzt wurde das Begnadigungsdecret abgelesen, und nun löste sich der vorige Jammer in allgemeines Freudengeschrey auf. Die Väter umarmten ihre Söhne, die Weiber und Mütter schlossen die wiedergeschenkten Männer und Kinder in ihre Arme, und stürzten so voll heißen Dankes zu den Füssen der Sieger nieder, die selbst bey diesem Schauspiel die freudigste Rührung empfanden und diesen Tag der Errettung mit ihren neuen Bundesgenossen in Fröhlichkeit begingen.

XII. Nachdem endlich der Krieg bereits neun Jahre gedauert und die kriegführenden Mächte ziemlich erschöpft hatte, wünschte man den Frieden; und allem Anscheine nach wäre er schon einige Jahre früher geschlossen worden, hätten ihn nicht ein paar Volksführer aus Privatinteresse aufgehalten: von Seiten der Spartaner Brasidas, ein junger Held, der seine kriegerische Laufbahn zu verlängern suchte, und von Seiten der Athener der ehrgeizige Cleon. Beyder Tod hob endlich dieses Hinderniß, und so ward 422 v. Chr., im zehnten Jahre des Kriegs, Friede, und alles wieder auf den Fuß wie vor dem Kriege gesetzt.

So sehr aber die beyden anführenden Staaten den Frieden gewünscht hatten, so sehr zauderten sie jetzt, die Bedingungen desselben zu erfüllen. Weder Sparta noch Athen räumte die gegenseitig weggenommenen Städte. Ohne sich den Krieg erklärt zu haben, waren sie doch wie im Krieg, ohne Zutrauen, ohne Freundschaft, in jedem Augenblicke bereit, einander Schaden zuzufügen. Ein solcher Friede mußte von kurzer Dauer seyn.

19.

Alcibiades. Fortsetzung und Ende des Kriegs.

I. Zwey Jahre hatte diese Spannung gedauert, als ein junger Mann, dem die Natur zu den größten Gaben des Geistes nur ein einziges Talent zum wahrhaft großen Manne versagt hatte — die Beharrlichkeit —, den Schauplatz betrat.

Alcibiades war mit dem Hause der Alcmäoniden und mit Pericles verwandt, und besaß ein seiner Geburt entsprechendes Vermögen. Mit diesen Vorzügen verband er die schönste männliche Gestalt, die man je in Griechenland gesehen hatte, eine üppige Fülle von Gesundheit und Lebenskraft, Anstand und Gewandtheit in allen Bewegungen, und einen hinreißenden Schmeichelton der Stimme, an dem selbst ein leises Lispeln für reizend galt. Die

Lebhaftigkeit und Stärke seines Geistes war nicht minder bewunderungswürdig. In seinem Character stachen früh ein unbändiger Muthwille und eine Sucht, durch ausserordentliche Thaten und Einfälle zu glänzen, als herrschende Züge hervor. Frühe Schmeicheley verderbte ihn völlig. Unabläſſig, wie Pericles, sein Leben dem Vaterlande zu widmen, ließ das ungestüme Feuer seines Temperaments nicht zu; aber in einzelnen Anläufen hat er wahrhaft große Dinge gethan.

Schon aus seinen Kinderjahren wurde uns mancher kleine Zug von Geistesgegenwart und Keckheit aufbehalten. Einem stärkern Knaben, der ihm während des Ringens zurief, er beiße ja wie ein Weib, antwortete er: Sage, wie ein Löwe. Einen Fuhrmann, der ihn auf der Straße im Würfelspiel seinen Wurf nicht vollenden lassen wollte, zwang er dadurch zum Halten, daß er sich quer vor die Pferde warf. Seinen Lehrern bewies er strengen Gehorsam und glühende Wißbegier. Nur die Flöte wollte er nicht lernen. Er sagte: sie entstelle das Gesicht, auch könne man dazu nicht sprechen oder singen, wie bey andern Instrumenten. „Die Kinder der Thebaner," pflegte er zu sagen, „die nicht reden können, mögen die Flöte blasen."

Um es in der Beredsamkeit recht weit zu bringen, suchte er den berühmten Socrates, den unüberwindlichsten aller griechischen Lehrer, auf. Er fand aber in ihm weit mehr, als er gesucht hatte, das höchste Muster eines völlig mit sich selbst übereinstimmenden Characters, und den einzigen Mann, der interessant und achtungswerth genug war, um ihn auf immer an sich zu fesseln. Als der peloponnesische Krieg ausbrach, wurden sie beyde auf der Flotte eingeschrieben, die nach Potidäa bestimmt war; denn in Griechenland war jeder Bürger, wenn ihn die Reihe traf, Soldat. Hier nahm der Jüngling seinen Lehrer an seinen Tisch, schlief mit ihm in Einem Zelt, und focht an seiner Seite. Im ersten Treffen, wo Alcibiades wie ein Löwe stritt, und sich blindlings in die Feinde stürzte, wurde

der besonnenere, aber nicht minder tapfere Weise sein Retter. Nach der Schlacht, als nach griechischer Sitte die Tapfersten genannt werden sollten, und die Generale geneigt waren, dem jungen Alcibiades wegen seiner erlauchten Geburt die Ehre der Aristeia zu erweisen, war Socrates einer der ersten, der es bezeugte, der Jüngling habe diese Auszeichnung vorzüglich verdient. Man schenkte ihm darauf den Siegeskranz und eine Rüstung, und überging den ehrlichen Socrates, der bescheiden genug war, sein eigenes Verdienst zu verschweigen. Nicht lange nachher vergalt der dankbare Schüler seinem Lehrer jene Wohlthat. In einem andern Treffen, bey Delium in Böotien (424), das für die Athener übel endigte, gerieth der letztere, der unter dem schwerbewaffneten Fußvolk diente, in ein gefährliches Gedränge; aber Alcibiades, der zu Pferde war, sprengte mit einem Trupp Reiter herbey, und befreyte ihn glücklich. — Den Ernst des Socrates in sich aufzunehmen, verstattete jedoch sein flüchtiges Temperament nicht. Muthwille blieb immer ein Hauptzug in seinem Character. Einst wettete er in einer Gesellschaft von lustigen Brüdern, daß er einem alten, angesehenen und würdigen Manne öffentlich eine Ohrfeige geben wolle. Er führte es richtig aus, und lief davon. Die Sache wurde schnell bekannt, ganz Athen sprach mit Unwillen davon, und Alcibiades, um seine Ungezogenheit wieder gut zu machen, ging am andern Morgen nach des Greises Hause, bath guthmüthig um Verzeihung, entblößte seinen Rücken, und erbot sich, so viele Geißelhiebe auszuhalten, als er dictiren wollte. Der alte Mann verzieh ihm augenblicklich, und gewann den unwiderstehlichen Schmeichler so lieb, daß er ihm bald darauf sogar seine Tochter zur Frau gab.

Durch viele solcher Streiche wurde er zum täglichen Stadtgespräch, und das freute ihn unendlich. Er kaufte sich einen schönen Hund, und bezahlte dafür den ungeheuren Preis von 70 Minen. Das gab wieder ein Gerede. Als einige sagten, der Hund sey fast noch schöner als sein

Herr, hieb er ihm den Schwanz ab, und nun ward erſt recht geſchwatzt. Was du auch machſt! ſagte ein Freund zu ihm. Alle Leute ſprechen von dem Hundeſchwanze. Das wollte ich eben haben, rief lachend Alcibiades. — Einmal ging er über den Markt, und fand dort einen großen Zuſammenlauf. Er fragte nach der Urſache; man ſagte ihm, es ſey eben eine Geldvertheilung. Gleich ſchickte er nach Hauſe und ließ auch Geld austheilen, wodurch der Lärm auf dem Markte noch größer wurde. Indem er ſo da ſtand, und recht herzlich über den Jubel des armen Pöbels lachte, flog ihm auf einmal eine Wachtel, die er unterwegs gekauft hatte, aus dem Mantel davon. Selbſt das vermehrte das Geſchrey, denn er ſetzte eine Belohnung auf den Wiederfang. Ein Steuermann brachte ſie zurück, und kam dadurch in der Folge zu großen Ehren.

Als er an den Staatsgeſchäften Theil zu nehmen anfing, that er es in äußerer Pracht allen Athenern zuvor. Er ging in einem koſtbaren, lang nachſchleppenden Purpurmantel einher, führte im Kriege einen goldenen Schild, theilte mit unerhörter Freygebigkeit reiche Geſchenke unter das Volk aus, und gab aus ſeinem Vermögen öffentliche Schauſpiele mit einer Pracht, in der es ihm noch niemand gleich gethan hatte. Er ſchickte ſieben ſchönbeſpannte Wagen zu den olympiſchen Spielen, welches ſelbſt kein König und keine Republik vor ihm noch gethan hatte. Drey davon erhielten den Preis, worauf er ſich nicht wenig zu Gute that.

II. Noch ehe er das zwanzigſte Jahr erreicht hatte, wollte er ſchon als öffentlicher Redner in der Volksverſammlung auftreten; aber Socrates hielt ihn durch ernſthafte Vorſtellungen davon zurück. Erſt zehn Jahre ſpäter finden wir ihn unter den Staatsmännern. Sein erſter politiſcher Verſuch beſtand darin, daß er im dritten Jahre nach dem geſchloſſenen Frieden (420), die Städte Argos, Elis und Mantinea durch geſchickte Unterhandlungen in den atheniſchen Bund verflocht, und dadurch die ſpartaniſche

Herrschaft selbst im Peloponnes mächtig erschütterte. Bald wurde er zum Obergeneral der atheniſchen Republik erwählt, und voll Durst nach Kriegsruhm, brachte er nun eine große Unternehmung auf Sicilien in Vorſchlag. Hier tyranniſirte das große und reiche Syracus die übrigen ſiciliſchen Städte gerade eben ſo, wie Athen ſeine ſogenannten Bundesgenoſſen. Die Stadt Egeſta bath die Athener um Beyſtand gegen ihre mächtige Nebenbuhlerinn. Gegen alles Abmahnen des bedächtigen Nicias ging des Alcibiades Vorſchlag durch, und es ward eine der glänzendſten Flotten ausgerüſtet, die man bis dahin in Griechenland geſehen hatte (415). Die Anführer der Triremen ſparten kein Geld, und legten zu der täglichen Löhnung, die jeder Matroſe aus dem öffentlichen Schatze erhielt, noch anſehnliche aus ihrer Taſche zu. Die Schwerbewaffneten, insgeſammt ausgeſuchte Leute, wetteiferten unter einander in der Schönheit der Bewaffnung; denn nach griechiſcher Sitte mußte jeder Soldat ſelbſt für ſeine Equipage ſorgen. Ganz Athen ſah der Einſchiffung dieſer ſo trefflichen Mannſchaft im Piräus zu. Nach vollbrachten feyerlichen Opfern und Gebethen und nach Abſingung des Päans (Kriegsgeſangs) ſtach die Flotte in die See.

In Corcyra geſellten ſich die Contingente der Bundesgenoſſen hinzu. Mit ihnen beſtand die ganze Flotte aus 134 Triremen, 30 größern und 100 kleinern Transportſchiffen. Schwerbewaffneter Fußſoldaten zählte man 5100 Mann (darunter 500 Argiver und 250 Mantineer), die Leichtbewaffneten beſtanden in 400 atheniſchen und 80 cretenſiſchen Bogenſchützen, 700 rhodiſchen Schleuderern, und 120 megariſchen Flüchtlingen. Pferde führte man nur 30 mit.

Die Anführer dieſer Unternehmung waren Nicias, Alcibiades und Lamachus. Wie ſie mit den ſiciliſchen Städten vorher noch nichts Beſtimmtes verabredet hatten, ſo waren ſie auch unter einander ſelbſt uneinig, und in kurzem erſchienen Herolde aus Athen, die den Alcibiades

schleunig zurückriefen, um sich wegen gewisser Anklagen zu rechtfertigen, die sich dort gegen ihn erhoben hatten. Seine Feinde hatten nämlich dem Volke eine ängstliche Besorgniß wegen seiner geheimen ehrsüchtigen Plane eingeflößt, und den Verdacht einer nächtlich verübten freventlichen Verstümmelung der Hermen auf den Straßen auf ihn zu bringen gesucht. Wohlbekannt mit dem Geiste des Pöbels folgte er zwar gehorsam dem Heroldsschiffe, entsprang aber mit seinen Freunden an der italienischen Küste. Jemanden, der ihn fragte, ob er denn seinem eigenen Vaterlande nicht traue? erwiederte er: „O ja, in allen andern Dingen; doch wo es mein Leben gilt, selbst meiner Mutter nicht, denn sie könnte aus Versehen einen schwarzen Stein statt des weißen in die Urne werfen.“

Die Fortschritte des atheniſchen Heeres in Sicilien waren unterdessen nur sehr langsam. Man fand in Egesta nicht so viel Geld, als man erwartet hatte, und mußte, um dem Staatsschatze nicht beschwerlich zu fallen, auf gewaltsame Mittel denken. Dem zufolge wurden einige offene sicilische Städte überfallen, und die weggeschleppten Einwohner in der Stadt Catana als Sclaven verkauft. Man löſete aus ihnen 120 Talente. Dergleichen Verfahren, besonders gegen Barbaren, schien selbst den griechischen Philosophen nicht anstößig.

III. Alcibiades fand indeß Gelegenheit, nach Argos zu kommen, und von da bahnte er sich bald einen Weg nach Sparta. Hier gelang es seiner unwiderstehlichen Gewandtheit schnell, sich das Zutrauen einer bedeutenden Partey im Rathe zu verschaffen. Durch diese wollte er sich an den Athenern rächen, und in der That gab er dem bisher so trägen und bedächtigen Feinde Anschläge ein, die sein Vaterland an den Rand des Verderbens brachten. Auf seinen Rath schickten die Spartaner einen trefflichen Feldherrn, Namens Gylippus, mit auserlesener Mannschaft nach Sicilien, und einen ihrer Könige, Namens Agis, mit einer andern Schaar nach Decelea in Attica.

Dieſer Flecken, wenige Stunden von Athen, ward unvermerkt zu einem ſo feſten Caſtell gemacht, daß eine ſpartaniſche Beſatzung faſt 9 Jahre ununterbrochen darin hauſen, Athen beobachten, und manche Störung verurſachen konnte.

Die Erſcheinung eines ſpartaniſchen Hülfsheers in Sicilien war beſonders dem Nicias ein Schrecken. Er hatte während einer faſt jahrelangen Belagerung von Syracus einen ſo hohen Wall längs der Stadtmauer zu Stande gebracht, daß die Bürger ſelbſt, zumal da innerer Parteyenzwiſt ſie ängſtigte, auf die Uebergabe dachten. Da flößte ihnen auf einmal die unerwartete Hülfe neuen Muth ein, um ſo mehr, da Gylippus ein Mann war, der durch ſein kluges Betragen gleich bey ſeiner erſten Erſcheinung das allgemeine Vertrauen gewann. Nicias ſah ſich jetzt, da alle Syracuſer ſich einmüthig gegen ihn erklärten, viel zu ſchwach, und anſtatt Syracus erobern zu wollen, mußte er vielmehr darauf denken, wie er ſich hinter ſeinen Wällen ſelbſt vertheidigen könnte. In dieſer Noth bath er die Athener um ſchleunige Unterſtützung, und ſandte bey dieſer Gelegenheit den erſten ſchriftlichen Bericht, deſſen die alte Kriegsgeſchichte erwähnt, nach Hauſe. Hierauf ward der treffliche General Demoſthenes mit einer zweyten Flotte abgeſandt, die der erſten an Zahl und Tüchtigkeit der Mannſchaft wenig nachſtand. Allein das Uebel war hier ſchon ſo unheilbar geworden, daß auch dieſe Hülfe nichts gegen die Uebermacht und gegen die örtlichen Vortheile des Feindes vermochte. Ueberall wurden die Athener, einzeln und im Ganzen, zur See und auf dem Lande, geſchlagen, und auch die Tapferſten verzweifelten an ihrer Rettung. Die Lebensmittel gingen ihnen aus, allenthalben bezeigten die Einwohner ſich feindſelig, Krankheiten riſſen ein, faſt alle Sclaven entliefen, und die Soldaten mußten auſſer der ſchweren Rüſtung noch ihr Gepäck allein tragen. Ueber die Hälfte der Schiffe war ſchon genommen; die übrigen wollte man nördlich hinauf ziehen, und zu Lande nachmarſchieren. Es ward demnach

in einer Nacht aufgebrochen. Allein Gylippus hatte auch für dieſen Fall ſchon ſeine Maßregeln getroffen In der Dunkelheit trennte ſich Demoſthenes mit ſeinem Corps von dem des Nicias, und gerieth auf einen ihm unbekannten Weg, auf dem er mit 6000 Mann ohne Rettung dem Feinde in die Hände fiel. Nicias hielt ſich noch einige Tage, verſuchte dann ſich durchzuſchlagen, mußte ſich aber endlich gleichfalls dem Gylippus ergeben. So kam von den beyden größten Flotten, die Athen jemals ausgeſandt hatte, nicht Ein Mann, noch weniger Ein Schiff zurück. Und da die Sieger ein wilder Democratenhaufe waren, ſo war das Schickſal der Beſiegten fürchterlich. Umſonſt erhob Gylippus die Stimme der Menſchlichkeit; durch einen Volksbeſchluß auf dem Markte zu Syracus wurden die beyden Anführer, Nicias und Demoſthenes, zum Tode verurtheilt, die übrigen Gefangenen aber aus Mangel an ſo geräumigen Gefängniſſen in einen großen Steinbruch eingeſperrt, wo ſie zwey Monate unter freyem Himmel im bejammerungswürdigſten Zuſtande ſchmachteten, bis ſie endlich ſämmtlich als Sclaven verkauft wurden (413).

IV. Die Nachricht von dieſem unerhörten Schlage kam nur in der Geſtalt eines verworrenen Gerüchtes nach Athen. Niemand wollte es glauben, bis endlich einige ſpät und mit Mühe Entronnene die ſchreckliche Beſtätigung brachten. Furcht und Verzweiflung ergriffen jetzt das ganze Volk. Woher wollte man ein zweytes Heer wie dieſes nehmen? Womit wollte man noch die Herrſchaft über die Inſeln und Küſten behaupten? Unglücklicherweiſe bewegte Alcibiades die Spartaner gar noch zum Schiffbau, und machte ſelber die Inſel Chios, die 60 Kriegsſchiffe beſaß, und das reiche Milet vom atheniſchen Bunde abwendig. Die mächtige Inſel Lesbos, und Euböa, die Kornkammer von Attica, wollten freywillig in den peloponneſiſchen Bund aufgenommen ſeyn. Pharnabazus und Tiſſaphernes, zwey perſiſche Satrapen, jener von Bithynien, dieſer von Carien, waren gleichfalls geſchäftig, die griechi-

schen Städte an der jonischen Küste, größtentheils den Athenern zinsbar, wieder unter die persische Herrschaft zu bringen, und schloßen sich zu dem Ende an die Peloponnesier an. Ja die Spartaner vergaßen die Ehre ihres Vaterlandes so sehr, daß sie persischen Sold nahmen, und einen Vertrag mit Tissaphernes schloßen, kraft dessen sie dem Perserkönig ein Recht auf den ganzen griechischen Boden zugestanden, so weit er ihn vormals inne gehabt. Ein Glück für Griechenland, daß jetzt das persische Reich in seinem Innern bereits in zu tiefem Verfalle war, um solche Gelegenheiten benützen zu können.

Auch Sparta ließ den Augenblick vorübergehen, wo das ganz wehrlose und bestürzte Athen ihm offen gestanden hätte. Es blieb seinem kalten, ruhigen System getreu, und hatte jetzt gerade keinen Brasidas, den nach kühnen Thaten dürstete. Ja der einzige unternehmende Kopf, dessen Rathschläge bisher allein das Unglück der Feinde bewirkt hatten, Alcibiades, ward jetzt (412) bey einem Parteywechsel als ein gefährlicher Gast befeindet, und entrann nur durch eine schnelle Flucht dem Meuchelmorde.

Er wollte es nun einmal mit den Persern versuchen, und ging nach Sardes zu Tissaphernes. Auch dieser widerstand dem Zauber seiner gefälligen Sitten und seiner Beredsamkeit und Klugheit nicht lange. Alcibiades rieth ihm, keine der beyden griechischen Parteyen allzu sehr zu unterstützen, damit sie sich lieber durch einen längern Krieg einander selbst aufrieben. Dieser Rath brachte eine Verzögerung in den Geschäften der Peloponnesier hervor, welche den Athenern Zeit ließ, sich von ihrem tiefem Falle zu erholen.

V. Auch jetzt hatte dieser kleine, an großen Genies unerschöpfliche Staat noch Männer genug, die im Strudel der unseligsten Verwirrung das Rechte zu ergreifen und festzuhalten wußten. Merkwürdig ist unter diesen Antiphon, der größte Staatsmann seiner Zeit, aber ein so entschiedener Feind des Democratenunfugs, daß ihn eckelte,

selbst die Rednerbühne zu besteigen, und zu ruheliebend, um sich für redliche Bemühungen nur Neid und Feindschaft zu erwecken. Er wirkte daher lieber mittelbar durch talentvolle Männer vom zweyten Range, und so stellte er auch jetzt einen gewissen Pisander als sein Organ in der Volksversammlung auf. Der Beystimmung der Besten schon im Voraus gewiß, hielt dieser jetzt einen Vortrag an das Volk, mit dem er sich nur zur Zeit des Unglücks hervorwagen durfte. Es galt nämlich nichts geringeres, als eine gänzliche Veränderung der Verfassung und die Einführung der Oligarchie. Die executive Gewalt sollte einem Senate von 400 Bürgern übertragen werden, an dessen Spitze fünf Präsidenten ständen. Fünftausend auserlesene Bürger sollten nur für den Nothfall die letzte Instanz ausmachen.

Durch einen äußerst geschickten Vertrag gelang es, das Volk für diese Veränderung zu gewinnen. Besonders wirkte die Vorstellung, daß die Spartaner sich unter dieser Bedingung am ersten in Friedensunterhandlungen einlassen würden. Man schritt hierauf sogleich zur Wahl der neuen Senatoren, ohne sich um den bestehenden Rath der Fünfhundert zu bekümmern. Diesen zur Abtretung seiner Würden zu bewegen, bediente man sich der Ueberraschung. Eine Anzahl zuverläßiger Bürger besetzte unvermuthet die wichtigsten Plätze der Stadt. Hierauf begaben sich die neuen Senatoren, heimlich mit Dolchen bewaffnet, und von 120 Jünglingen begleitet, in das Prytaneum (dem Regierungspalast), zahlten den Fünfhunderten ihre rückständige Besoldung aus, und ersuchten sie, sich ruhig wegzubegeben. Dieß geschah, und alles ging glücklich vorüber. Die Vierhundert wählten hierauf Präsidenten aus ihrer Mitte, und begannen ihre neuen Geschäfte mit den üblichen Gebethen und Opfern. Einzelne Widerspenstige, von denen eine Aufwiegelung zu fürchten war, wurden durch heimlich ausgesandte Meuchelmörder aus dem Wege geräumt (411).

VI. Allein Eine Schwierigkeit hatten die Oligarchen übersehen, das Hauptheer der Athener, das damals in Samos lag, und aus dem Kern der Democraten bestand. Diese wurden über die Nachricht von der neuen Constitution so aufgebracht, daß sie sich einmüthig durch einen Eid verbanden, die alte Verfassung zu schützen, und die Vierhundert als Feinde zu betrachten. Sie setzten sogar eigenmächtig ihre beyden nicht so begeisterten Generale ab, ernannten an deren Stelle zwey enthusiastische Volksfreunde, Thrasybulus und Thrasyllus, und erklärten sich für die eigentliche Republik; ja sie dachten schon darauf, den Sitz der bisherigen atheniſchen Regierung nach Samos zu verlegen.

Nach diesen Ereignissen würde der Bürgerkrieg unvermeidlich gewesen seyn, hätte nicht Thrasybulus mit seinen übrigen großen Eigenschaften eine seltene Mäßigung und Bescheidenheit vereinigt. Dieser wackere Mann stellte dem Heere vor, daß man nichts besseres thun könne, als den Alcibiades zurückzurufen, und ihm das unumschränkte Commando der Flotte zu übertragen. Ja er setzte selbst nach Asien über, und kam mit ihm zurück. Alle freuten sich nun, zu einer Racheſcene nach Athen geführt zu werden. Allein Alcibiades hielt sie zurück, und stellte ihnen vor, wie nöthig es sey, die feindliche Flotte zu hüten, die noch immer unthätig im Hafen von Milet vor Anker lag. Er selbst reisete wieder zu Tissaphernes zurück, theils um sich in seinem neuen Glanze als atheniſcher Obergeneral zu zeigen, theis um von ihm etwas zum Besten seiner Landsleute zu bewirken.

VII. Unterdessen nahmen, auch ohne ihn, die Sachen der Athener von jetzt an wieder eine sehr günstige Wendung. Kaum verließ die peloponneſiſche Flotte unter dem spartaniſchen Befehlshaber Mindarus ihren so lange gehüteten Schlupfwinkel bey Milet, um nach dem Hellespont hinaufzusteuern, als Thrasybulus ihr von Samos aus nachsetzte, sie bey Abydus einholte, mit seinen 68

Triremen ihre 86 schlug, und 21 derselben eroberte (July 411). Alcibiades hatte indessen bey Tissaphernes wenig ausgerichtet, brachte aber ein Geschwader von 18 Schiffen zusammen, mit denen er erst an der carischen Küste Contributionen eintrieb, und dann zu der Flotte im Hellespont stieß. Diese traf er gerade im hitzigsten Gefechte mit der peloponnesischen, abermals bey Abydus (Sept. 411). Das Treffen hatte schon den ganzen Tag gedauert; jetzt am Abend entschied sein Hinzukommen den Sieg für die Athener. Dreyßig feindliche Schiffe fielen in ihre Hände. Triumphirend pflanzten sie ihre Siegeszeichen auf.

Nunmehr, hoffte Alcibiades, würde Tissaphernes einem Bündnisse mit den Athenern, die das Glück so sichtbar begünstige, geneigter seyn. Er begab sich abermals mit grossem Pomp und glänzenden Geschenken zu ihm; aber wie hatte er sich getäuscht! Der treulose Satrap ließ ihn verhaften, und sendete ihn gefangen nach Sardes.

VIII. Eine allgemeine Muthlosigkeit befiel das Heer bey dieser Nachricht. Allein noch wollte das Glück die Athener nicht verlassen. Wenige Monate nachher (März 410) kamen 6 Schiffe von Clazomenä nach dem Hellespont, und der Anführer dieser Schiffe war — der aus der Haft entsprungene Alcibiades. Jetzt überzeugt, daß er durch den Satrapen nichts erlangen werde, beschloß er, sich durch sich selbst den auf ihn hoffenden Athenern werth zu machen. Er hörte von der Vereinigung der Peloponnesier mit einem Landheere des Satrapen Pharnabazus bey Cyzicus an der Propontis. Er brach nun in der größten Ordnung mit der ganzen Flotte nach der Insel Proconnesus auf, überfiel das vereinigte Heer bey Cyzicus, schlug es völlig, und eroberte die ganze peloponnesische Flotte, die syracusischen Schiffe ausgenommen, welche von ihren eigenen Leuten verbrannt wurden. Der Bericht von dieser Niederlage, welchen die Geschlagenen selbst nach Sparta sandten, lautete im ächt laconischen Styl also: „Unser Glück ist hin.

Mindarus getödtet. Die Leute hungern. Wir wissen nicht, was wir thun sollen."

Nach diesem glänzenden Siege trieb Alcibiades von den Küstenstädten schwere Kriegssteuern ein. Cyzicus, Perinth, Selymbria, Chrysopolis, Byzantium mußten ansehnliche Summen bezahlen, und den Athenern huldigen. Alle vorher abtrünnig gewordenen Städte wurden wieder der atheniſchen Herrschaft unterworfen. So hatte derselbe Mann, der noch vor wenig Jahren Athens gefährlichster Feind gewesen war, jetzt den vollen Glanz des atheniſchen Namens wieder hergestellt.

IX. Und so als Sieger, mit reicher Beute beladen, wollte er sich seiner Vaterstadt nach einer sechsjährigen Abwesenheit wieder zeigen. Seine Aufnahme war durch eine neue Revolution vorbereitet, in welcher der General Theramenes die Democratie und den Rath der Fünfhundert wieder hergestellt hatte. Dennoch schickte er vorsichtig erst die Flotte voraus, und kam nicht eher, als bis er der günstigen Stimmung des Volkes gewiß war. Endlich (408, 25. Sept.) erschien sein Admiralschiff, prangend mit purpurnen Segeln, und von einem prächtigen Geschwader umringt. Der Piräus war ein einziges unabsehliches Feld von Menschenköpfen, und tausendstimmig erschallte sein Lob durch die Lüfte, als er, noch ganz in seiner ehemaligen Schönheit, ans Land trat. Man warf ihm Kränze zu; Väter hoben ihre Kinder in die Höhe; aller Augen waren nur auf ihn gerichtet. Welch ein Genuß für ein ehrgeiziges Herz!

Sein erstes Geschäft war, sich im Rathe der Fünfhundert, sein zweytes, sich vor der Volksversammlung wegen seines vorigen Betragens zu rechtfertigen. Alle wurden durch seine unwiderstehliche Beredsamkeit gerührt. Man schimpfte auf seine ehemaligen Ankläger, und eilte, jedes Andenken an die ihm erwiesene Schmach zu tilgen. Er ward mit einer goldenen Krone beschenkt, und zum Oberbefehlshaber aller atheniſchen Truppen zu Lande und zur

See ernannt. Die eingezogenen Güter wurden ihm zurückgegeben, die Schandsäulen ins Meer gestürzt, die ausgesprochenen Flüche zurückgenommen. Schön sagte bey dieser Gelegenheit der Oberpriester Theodorus: „Ist er unschuldig gewesen, so habe ich ihm mit meinem Fluche nicht geflucht.“

Alcibiades versäumte nun keine Gelegenheit, sich in der Gunst und Bewunderung des Volkes immer fester zu setzen. Das neuntägige Fest der eleusinischen Geheimnisse, welches die Athener alle vier Jahre mit eben so vieler Pracht als Andacht feyerten, trat eben ein. Man beging diese festlichen Tage mit Opfern, Gesängen, öffentlichen Aufzügen, bald mit verdeckten Körben, bald mit Fackeln, und beschloß sie mit Spielen und Leibesübungen, wobey die Sieger mit Gerste beschenkt wurden. Denn der wohlthätigen Göttinn zu Ehren, die nach alter Sage zuerst den Attikern den Ackerbau gelehrt hatte, der Demeter, ward dieß Fest gefeyert. Zu ihrem Gottesdienste gehörten Geheimnisse, in die sich Männer und Weiber einweihen ließen, und für die man große Ehrfurcht hegte.

Immer hatte man sich sonst auf den sechsten Tag des Festes am meisten gefreut, denn an diesem hielt man unter Musik und heiligen Gesängen eine lange Procession auf dem sogenannten heiligen Wege von Athen nach Eleusis, einem Flecken, in welchem die Göttinn einen alten Tempel hatte. Die Bildsäule des Weingottes ward dabey mit großem Gepränge vorangetragen. Immer, wie gesagt, hatte man sich auf diesen Zug am meisten gefreut; aber seitdem die Spartaner Decelea inne hatten, wagte man sich nicht mehr aus der Stadt, und unterließ die Procession. Jetzt nun verordnete Alcibiades dieselbe mit größtem Pompe wieder. Er selbst deckte zu Pferde mit einer zahlreichen Mannschaft Bewaffneter den Zug, und kein Feind ließ sich sehen.

X. Dennoch erfreute sich der neue Obergeneral seines wiedererworbenen Ansehens nicht lange. Man hatte ihn

ganz vorzüglich in der Hoffnung zurückgerufen, um durch ihn die Feinde aus der Gunst der persischen Satrapen zu verdrängen; allein diese Hoffnung ward sehr getäuscht, besonders seitdem sich eine Veränderung in Persien selbst zutrug. Hier hatte — nach der vierzigjährigen Regierung des Königs Artaxerxes I. Longimanus (465—424) und nach der 45tägigen seines Sohnes Xerxes II., und der sechsmonatlichen dessen unächten Bruders und Mörders Sogdianus — der ebenfalls unächte Bruder Ochns durch den Sturz des letztern sich des persischen Thrones bemächtigt, den er als Darius II. Nothus bestieg (423). Dieser faßte nun (407) den Plan, sein großes Reich unter seine beyden Söhne zu theilen, und machte den jüngern, Cyrus, noch bey seinen Lebzeiten zum Oberstatthalter von Kleinasien. Cyrus mischte sich aufs lebhafteste in die griechischen Angelegenheiten, und äußerte eine so entschiedene Vorliebe für die Spartaner, daß er mit ihnen ein engeres Bündniß schloß, und sie aufs kräftigste unterstützte. Mit seinem Gelde stellten sie schnell eine Flotte wieder auf, deren muthige Mannschaft, von persischem Solde bezahlt, im Hafen von Ephesus nur auf eine Gelegenheit wartete, die Scharte von Cycicus wieder auszuwetzen.

Alcibiades verließ gleichfalls im Frühling mit der seinigen die Stadt, und steuerte zuerst auf Andros, dann auf das Vorgebirge Notium hin, wo er den nahen Feind beobachten wollte. Hierauf reisete er mit wenigen Schiffen nach dem Hellespont hinauf, um mit dem dort befindlichen Thrasybulus etwas zu verabreden. Die Hauptflotte ließ er im Hafen von Notium unter dem Befehl eines gewissen Antiochus zurück, dem er jedes Unternehmen gegen den Feind in seiner Abwesenheit verbot. Aber diesen leichtsinnigen Mann reizte der Kitzel, Sieger zu heißen, zu sehr, als daß er dem Befehle hätte treu bleiben sollen. Er griff unbedachtsamer Weise die Spartaner an, ward geschlagen, und verlor 15 Schiffe. Zum Glück für ihn fand er selbst im Gefechte den Tod.

Dieser Schlag zerstörte das letzte Ansehen des Alcibiades. Nun wurde es seinen Gegnern in Athen gar nicht schwer, ihn als einen leichtsinnigen, treulosen Führer dem Volke verhaßt zu machen, und die Folge davon war, daß er sammt dem Thrasybulus kraft eines Volksdecrets aus dem öffentlichen Dienste entlassen ward. An ihrer Statt ernannte das Volk zehn Generale, das sicherste Mittel ein Heer zu Grunde zu richten. Alcibiades begab sich voller Verdruß nach dem Chersonnes, wo er Güter und einige Castelle besaß; Thrasybulus blieb auf der Flotte und begnügte sich mit dem Range eines untergeordneten Officiers.

XI. Von jetzt an ging die atheniſche Macht mit raschen Schritten ihrem Untergange entgegen. Zuerst wurden die neuen Befehlshaber von dem spartaniſchen Admiral Callicratidas im Hafen von Mitylene geschlagen, und verloren 30 Schiffe. Den Verlust zu ersetzen bot die fast erschöpfte Republik ihre letzten Kräfte auf, rüstete 114 neue Schiffe aus, schiffte alle waffenfähige Bürger und noch eine große Anzahl von Sclaven darauf ein, und sandte sie der lesbiſchen Flotte zu Hülfe (406). Jetzt zwar ward Callicratidas bey den arginuſiſchen Inseln empfindlich wieder geschlagen; allein der erlittene Verlust ward den Peloponnesiern durch Cyrus schnelle Hülfe leicht ersetzt, noch mehr durch den gewandten Feldherrn Lyſander, der dem getödteten Callicratidas im Commando folgte.

Die atheniſche Flotte, 180 Triremen stark, hatte sich nach dem arginuſiſchen Siege nach der Insel Salamis begeben; die peloponneſiſche lag im Hafen von Epheſus. Der democratiſche Factionsgeist, der um diese Zeit in Athen ärger als jemals wüthete, hatte bewirkt, daß von den zehn Generalen der Republik schon acht hingerichtet waren. Jetzt hatte man sechs neue erwählt, unter denen auch bereits Eifersucht und Mißtrauen herrschte. Unterdessen hörte man, daß Lyſander von Epheſus nach dem Helleſpont aufgebrochen sey. Sogleich ward ihm nachgesegelt, und bey Lampſacus holte man ihn ein. Ihm

gegenüber, am andern Ufer des Hellesponts unterhalb Sestos, am Ziegenfluße (Aegos Potamus), legte sich die atheniſche Flotte vor Anker. Der Platz war ſchlecht gewählt; Alcibiades, der ſich in dieſer Gegend aufhielt, kam zu den Generalen, und rieth ihnen, nach Seſtos hinaufzuziehen. Allein einige derſelben erwiederten ihm verächtlich: es hätten hier Andere, als er, zu befehlen.

Die Mannszucht im atheniſchen Heere ſcheint damals aus Mangel an Einheit und Nachdruck in dem Commando ſehr ausgeartet geweſen zu ſeyn. Alle Morgen machte zwar die geſammte Flotte einige Evolutionen, aber gegen Mittag verlief ſich das Volk auf dem Lande, und ließ die Schiffe faſt leer. Dieſe Sorgloſigkeit benützte Lyſander. Er überfiel die atheniſche Flotte an einem Nachmittage, und fand nur die 8 Schiffe beſetzt, welche der General Conon unmittelbar unter ſeiner Aufſicht hatte. Dieſe allein entwiſchten, ſammt dem Paralus oder Botenſchiffe; alle übrige, 170 an der Zahl, wurden erobert, und der Theil des Heeres, der nicht entfloh oder fiel, ward gefangen genommen. Mit dieſem Schlage war die ganze atheniſche Macht vernichtet, und das Schickſal der einſt ſo übermüthigen Stadt lag ganz in den Händen der Sieger.

Kein Menſch in Athen ſchlief die Nacht, vor welcher der Paralus mit der Schreckensbotſchaft angekommen war. Jeder erinnerte ſich der Grauſamkeiten, die man einſt im Glück an andern Beſiegten verübt hatte, und fürchtete gerechte Wiedervergeltung. Was man von dem Schickſale der beym Ziegenfluſſe Gefangenen hörte, minderte nicht dieſe Furcht. Lyſander hatte ſie alle entwaffnet vor ſich führen laſſen, und Kriegsgericht über ſie gehalten. Auf die Beſchuldigung, daß der atheniſche General Philocles kürzlich die Mannſchaft zweyer eroberter Schiffe von einem Felſen habe hinabſtürzen laſſen, ward dieſer Unmenſch zuerſt niedergehauen. Hierauf ward ausgeſagt, die Athener hätten in ihrem letzten Kriegsrath beſchloſſen, allen

noch zu machenden Gefangenen die rechte Hand abzuhauen, um ſie untüchtig zu machen; und dieß war den Siegern genug, um alle Dreytauſend, ſammt ihren Feldherrn, auf der Stelle zu tödten. Conon, ſein Vaterland und den Feind gleich ſehr fürchtend, ſuchte mit ſeinen acht Schiffen bey dem Tyrannen Evagoras auf Cyprus Schutz.

Lyſander zog jetzt mit ſeiner ſiegreichen Flotte das ägeiſche Meer langſam herab, und unterwarf alle bisher atheniſche Städte und Inſeln ohne Mühe dem ſpartaniſchen Bunde. Dann ergriff er im Einverſtändniſſe mit der Regierung zu Sparta die kräftigſten Maßregeln, um den nun ſchon 26jährigen Krieg ſchnell und ſicher zu beendigen. Alles flüchtige Geſindel, das er auf ſeinem Wege antraf, trieb er vor ſich her, nach Athen, um dort die Hungersnoth ſchneller zu fördern. Dann blockirte er ſelbſt mit 150 Triremen den Piräus, indeß die Beſatzung aus Decelea, und ein friſches Heer aus Sparta die Stadt von der Landſeite her einſchloßen. Trotz und Verzweiflung erhielten das Volk lange ſtandhaft. Selbſt nachdem der Hunger ſchon viele getödtet hatte, wollte man noch von keiner Uebergabe hören. Endlich trug man — ein Freundſchaftsbündniß an. Die erſten Geſandten wurden von den Spartanern verächtlich zurückgeſchickt. Die Furcht wuchs, der Hunger wüthete immer gräßlicher. Dennoch wartete man lange, ehe man ſich zu einem zweyten Antrage entſchloß; denn man hatte ein Gerücht vernommen, das ganze atheniſche Volk, Vornehme und Geringe, ſollten in die Sclaverey verkauft werden. Endlich bevollmächtigte man den Theramenes, mit Lyſandern zu unterhandeln. Theramenes kehrte, im vierten Monate, umſonſt zurück. Man müßte ſich, hieß es, an die Ephoren wenden. Es ward demnach eine Geſandtſchaft von zehn Perſonen, Theramenes an der Spitze, mit unbeſchränkter Vollmacht nach Sparta geſandt. Hier hatten ſich die Deputirten aller Mitglieder des peloponneſiſchen Bundes verſammelt, um Athens Schickſal zu entſcheiden. Die Corinther und Thebaner drangen auf

gänzliche Vertilgung der Stadt und ihrer Bürger von dem Erdboden. Viele andere stimmten bey. Nur einige hatten eine richtige Ahnung von der Nothwendigkeit eines politischen Gleichgewichts in Griechenland, und da man von jeher politischen Maßregeln gern ein moralisches Ehrengewand gegeben hat, so thaten die Spartaner den Ausspruch, es gezieme edlen Griechen nicht, ein Volk aus ihrer eigenen Mitte in die Sclaverey zu versetzen, das dem Vaterlande in gemeinschaftlichen Nöthen so wichtige Dinge geleistet habe. Dagegen schlug man folgende Bedingungen vor: „Alle Kriegsschiffe, bis auf zwölf, sollten ausgeliefert, die langen Mauern und Festungswerke des Piräus geschleift, alle Verbannte und Flüchtlinge zurückgerufen werden, und die Athener sollten von ihrer Kriegsmacht keinen andern Gebrauch machen, als den die Spartaner ihnen jedesmal vorschreiben würden."

Da zwischen diesen Bedingungen und dem Hungertode keine Wahl übrig blieb, so nahm man sie an. Jubilirend zogen die Feinde in die geöffneten Thore Athens ein, und rissen mit leidenschaftlicher Emsigkeit, unter dem Schall kriegerischer Instrumente, die für eine Ewigkeit gebauten Mauern nieder. Dann schritt man zur Errichtung einer neuen Constitution, und zwar einer oligarchischen. Das Vorrecht des Volkes, sich zu versammeln, ward abgeschafft, und die höchste Gewalt einem Collegium von dreyßig Männern übertragen, unter denen auch Theramenes eine Stelle erhielt. Eine Menge Anklagen, Hinrichtungen, Meuchelmorde und Plünderungen, die gewöhnlichsten Begleiter republicanischer Staatsumwälzungen, hielten das Volk in gehörigem Schrecken. Als endlich alles zum Schweigen gebracht schien, entließ Lysander seine Bundesgenossen; jeder kehrte in seine Heimath zurück, und der peloponnesische Krieg hatte ein Ende (im Frühling des Jahres 404 v. Chr.).

XII. Dennoch glaubte Sparta, seines Sieges nicht eher gewiß zu seyn, als bis auch Alcibiades, der Ein-

zige, der vielleicht noch den Athenern hätte helfen können, gefallen sey. Dieser hatte sich zum zweyten Male nach Asien begeben, wo ihm dießmal der Satrap von Phrygien, Pharnabazus, Schutz gewährte. Allein Pharnabazus suchte bald darauf die Freundschaft der Spartaner, und konnte dem Lysander, der auf die Auslieferung oder Tödtung des Flüchtlings drang, nicht widerstehen. Bewaffnete wurden nach dem phrygischen Flecken hingesendet, in welchem der einst so glänzende Obergeneral ein kleines, abgelegenes Häuschen bewohnte. Die Furcht vor der Stärke des Mannes schreckte die Meuchelmörder ab, ihm gerade auf den Leib zu gehen. Sie legen nächtlich Feuer an seine Wohnung, und als er entschlossen, Schwert und Mantel in den Händen, durch die Flammen hinaus ins Freye springt, erlegen sie ihn mit Pfeilschüssen aus ihrem dunklen Hinterhalte. So endete einer der kraftvollsten Geister Griechenlands; außerordentlich im Guten wie im Bösen, und von solchem Herrschersinne, daß man mit Recht sagen konnte: zwey Alcibiades neben einander würde Griechenland nicht haben ertragen können.

20.

Schreckensregierung in Athen. Thrasybulus.

I. Seit der Einsetzung der Dreyßig befand sich Athen in der ängstlichsten Spannung. Der democratische Geist war in den Besiegten bey weitem nicht gedämpft; dieß wußten die Machthaber, und so blieb ihnen nichts übrig, als ein furchtbarer Terrorismus, wenn sie ihren Platz behaupten wollten. Alle Tage wurden Verdächtige angeklagt und hingerichtet. Um außer der noch gebliebenen spartanischen Besatzung auch eine gehörige Anzahl treuer Helfershelfer aus den Bürgern zur Hand zu haben, mußten sie einige Tausend derselben für ihre Henkersdienste reichlich besolden. Dazu ward theils das Vermögen der Hingerichteten verwendet, theils ward in einer Sitzung der Vor-

schlag gethan, ein jeder der Dreyßig solle sich einen von den reichen Fremden, die sich kürzlich in Athen niedergelassen, ausersehen, ihn hinrichten und seine Güter einziehen. Der Einzige, der sich diesen Gräueln zu widersetzen wagte, war der schon erwähnte Theramenes. Aber eben darum mußte auch er fallen. Critias, der blutdürstigste aus jener Versammlung, klagte ihn der Verrätherey an, und wie männlich er sich auch vertheidigte, konnte er doch der Uebermacht nicht widerstehen. Critias rief alle seine bewaffneten Creaturen herein, umstellte mit ihnen die Schranken der Rathsversammlung, und sagte: „Ich bin der Meinung, ihr Herren, ein Vorsteher, der seiner Pflicht genügen will, sey schuldig, es nicht zu gestatten, daß wohlgesinnte Leute hintergangen werden. Das will ich denn beobachten. Diese Männer hier wollen nicht zugeben, daß ein Mann freygelassen werde, der offenbar die Oligarchie über den Haufen zu werfen sucht. Es ist in den neuen Gesetzen verordnet, daß die dreyßig Männer Macht haben sollen, jeden am Leben zu strafen, der nicht im Verzeichnisse der 3000 treuen Bürger stehe. Ich lösche daher diesen Theramenes aus dem Verzeichnisse aus, welches Niemanden von euch zuwider seyn wird. Wir verurtheilen ihn also zum Tode!"

Bey diesen Worten sprang Theramenes auf, umfaßte einen Altar, und rief: „Ihr Herren, ich beschwöre euch, die Gesetze nicht so heillos niederzutreten. Das weiß ich zwar wohl, daß mir dieser Altar nichts helfen wird. Aber ich will doch zeigen, daß diese Leute nicht nur gegen Menschen ungerecht, sondern auch die frechsten Verächter der Götter sind. Ueber euch aber, ihr ehrlichen und rechtschaffenen Leute wundere ich mich, daß ihr an eure eigne Sicherheit so wenig denkt, da ihr doch wohl erkennen solltet, daß euer Name so leicht als der meinige auszulöschen sey."

Umsonst; der Anblick der Bewaffneten hielt jeden Mund verschlossen. Critias rief den Häschern: „Wir übergeben euch den Theramenes, welcher nach dem Gesetze verurtheilt ist. Nehmt ihn hin, führt ihn an den gehörigen Ort, und

thut, was gewöhnlich ist.“ Hierauf rissen ihn jene vom Altare weg, und führten ihn über den Markt, wo er mit lauter Stimme dem Volke zurief, was er leiden müsse. Er trank den Giftbecher, und höhnte noch sterbend seinen Mördern.

Auf diese Weise kostete die Schreckensregierung der Dreyßig in acht Monaten mehr atheniſchen Bürgern das Leben, als ein neuer Krieg in zehn Jahren hingerafft haben würde. Diejenigen angesehenen Bürger, welche noch mit dem Leben davon kamen, wurden noch mit Verbannung gestraft und ihre Güter eingezogen; ja selbst nach ihrer Verbannung wurden sie durch ein Edict von Sparta verfolgt, durch welches den Städten Griechenlands verboten wurde, die verbannten Athener aufzunehmen. Nur Theben und Megara waren zu großmüthig, diesem Befehle zu gehorchen; vielmehr unterstützten sie die Vertriebenen nach möglichsten Kräften, und übten die geheiligten Rechte der Gastfreundschaft, trotz jenes schreckenden Verbotes, an diesen Unglücklichen aus. Ja Theben erklärte öffentlich durch ein Gesetz jenen für einen ehrlosen Bürger, der sich, wo er einen Athener in Gefahr sähe, nicht seiner gegen den Unterdrücker thätig annehmen würde.

So irrte ein großer Theil atheniſcher Bürger ohne Vaterland umher, und die zurückgebliebenen seufzten zwar laut unter dem Drucke der Tyrannen, wagten es aber nicht, sich dieß drückende Joch vom Halse zu schaffen.

II. Nur Einer war es, der Muth hatte, ihnen die Spitze zu bieten und der Befreyer seiner Vaterstadt zu werden; und dieser Edle war Thrasybulus, der schon in glücklichern Zeiten gemeinschaftlich mit Alcibiades für Athen gefochten hatte. Auch er befand sich unter den Verbannten, und hatte sich mit 70 Getreuen nach Phyle, einem kleinen aber festen Orte in Attica, geworfen. Die geringe Anzahl seiner Anhänger machte, daß die Tyrannen in Athen seinetwegen ganz sorglos blieben und ihn verachteten. Desto thätiger war Thrasybulus, um die hier und

da zerstreuten Patrioten um sich zu sammeln und sie mit gleichem Muthe zu beseelen. So klein auch dieß Heer war, so bestand es doch aus Männern, die bereit waren, alles zur Befreyung des Vaterlandes zu wagen, und ehe es sich die Tyrannen versahen, stand Thrasybulus mit demselben schon vor den Mauern der Stadt. Die Dreyßig bewaffneten ihre Söldner, und lieferten ihnen ein Treffen; aber wie konnten sie mit ihrem Sclavenheere diesen Helden der Freyheit widerstehen? Sie verloren die erste und die zweyte Schlacht, und der wüthendste aus den Tyrannen, Critias, blieb auf dem Platze.

Thrasybulus ließ, um Bürgerblut zu schonen, den Flüchtigen nicht nachsetzen, und verbot durchaus seinen Soldaten, Beute zu machen; nur die Waffen durften sie den Erschlagenen und Ueberwundenen nehmen, und nur die nöthigsten Lebensmittel sich reichen lassen. Er selbst bemächtigte sich des Hafens Piräus, in welchem er sich mit seinem Heere verschanzte.

Eingeschlossen in Athen zitterten die Tyrannen nun selbst unter ihren Sclaven für ihr Leben. Aber jetzt kamen Hülfstruppen von Lacedämon unter Anführung ihres Königs Pausanias. Thrasybul erwartete sie mit seinem tapfern Corps, entschlossen, den Sieg der Freyheit auch gegen diese Feinde auf eben dem Platze zu erkämpfen, wo ihre tapfern Väter vormals für dieselbe gefochten hatten. Doch auch Pausanias hatte Gefühl für die gerechte Sache, schlug den Weg einer friedlichen Unterhandlung mit Thrasybul ein, gab Athen seine Freyheit wieder, willigte in die Absetzung und Verbannung der dreyßig Tyrannen, doch so, daß weder ihr Leben noch ihr Vermögen dabey gefährdet seyn, sondern ihnen ein freyer Abzug nach Eleusis gestattet werden sollte, und gestand den Athenern das Recht zu, sich wieder ihre eigene Staatsverfassung zu geben.

So zog nun Thrasybul als Retter seiner Vaterstadt mit seinen Kampfgenossen in feyerlichem Triumph in ihre Mauern ein. Der Zug ging zu dem Tempel der Athene, wo

er der Gottheit Dank und Opfer für ihren Schutz darbrachte. Noch mehr verherrlichte er seinen Triumph durch ein öffentliches Manifest, „daß kein Bürger wegen dessen, was vorher vorgefallen sey, in Klage oder Strafe gezogen werden, sondern alles gänzlich vergessen seyn sollte," und hielt durch dieses Gesetz, das er mit seinem ganzen Ansehen unterstützte, die Rachsucht der vormals beleidigten und vertriebenen Bürger, die sich nun von allen Orten einfanden, in Schranken. Nur als die Dreyßig neue Lust zu gewaltsamen Maßregeln zeigten, wurden sie ergriffen und getödtet. Nun wurde, nach den Wünschen der Meisten und Besten, die alte Solonische Verfassung unter dem Archon Euclides (403) wieder hergestellt. Thrasybulus zufrieden, seiner Vaterstadt die Freyheit wieder verschafft zu haben, lebte als Privatmann unter seinen Mitbürgern, und nahm für seine geleisteten Dienste keine weitere Belohnung an, als einen doppelten Oelzweig, den ihm die Liebe des Volkes um seine Schläfe wand.

21.

Principat von Sparta.

1. Voll Jubels über die Züchtigung des tyrannischen Athens hatte ganz Griechenland in Europa, Asien und auf den Inseln Sparta für sein Oberhaupt erkannt. Aber dieser Jubel war bald vorüber; und noch war kein Jahr verflossen, so drückte sein Joch härter, als das von Athen. Zugleich ging jetzt mit Lacedämon selbst eine große Veränderung vor. Die Reichthümer, welche die Heere aus Persien mitbrachten, und der Luxus, an den sie sich in Asien gewöhnt, tilgte die alte Einfachheit und Nüchternheit aus dem spartanischen Nationalcharacter zusehends, und da dieß Volk vom Luxus ohne die Begleitung der Künste überrascht ward, so wurde es in seiner Entartung viel widerlicher, als die doch immer noch feinfühlenden Athener. Sparta hatte Athen unterdrückt; jetzt wurde es selbst unterdrückt.

II. Seit 405 saß Artaxerxes Mnemon, der älteste Sohn des Darius II., auf dem persischen Thron. Gegen ihn eröffnete sein Bruder Cyrus der Jüngere einen Bürgerkrieg, und verlangte dazu von seinen Freunden, den Spartanern, Beystand. Aus Dankbarkeit für die genossene Unterstützung schickten sie ihm 10,000 Mann unter den Befehlen eines gewissen Clearch. Diese dringen tief in Mesopotamien ein; aber Cyrus fällt in der ersten Schlacht gegen seinen Bruder bey Cunaxa, die Anführer seines griechischen Hülfsheers werden listig ins persische Lager gelockt und treulos hingerichtet, und von dem noch unbesiegten Heere verlangt der König, daß es die Waffen strecke. In dieser Noth tritt der Athener Xenophon, der nur als Freywilliger mitgegangen war, hervor, und ermahnt seine Landsleute, ihrer Tapferkeit mehr als einem treulosen Feinde zu vertrauen, einen Feldherrn zu erwählen, und den Rückzug nach Griechenland zu wagen. Alle stimmen ihm bey; er selbst wird zum Führer erwählt, und er rechtfertigte ihr Zutrauen so schön, daß er die noch übrigen 8000 Mann mitten aus dem fremden, fernen Lande, einen Weg von mehr als 400 deutschen Meilen, immer von dem Feinde verfolgt, unter unzähligen Schwierigkeiten und Abenteuern glücklich nach Hause brachte (400).

III. Aus Rache über den dem Cyrus geleisteten Beystand fiel nun Artaxerxes und sein Statthalter über die Spartaner her, und so hatten die Griechen wieder einen neuen Perserkrieg. Dieser ward zunächst in Asien geführt. Da erwarben sich nun zwar die spartanischen Feldherrn Ruhm; aber während sie dort fechten, wiegeln die Perser durch Bestechung die Thebaner, Locrer und Corinther gegen Sparta auf, Agesilaus muß mitten im Lauf seiner Siege nach Europa zurückgerufen werden, es entsteht wieder ein innerer Krieg in Griechenland (394). Agesilaus schlägt zwar die Empörer, aber dafür wird auch unterdessen die spartanische Flotte von der phönicisch-persischen unter dem jetzt in persischem Solde stehenden Conon

geschlagen. Dieser wackere Mann benützt sein Ansehen bey den Persern, um seinem Vaterlande wieder aufzuhelfen. Er stellt dem Satrapen Pharnabazus vor, wie man den Spartanern keinen empfindlichern Streich versetzen könne, als wenn man die zerstörten Mauern von Athen und dem Piräus wieder aufbaue. Der Satrap giebt ihm Geld dazu, er segelt eiligst hinüber, wird von den Athenern mit Jauchzen aufgenommen, und stellt mit Hülfe seiner ganzen Schiffsmannschaft die zerstörten Mauern in großer Geschwindigkeit wieder her. Jetzt fallen auch die asiatischen Städte und die Inseln alle wieder von Sparta ab, und begeben sich unter athenischen Schutz, Athen sammelt sich allmählig wieder eine Flotte, es hat wieder große Staatsmänner und Feldherren, und strebt mit schnellen Schritten dem Principat entgegen. Sparta sieht nur in einer Aussöhnung mit Persien seine Rettung; darum unterhandelt es einen Frieden aus aller Macht, und endlich schließt der Spartaner Antalcidas 387 v. Chr. diesen Frieden wirklich ab, aber zur ewigen Schande des spartanischen Namens. Die Bedingungen waren nämlich die, daß alle asiatischen Griechen dem persischen Scepter wieder unterworfen seyn, die europäischen Griechen aber, jeder Staat für sich, nach eigenen Gesetzen leben sollte, wofür sich der König von Persien verbürgte. So opferte Sparta aus Neid gegen Athen die Freyheit der asiatischen Griechen den Barbaren auf, und das ohne eine Niederlage, ohne daß die Perser einen Fuß nach Europa gesetzt hatten. Vergebens waren nun Miltiades, Leonidas, Themistocles, Cimon so tapfer gewesen, und alles seit hundert Jahren für die Freyheit der jonischen Griechen hingeopferte Blut war umsonst geflossen!

22.

Epaminondas und Pelopidas. Thebens Principat.

1. Eine schöne Blüthe sollte indessen der griechische Staat noch treiben, und an einem bisher nur verachteten

Orte. Indem nämlich der größte Theil von Griechenland, und selbst Athen, den schimpflichen Antalcidischen Frieden, obwohl mit Unwillen, annahm, widersetzte sich das einzige Theben, und trotzte jeder Drohung. Da schickten die Spartaner 382, mitten im Frieden, eine Schaar hinauf, die Stadt zu überrumpeln, den Magistrat abzusetzen, und die Burg Cadmea einzunehmen. Doch schon nach 4 Jahren schlagen die Thebaner sie wieder hinaus, gehen den Feinden zum offenen Kampf entgegen, vereinigen die Nachbarn mit sich, und stehen in kurzem an der Spitze von Griechenland, und dieß alles durch die beyden Freunde Epaminondas und Pelopidas.

Epaminondas stammte aus einer edlen, aber verarmten Familie, die jedoch seine Erziehung keineswegs vernachläßigte. Die erste Eroberung, die er schon als Knabe machte, war ein Freund, dessen Character in so glücklichem Verhältnisse zu dem seinigen stand, daß sie beyde bis an ihren Tod unzertrennliche Gefährten blieben. Er hieß Pelopidas. Beyde waren Enthusiasten für den Ruhm; Pelopidas für den kriegerischen allein, Epaminondas auch für den höhern des Weisen und des Menschen. Willig beugte sich der erstere vor der Klarheit und Ruhe seines größern Freundes, und sobald er Herr seines Vermögens war, bot er dem ärmern eine brüderliche Theilung an, aber Epaminondas lehnte das edelmüthige Anerbieten ab. Nun strebte er, diesem in seiner Bedürfnißlosigkeit ähnlich zu werden: er lernte von ihm Entsagung und Abhärtung, und verschmähte die Genüsse, die sein Vermögen ihm hätte gewähren können. Ihre Jugend fiel in die blutige Zeit des peloponnesischen Krieges, und hier versuchten beyde Freunde ihre ersten Kräfte, indem ihre Landsleute als Bundesgenossen der Spartaner einer Schlacht gegen die Arcadier beywohnten. In dieser ihrer ersten Schlacht floh alles um sie herum, selbst die Spartaner wurden zurückgeschlagen, nur diese beyden Jünglinge widerstrebten dem Andrange mit zusammengehaltenen Schilden, hinter denen sie, wie

hinter einer Mauer fochten. Endlich fiel mit sieben Wunden der edle Pelopidas. Rasch trat Epaminondas vor ihn hin, und wehrte allein mit Löwenmuth die Schaar der Feinde von sich und dem Gefallenen ab, bis ein Lanzenstich in die Brust und ein Hieb in den Arm auch ihm die Kräfte raubte. Zum Glück sprengte in diesem Augenblicke der König Agis mit Gefolge herbey, und rettete ihn und den Pelopidas, dessen Wunden zwar schwer, doch nicht tödtlich waren. Der Spartanerkönig wußte nicht, daß er durch diese Rettung gerade die zwey Männer erhielt, denen einst Sparta's Demüthigung vom Schicksale aufbehalten war.

Nach geleisteten Kriegsdiensten kehrten beyde Jünglinge wieder in ihr Vaterland zurück. Pelopidas versäumte keinen Tag die Leibesübungen in der Palästra *), und vertauschte sie nur mit der Jagd, seiner Lieblingsbeschäftigung. Epaminondas, der mehr vom attischen Geiste besaß, trieb außer den gymnastischen Künsten auch noch alle diejenigen, durch welche der Verstand aufgeklärt und das Herz veredelt wird. Er studirte mit ungemeinem Fleiße die Beredsamkeit und die Staatskunst, unterrichtete sich aus den Werken der Dichter, Geschichtschreiber und Weisen, und nahm, ungeachtet seiner Armuth, den Pythagoräer Lysis in sein Haus, um von ihm die Grundsätze der Tugend und Weisheit zu lernen. Auch aus der äußern Anmuth und Gefälligkeit des Umgangs machte er sich ein eigenes Studium; er hatte es weit gebracht in der Musik, und war ein eben so liebenswürdiger Gesellschafter bey einem fröhlichen Mahle, als er auf dem Kampfplatze ein tapferer Streiter war. Denn er hatte sich aus den Beyspielen großer Männer ein schönes Ideal von männlicher Tugend gebildet, welches er so glücklich zu erreichen strebte, daß

*) Die Palästra war, wie das Gymnasium, ein Platz für körperliche Uebungen.

von ihm auch nicht ein einziger unedler Zug auf die Nachwelt gekommen ist.

Mäßigkeit, Gerechtigkeit und Verachtung jedes irdischen Gutes hielt er als ein ächter Pythagoräer für die ersten Tugenden eines Mannes. Alle Versuche, ihn zu bestechen, wies er als Unmöglichkeiten ab. Einem persischen Gesandten, der mit Säcken Goldes zu ihm kam, sagte er: „Mein Freund, wenn deines Königs Absichten meinem Vaterlande vortheilhaft sind, so bedarf es seiner Geschenke nicht; sind sie es aber nicht, so wird alles Geld seines Reiches mich nicht zum Verräther an meiner Pflicht machen. Du hast von meinem Herzen nach dem deinigen geurtheilt; das verzeihe ich dir. Aber verlaß sogleich diese Stadt, damit du nicht die Einwohner verführest.“ — Als er in der Folge das Heer commandirte, erfuhr er, daß sein Waffenträger einem Gefangenen für Geld die Freyheit gegeben habe. „Gieb mir meinen Schild zurück,“ sagte er zu ihm; „seitdem Geld deine Hände befleckt hat, kannst du nicht ferner in Gefahren mein Begleiter seyn.“ — Ein thessalischer Fürst wollte ihn durch ein Geschenk von 50 Goldstücken zu einem ungerechten Bündnisse bewegen. Epaminondas wies das Geschenk verächtlich von sich, ungeachtet er bald darauf zur Anschaffung eines Feldgeräths 50 Drachmen (etwa 18 Gulden) von einem Freunde borgen mußte. Denn seine Armuth war wirklich so groß, daß er nur Einen Mantel hatte. Man fragte ihn einmal, warum er seit einigen Tagen nicht ausgegangen sey? „Mein Mantel war eben in der Wäsche,“ antwortete er. — In der Bescheidenheit hatte Epaminondas die größten der bisher geschilderten Griechen übertroffen. Er hat sich nie von selbst um eine Stelle beworben, und er war schon 40 Jahre alt, als seine Mitbürger ihn zuerst zu einem öffentlichen Geschäfte gebrauchten.

II. Pelopidas eröffnete die Reihe der heldenmüthigen Thaten durch die Befreyung seiner Vaterstadt von der spartanischen Besatzung und von den aristocratischen Be-

herrschern, welche dieselbe eingesetzt hatte. Auch in Theben, wie in allen griechischen Republiken, gab es nämlich eine aristocratische und ein Volkspartey. Die letztere war, wie überall, von den Spartanern unterdrückt worden, und 400 ihrer unternehmendsten Mitglieder hatten die Stadt verlassen müssen. Seitdem erhielt die spartanische Besatzung über vier Jahre lang in Theben eine erzwungene Ruhe. Die Häupter der neuen Oligarchie waren Archias, Philippus, Leontides und Hypates.

Die 400 Verbannten, unter denen auch Pelopidas war, hatten fast alle in Athen Schutz gefunden. Sparta verlangte zwar durch eine eigene Gesandtschaft von den Athenern, sie sollten diese Flüchtlinge nicht bey sich dulden, allein Athen achtete auf dieß Begehren nicht. Epaminondas war in Theben geblieben; denn von seiner Armuth und philosophischen Stille fürchtete man keine Gefahr. Er ermunterte indessen die thebanischen Jünglinge in der Palästra häufig, mit den Spartanern zu ringen; und da sie oft in solchen Uebungen den Sieg erhielten, gewöhnten sie sich, diese allgefürchteten Krieger für ganz gewöhnliche Menschen anzusehen, und das war eben des Epaminondas Absicht gewesen. Außerdem unterhielt er stets mit den Besten im Volke, so wie mit den Verbannten in Athen, eine geheime Verbindung

Pelopidas hatte zuletzt keine Ruhe mehr. Ihm kochte das Herz, er fühlte sich berufen, der Thrasybul seiner Vaterstadt zu werden. Auch schienen die Aristocraten sehr ernstlich seine und seiner Freunde Wiederkehr zu fürchten; denn sie sandten sogar Meuchelmörder nach Athen, unter deren Streichen jedoch nur Einer der Verbannten fiel. Pelopidas leitete eine förmliche Verschwörung ein, und ließ seine Vertrauten in Theben den Tag wissen, an welchem er erscheinen, und, da jede andere Hülfe unmöglich sey, die Oligarchen ermorden wolle. Alles wird verabredet. Philidas, einer der Verschwornen in Theben, soll die beyden vornehmsten, Archias und Philippus, auf

einen Nachtschmaus zu sich bitten. In Charons Hause sollen die Verbündeten sich versammeln. Pelopidas wird mit eilf Gefährten am nächsten Abende daselbst erwartet.

Beynahe hätte Einer von den Verschwornen den ganzen Plan vereitelt. Der Mann hatte ein solches Herzklopfen, als er aus der Versammlung kam, daß er gar nicht einschlafen konnte. Noch in der Nacht wollte er einen verschwiegenen Mann zu Pferde dem Pelopidas entgegenschicken und ihm sagen lassen, er möchte wieder umkehren und die verwegene That ein andermal versuchen. Allein sein Diener kann den Zügel nicht finden. Er ruft die Frau. Der Zügel ist verliehen. Es entsteht ein Gezänk, darüber vergeht die Zeit, und das Pferd bleibt im Stalle.

Unterdessen hatten sich die zwölf Verschwornen am frühen Morgen von Athen aufgemacht, und sahen schon bey Sonnenuntergang die Zinnen Thebens vor sich liegen. Als Bauern verkleidet, mit Hunden und Jägergeräthe versehen, hofften sie die Begegnenden leichter zu täuschen. Sie kamen in der Dämmerung durch verschiedene Thore zur Stadt hinein, und gingen einzeln in Charons Haus. Hier harren schon die Brüder; es liegen Waffen bereit; Archias und Philippus, heißt es, hätten die Einladung angenommen, und schmauseten in guter Ruhe bey Philidas. Man rüstet sich zur blutigen That, da klopft es an die Hausthüre. Ein Gerichtsdiener ist es, der den Charon zum ersten Magistrat ruft. Die Verschwornen erblassen. Die Vermuthungen theilen sich, doch kommen Alle überein, Charon müsse hingehen. Er zwingt sich zur Fassung, und folgt dem Diener in Philidas Haus. Philidas kommt mit dem Archias heraus. „Mir ist so eben angezeigt," sagt Archias, „Verschworne seyen heute hereingekommen, und du wissest auch davon." Da Charon merkt, daß jener nichts Gewisses weiß, so beruhigt er ihn bald, und verspricht ihm, genau nachzuforschen. Philidas lobt mit verstellter Aufrichtigkeit den Eifer Charons, und führt den

Archias wieder zum Gastmahle zurück, wo er keinen Wein spart, um alle Gedanken an seine Würde so schnell als möglich in seinem Haupte zu ertränken.

Gleich darauf kommt ein Eilbote von dem Oberpriester zu Athen, mit einem Briefe an den Oligarchen, in welchem der ganze Plan der Verschwörung offenbaret ist. Der trunkene Archias lächelt und nickt mit dem Kopfe. „Es sind Sachen von Wichtigkeit," ruft der Bote; „du sollst den Brief sogleich erbrechen." „Ey," antwortete jener, „wichtige Dinge müssen bis morgen verschoben werden!" „Recht, recht!" schreyt Philidas; „jetzt ist es Zeit, zu trinken und zu jubeln! ich habe auch Tänzerinnen bestellt, sie werden gleich erscheinen."

Die Tänzerinnen erschienen nur zu bald; es waren zwey der Verschwornen, welche Weibergewänder über die Harnische gezogen, und Tannenzweige um die Schläfe gewunden hatten, um sich unkenntlich zu machen. Sie treten herein, sehen sich um, und kaum erkennen sie ihre Opfer, so stürzen sie auf Archias und Philippus los, und durchbohren sie Philidas beruhigt die übrigen vor Schrecken halb todten Gäste, und die Mörder verschwinden eben so plötzlich, als sie gekommen sind.

Pelopidas und Cephissodorus hatten unterdessen die schwerere Rolle unternommen, den Leontides, einen starken beherzten Mann, in seiner Wohnung aufzusuchen. Sie pochten an das stille Häuschen, in welchem schon alles zur Ruhe war. Endlich öffnet ein Sclave, der sogleich gepackt und durchbohrt wird. Das Geräusch erweckt den Hausherrn selbst, er steht hastig auf, zündet die Lampen an, und eilt mit dem Schwerte an die Thür. Hier stößt Cephissodor auf ihn, und wird auch in dem Augenblicke niedergeworfen. Pelopidas hat nun einen schweren Stand, die Enge der Thüre und der im Wege liegende Sterbende hindern das Fechten; er drängt sich dennoch wüthend auf den Gegner und stößt ihn endlich nach langem Gefechte zu Boden. Von hier aus eilt er zu dem letzten Schlacht-

opfer, Hypates, welcher in der Flucht seine Rettung sucht, aber bald eingeholt und von hinten niedergehauen wird.

So war in wenigen Minuten die Stadt von ihren verhaßten Häuptern befreyt, noch ehe die Bürger selber wußten, was geschehen war. Zwar hatte das Getümmel manchen Nachbar aufgeweckt, hie und da stand einer auf, zündete Licht an; aber aus Furcht wagte niemand sich bey Nacht aus dem Hause, sondern man wartete ängstlich den Anbruch des Tages ab. Selbst die 1500 Spartaner in der Burg regten sich nicht, da sie nicht wußten, was eigentlich vorgegangen war.

Die zurückgebliebenen Verschwornen in Charons Hause hatten indessen nicht ohne Bangigkeit auf den Ausgang der Unternehmung des Pelopidas und seiner Gefährten geharrt. Endlich kamen die drey zurück, und ihre blutigen Schwerter verriethen schon, daß alles gelungen sey. Ein gedämpftes Freudengemurmel ertönte; viele Bürger wurden heimlich geweckt, und am Morgen erschien der Rest der Verwiesenen aus Athen an den Thoren von Theben. Es füllet sich der Markt, ungewisse Gerüchte summen durch die Menge; da erscheint ein Haufe Bewaffneter, die edelsten Männer an der Spitze, und begleitet von Priestern, die man vorher sorgfältig ins Interesse gezogen hatte. Es wird ein feyerliches Opfer angestellt, und nun führt Epaminondas den Pelopidas mit einer schönen Rede vor das Volk, stellt ihn als den preiswürdigen Befreyer des Vaterlandes vor, und macht allen die Begebenheiten der verwichenen Nacht bekannt. Die Priester halten Friedenskränze in die Höhe, und ein allgemeines Freudengeschrey verkündigt, wie sehr das ganze Volk den Vorgang billige.

Aber noch war das Werk nicht vollendet, so lange die Spartaner die Burg behaupteten. Pelopidas belagerte sie sogleich; sie capituliren und erhalten freyen Abzug. Nun wird eine neue Regierungsform eingerichtet, an deren Spitze drey jährlich wechselnde Vorsteher standen, die man Böotarchen nannte. Es versteht sich, daß Pelopidas

die erste dieser Stellen erhielt. Alles dieses geschah im Jahre 378.

In der Rathsversammlung zu Sparta wurde die Nachricht von dem Abzuge der Besatzung mit Unwillen aufgenommen; ja man verurtheilte sogar diejenigen Anführer derselben, die zuerst dazu gerathen hatten, zum Tode. Ein anderes, stärkeres Heer ward zugleich bestimmt, die Democraten in Theben nachdrücklich zu bestrafen.

III. Pelopidas suchte jetzt vor allen Dingen, die Athener für sich zu gewinnen. Auf sein Anstiften beredete ein reicher Kaufmann den Sphodrias, einen lacedämonischen Hauptmann, der in der Nähe von Attica stand, den Hafen Piräus unvermuthet zu überfallen und zu besetzen, um so die Athener wieder wehrlos zu machen. Sphodrias, durch die Bestechung verblendet, folgt der Schlinge, und macht sich lächerlich. Die Athener beschweren sich über den hämischen Friedensbruch, und vereinigen ihre Waffen mit den Thebanern (375). — Pelopidas selbst that Wunder mit seinen kleinen Schaaren. Er vermied anfangs ein allgemeines Treffen, um seine Soldaten allmählig an das Fechten mit den Spartanern zu gewöhnen, und sein Muth und seine Geistesgegenwart befeuerten sie wunderbar. Einmal stießen sie auf eine starke feindliche Partey, die unvermuthet aus einem Hohlwege hervor kam. „Ach!" rief einer erschrocken, „wir sind den Feinden in die Hände gefallen!" „Warum sagst du nicht, sie uns?" rief Pelopidas; „auf und angegriffen!" Wie ein Sturm rauschten die Thebaner dahin, die Feinde wurden gänzlich geschlagen, ihre Anführer getödtet, und Pelopidas errichtete fröhlich auf dem Platze eine Trophäe.

IV. Nach mehreren in kriegerischen Unruhen verflossenen Jahren bot endlich Sparta (371) unter persischer Vermittelung Frieden an, und eröffnete einen Congreß, auf dem sich alle Staaten sehr willig finden ließen, weil jetzt schon wieder Thebens Glück ihren Neid erregt hatte. Von Seiten dieser letztern Republik ward Epaminondas abge-

sandt, ein Mann von damals noch ganz unbekanntem Namen; denn diese Gesandtschaft war sein erstes öffentliches Geschäft. Aber gleich die Rede, mit welcher er auftrat, erregte allgemeine Verwunderung. Die Spartaner hatten verlangt, daß alle Städte Griechenlands frey für sich seyn sollten, und doch wollten sie selbst die Herrschaft über die Städte und Dorfschaften in Laconien und Messenien nicht aufgeben. Mit Recht also stritt auch Epaminondas für aller böotischen Städte Abhängigkeit von Theben. König Agesilaus sagte endlich hitzig: „Sprich, ob die böotischen Städte frey seyn sollen!" „Wenn die laconischen es seyn werden," antwortete Epaminondas kühn. Auf diese Worte löschte Agesilaus den Namen der Thebaner aus dem Friedensvertrage, und die Versammlung ging auseinander.

V. Nicht lange nachher erschien der Mitkönig des Agesilaus, Cleombrotus, mit 10,000 Spartanern zu Fuß und 1000 Reitern in Böotien. Die Thebaner konnten ihm nur 6000 Mann und einige Pferde entgegenstellen; aber Epaminondas, in diesem Jahre Böotarch, stand an ihrer Spitze, und Pelopidas diente unter ihm. Nie hat man zwey große Feldherren so einig neben einander gesehen.

Bey Leuctra, einem Flecken in Böotien, trafen die Heere auf einander (8. July 371). Mit bewunderungswürdiger Einsicht ordnete Epaminondas den Plan des Treffens, und vergebens kämpften die Spartaner mit ihrer blinden Tapferkeit gegen den Muth und die Geschicklichkeit des Feindes zugleich. Es war ein fürchterlicher Tag. Cleombrotus fiel, und über ihn hin stürzten die Schaaren seiner Getreuen, die seinen Leichnam retten wollten. Dahin war Sparta's Heldenruhm! Kaum die Hälfte der Ausgezogenen sah ihre Vaterstadt wieder. Jede Familie hatte ein Glied verloren, und Schrecken ergriff zum ersten Male die stolzen Spartanerinnen. Doch eingedenk ihres berühmten Namens faßten sie sich schnell, und affectirten einmüthig, erfreut darüber zu seyn, so tapfere Söhne geboren zu haben. Sie umarmten sich auf der Straße, und dankten den Göttern

in den Tempeln. Die Verwandten der Zurückkehrenden stellten sich traurig, daß die Ihrigen nicht auch den Heldentod fürs Vaterland gestorben wären, ja einige Senatoren wollten sogar nach einem alten Gesetze die Uebriggebliebenen insgesammt zum Tode verdammen. Agesilaus aber endigte das Gaukelspiel mit den Worten: „Laßt das Gesetz heute schlafen, damit es morgen in seiner ganzen Stärke erwache!"

VI. In der That waren die Soldaten jetzt nur zu nöthig, als daß man sie hätte hinrichten sollen. Denn Epaminondas und Pelopidas überschwemmten alsobald wie eine verheerende Wasserfluth den Peloponnes. Die rauheste Witterung hielt sie nicht ab. Freywillige von allen Völkerschaften vergrößerten den Zug, der dadurch fast zu 70,000 Menschen anwuchs. Jetzt waren sie am Eurotas, der vom Winterschnee ungewöhnlich angeschwollen war. Mit Erstaunen sahen die, auf den Höhen vor ihrer Stadt verschanzten Spartaner die ungeheure Masse über den Fluß setzen, Epaminondas an ihrer Spitze. „O der kühne, bewunderungswürdige Mensch!" rief Agesilaus, als man ihm von ferne den Helden zeigte. Die Verwirrung in der unbeschützten Stadt war allgemein. Bisher hatten laconische Weiber noch nie den Rauch eines feindlichen Lagers aufsteigen sehen, und jetzt sahen sie einen siegreichen Feldherrn entschlossen, ihre Stadt zu zerstören, und auf ihrem Markte seine Trophäen zu errichten.

Zu gleicher Zeit brach innerhalb der Stadt eine Verschwörung aus. Zweyhundert Verräther besetzten einen wichtigen Platz, den sie den Feinden in die Hände spielen wollten. Doch das verhinderte des Agesilaus Entschlossenheit. Er eilte allein zu ihnen, stellte sich, als hielte er sie für treue Freunde, und sagte kalt zu ihnen: „Nicht hier, Kinder, ihr habt mich falsch verstanden: dahin, dorthin zertheilet euch!" Die hohe Würde des Königs band in Allen den bösen Willen; sie gehorchten, und mischten sich

still unter die Uebrigen. Hinterher wurden einige derselben hingerichtet.

Es gelang dem Epaminondas nicht, die Spartaner von ihren Anhöhen herunter zu locken. Die üble Jahreszeit machte auch, daß sein Heer Mangel zu leiden anfing. Noch mehr, die Athener, eifersüchtig auf das Glück dieser neuen Macht, sandten den Spartanern ein Heer zu Hülfe. Gründe genug, warum Epaminondas umkehren mußte, nachdem er den Peloponnes tüchtig ausgeplündert, den Spartanern Messenien entrissen, und den alten Bewohnern dieser Landschaft ihre Unabhängigkeit wieder gegeben hatte.

VII. Pelopidas und Epaminondas hatten bey dieser Gelegenheit ihre Böotarchenwürde vier Monate über die gesetzliche Zeit behalten, um nicht mitten in ihrem Glücke abzubrechen. Elende Neider verklagten sie deßhalb zu Hause, und beriefen sich auf das Gesetz. „Das Gesetz verurtheilt mich," sagte Epaminondas mit seiner gewöhnlichen Würde; „gut, ich verdiene den Tod. Nur verlange ich, daß man niederschreibe: die Thebaner haben den Epaminondas hingerichtet, weil er sie bey Leuctra zwang, die Lacedämonier, denen sie vorher nicht unter die Augen zu treten wagten, anzugreifen und zu überwinden; weil er das Vaterland gerettet, weil er Lacedämon belagert hat, welches sich glücklich schätzte, seinem Untergange zu entkommen; und weil er Messene wieder aufgebaut und mit starken Mauern verwahrt hat." Das Volk klatschte ihm lauten Beyfall zu, und die Ankläger gingen beschämt von dannen.

Epaminondas schien indessen über diese Undankbarkeit seiner Landsleute eben so wenig empfindlich, als er durch sein Glück stolz geworden war. Er blieb der nämliche sanfte, ruhige und bescheidene Mann, der er vorher gewesen. Seinen Freunden sagte er einmal: das freue ihn am meisten, daß seine Aeltern seine Siege noch erlebt hätten.

VIII. Bald genug bedurfte das Vaterland seiner aufs neue. Die Thebaner, die nun auch zur See um sich zu greifen anfingen, reizten dadurch die übrigen Staaten, denen

der neue Principat ohnehin nicht gefiel, zur eifersüchtigsten Besorgniß. Athen verband sich mit dem Peloponnes, und ließ eine furchtbare Macht zusammen stoßen. Eilig ward daher ein thebanisches Heer aufgebracht, mit welchem Epaminondas unverzüglich in den Peloponnes einbrach (363). Das feindliche Heer stand in Arcadien; er umging es, um das verlassene Sparta zu überfallen. Doch schneller, als er, eilte der achtzigjährige Agesilaus dahin, entschlossen, zur Vertheidigung der offenen Stadt das Aeußerste zu wagen. Schon war Epaminondas bis auf den Markt gedrungen; aber die Verzweiflung der Bürger ließ ihn seine Eroberung nicht behaupten. Die Spartaner fochten wie Löwen, und die Thebaner mußten sich wieder zurückziehen.

Sie rückten darauf in Arcadien ein, und stellten sich der hier bey Mantinea vereinigten Macht von Griechenland entgegen. Ein Sieg war nöthig, um den Schimpf des Rückzugs von Sparta auszulöschen; und diesen Sieg zu erlangen, wandte Epaminondas die feinste Feldherrnkunst an, die Griecheuland bisher gesehen hatte. Der Angriff geschieht mit der größten Erbitterung. Der Flügel, den Epaminondas selbst anführt, schlägt die Feinde zuerst in die Flucht. Er verfolgt sie mit allzukühner Hitze, und sieht sich endlich rings von einem Trupp Spartaner eingeschlossen, deren Wurfspieße mit fürchterlicher Stärke ihm gegen Schild und Harnisch prasseln. Lange hält er kämpfend den drohenden Tod von sich ab, und streckt eine Menge von Feinden mit eigener Hand zu Boden. Da trifft ihn endlich ein feindlicher Wurfspieß, dessen eiserne Spitze in seiner Brust stecken bleibt, und wirft ihn nieder. Die Ehre, seinen Körper zu haben, verdoppelt das Blutbad um ihn her, und seine Streitgefährten haben endlich den traurigen Trost, ihn in sein Zelt zu tragen.

Hier zerflossen seine Freunde in Thränen, und stellten sich klagend um sein Lager her. Die Aerzte erklärten, er werde sterben, sobald man das Eisen aus der Wunde ziehe. Er sprach noch einiges; am meisten fürchtete er,

ſein Schild möchte in den Händen der Feinde geblieben ſeyn. Man zeigte ihm denſelben; er küßte ihn als den Begleiter ſeines Ruhms und ſeiner Gefahren. Nun ſchien er über den Ausgang der Schlacht unruhig. Man ſagte ihm, die Thebaner hätten geſiegt. „Gut,“ ſtöhnte er, „dann habe ich genug gelebt. Laßt doch Daiphant und Jollidas herkommen.“ Man ſagte ihm, beyde treffliche Hauptleute ſeyen auch erſchlagen. „O dann rathet den Thebanern, Frieden zu machen!“ Nun ließ er ſich das Eiſen herausziehen; und als einer ſeiner Freunde in der Troſtloſigkeit des Schmerzens ausrief: „du ſtirbſt, Epaminondas! o daß du wenigſtens Kinder zurückließeſt!“ ſo erwiederte er mit dem letzten Athemzuge ſeines Lebens: „ich hinterlaſſe ja zwey unſterbliche Töchter, die Siege bey Leuctra und Mantinea.“ So ſtarb der große Mann (4. July 362).

IX. Pelopidas hatte ſchon ein Jahr früher ſeinen Tod gefunden. Er hatte zwey Feldzüge gegen Macedonien für die Freyheit Theſſaliens gemacht. Im erſten beſiegte er das macedoniſche Heer, und nahm des Königs Bruder, Philipp, nebſt dreyßig Jünglingen aus den edelſten Familien zu Geißeln. Da er bald darauf nach Macedonien ging, ließ ihn der treuloſe König in Feſſeln legen, gab ihn aber, als Epaminondas mit einem Heere erſchien, wieder frey. Jetzt ging Pelopidas als Geſandter nach Perſien, um den eben errungenen Principat der Thebaner über Griechenland durch ein Bündniß mit dieſer Macht zu befeſtigen. Als er von da zurückkam, waren in Theben neue Klagen über den König von Macedonien eingelaufen. Pelopidas freute ſich der herrlichen Gelegenheit, ſich rächen zu können. Er zieht mit einem Heere den Theſſaliern zu Hülfe. Der König erſcheint mit ſeinen Völkern ihm gegenüber. Pelopidas hat kein Ohr für friedliche Ausgleichung, zur Schlacht treibt ihn ſein rachedurſtiger Sinn. Man ſtürzt auf einander; der thebaniſche Held vergißt ſeiner Feldherrnwürde, er eilt, den Tyrannen perſönlich aufzuſu-

chen. Erschrocken beugt sich dieser hinter seine Trabanten Pelopidas, allein, will auch diese Vormauer durchbrechen; aber ein Wald von Lanzen überwältigt seine Tapferkeit. Er fällt, zur Trauer des ganzen Heeres, das nach erfochtenem Siege alle Beute um den theuren Todten herumlegte, und in Theben um die Ehre bitten ließ, den Leichnam behalten und prächtig bestatten zu dürfen. Die dankbaren Thebaner weihten dem Andenken ihres Erretters goldene Kronen und eherne Statüen, und suchten seine Verdienste in seinen Kindern zu belohnen.

X. Mit dem Tode der beyden Helden endigte sich auch Thebens Principat. Ohne große Landmacht, ohne Flotte, ohne Feldherrn bey mißvergnügten Truppen, konnte es sich nicht auf seiner Höhe halten; es war gezwungen, seine Herrschaft mit Athen und Sparta zu theilen. Zwar war Athen jetzt durch den Besitz der Inseln, eines geübten Kriegsheers und erfahrner Feldherrn (des Chabrias, Timotheus und Iphicrates) den beyden andern überlegen. Aber kaum hatte es sich aufs neue gefühlt, so klagten schon Inseln und Bundesgenossen wieder über Bedrückung, und Kos, Rhodus, Byzanz und Chios fielen ganz von Athen ab. Dieses suchte die Abgefallenen sich wieder zu unterwerfen; allein nach einem dreyjährigen Kriege — er heißt der Bundesgenossen-Krieg und dauerte von 358 bis 356 — ward es durch die nachdrückliche Warnung des persischen Königs Artaxerxes III. Ochus (welcher um 362 seinem Vater Artaxerxes II. gefolgt war) gezwungen, Frieden zu schließen und die Bundesgenossen für unabhängig zu erklären.

23.

Der heilige Krieg. Die Schlacht bey Chäronea. Untergang der Freyheit Griechenlands.

I. Der ganze griechische Stamm war unterdessen in seinem Innersten verdorben und geschwächt. Die häufigen

Revolutionen und Kriege, die alle Polizey entwaffneten, und die ungeheuren Reichthümer, die als Beute und Kriegsbeyträge aus Persien und Kleinasien oder durch die Handlung in die Hände einzelner Privatpersonen gekommen waren, hatten alle Tugenden erstickt, und der Prachtliebe, der Schwelgerey, der Bestechlichkeit und allen Scheusalen von Lastern freye Bahn gemacht. Endlich waren bey allem Reichthum einzelner Bürger dennoch alle Staaten arm; alle Hauptvölker von Griechenland waren durch Kriege und Niederlagen, durch den öftern Wechsel der Dinge, und durch Sittenverderbniß entvölkert, und die drey Hauptstaaten — Sparta, Theben und Athen — allgemein verhaßt.

In diesem Zustande befand sich Griechenland, als in seinem Norden Macedonien, besonders durch seinen König Philipp — den nämlichen, welcher von Pelopidas als Geißel nach Theben gebracht, nach dem Tode des Königs Perdiccas von Macedonien aus Theben entflohen war, und sich auf den Thron zu schwingen gewußt hatte, — mächtig geworden. Während Griechenland, durch seine innern Fehden zerstreut, auf das bisher unberühmte Macedonien unaufmerksam war und den jungen Helden nicht bemerkte, stand Philipp desto unvermutheter an der Spitze der Griechen. Wie dieß zuging, wird in der Geschichte der Macedonier ausführlicher erzählt werden; hier nur Folgendes.

II. Es ist oben gesagt worden, wie die Spartaner mitten im Frieden die thebanische Burg besetzten. Bald nachher rissen die Phocier ein Stück Land, welches delphisches Tempelgut war, an sich und bebauten es. Da verurtheilten die Amphictyonen sowohl Sparta als Phocis zu einer Geldstrafe; und als letzteres, als hierzu unfähig, die Zahlung verweigerte, wurde Theben die Vollziehung des Urtheilsspruches aufgetragen. So entstand der phocische oder heilige Krieg, welcher zehn Jahre lang (356—346) dauerte, und auf beyden Seiten mit großer Grausamkeit geführt ward. Um Geld und Waffen zu er-

halten, bemächtigte sich der phocische Feldherr Philomelus der delphischen Tempelschätze, und nach dessen Selbstmord sein Bruder und Nachfolger Onomarchus sogar der delphischen Weihgeschenke; auch wurden sie von Sparta und Athen, aus Abneigung gegen Theben, unterstützt. Die Thebaner, für sich zu schwach, um den erhaltenen Auftrag zu vollziehen, suchten nun bey dem Könige von Macedonien Hülfe, und dieses bahnte dem schlauen Nachbar den ersten Weg nach Griechenland.

III. Lange hinderte Athen Philipps Durchgang durch den Engpaß bey Thermopylä; zuletzt gestattete es denselben auf eine geschlossene Convention. Philipp vollzog nun nicht bloß die Execution gegen Phocis, sondern verfuhr auch noch in Thracien gewaltthätig und griff Byzantium mit seinen Waffen an; und als die Amphictyonen gegen die Locrier darum, daß sie den heiligen Bezirk von Cirrha angebaut hatten, den Krieg erklärten und Philipp zum Feldherrn erwählten (339), begnügte er sich nicht mit der Besiegung derselben, sondern besetzte auch plötzlich Elatea auf der Grenze Böotiens. Jetzt beschloß Athen, aufgeweckt durch den Zuruf seines großen Redners Demosthenes, seine Truppen gegen Philipp anrücken zu lassen, und eine Flotte nach Thermopylä zu senden. Demosthenes selbst begab sich nach Theben, und stimmte die Einwohner zu einem Bündniß mit Athen; sie nahmen ein atheniſches Heer unter Chares und Lysicles in ihre Stadt auf, und zogen vereint mit ihm nach Chäronea zum Kampfe. Die ersten Gefechte erregten schon den Athenern die Hoffnung des Sieges; aber Philipp gewann das Haupttreffen, und sein junger Sohn Alexander vernichtete die heilige Schaar der Thebaner (3. August 338, im dritten Jahr der 110ten Olympiade). Dieser Tag endigte die ruhmvolle Herrschaft und die uralte Freyheit von Griechenland.

24.

Die griechische Colonie Syracus.

I. Unter den griechischen Colonien zeichnete sich vorzüglich Syracus in Sicilien als ein Schauplatz wichtiger Begebenheiten und berühmter Männer aus. Es war eine corinthische Colonie, welche ein Heraclide, Namens Archias, 735 vor Chr. auf der Insel Ortygia angelegt hatte, von wo sie sich nach dem festen Lande ausdehnte, und durch Vereinigung von vier Städten zu einer bedeutenden Größe erwuchs. Von da an liegt die Geschichte von Syracus gegen dritthalbhundert Jahre im Dunkeln. Nur so viel weiß man, daß es, wie die meisten dorischen Colonien, eine aristocratische Verfassung hatte. Die Reichen hießen Gamori, und sie wurden um 500 von dem gemeinen Volke aus der Stadt vertrieben.

II. Im Dienste des Hippocrates, Tyrannen von Gela (jetzt Terra nuova), befand sich um diese Zeit ein gewisser Gelon. Nach dem Tode des Tyrannen ergriff er, unter dem Vorwande, die Söhne desselben bey ihren Rechten zu schützen, die Waffen gegen die Geläer, und schlug sie in einem Treffen, bemächtigte sich aber nunmehr der Oberherrschaft selbst. Bald darauf nahm er sich der aus Syracus vertriebenen Gamori an, führte sie zurück, und gelangte dadurch 486 v. Chr. zum Besitz von Syracus, dessen Aufnahme seine vorzüglichste Sorge wurde, so daß er deßwegen die Herrschaft über Gela seinem Bruder abtrat.

Durch die Eroberung einiger Städte, deren bemittelte Einwohner er nach Syracus versetzte, hatte er seine Macht so vermehrt, daß Athen und Sparta, als sie mit dem Einfall des Xerxes bedroht wurden, seinen Beystand suchten. Zu Gelons Glück zerschlug sich die Unterhandlung, weil er selbst von den Carthagern, die ebenfalls mehrere Colonien auf Sicilien hatten, angefallen ward. Diese griffen 480 v. Chr., einem Bündnisse mit Xerxes zufolge,

Syracus an, damit es Griechenland nicht zu Hülfe kommen könne, und hatten zu dem Ende nicht weniger als 300,000 Mann, 1000 Kriegs- und 3000 Frachtschiffe zusammengebracht. Sie hatten bey Himera (in der Nähe des heutigen Rocella) zwey besondere Lager bezogen. Gelon, der 55,000 Mann gegen sie ins Feld führte, ließ gegen das eine Lager, in welchem sich das Schiffsvolk und die ans Land gezogenen Schiffe befanden, einen Theil der Reiterey, als wenn es sicilische Hülfsvölker wären, anrücken, die auch ungehindert eingelassen wurden, sogleich den Feldherrn Hamilcar tödteten, das Schiffsvolk niedermachten, und die Schiffe in Brand steckten. Mittlerweile griff Gelon die Landmacht in dem andern Lager an, welche, auf die Nachricht von Hamilcars Tode und bey dem Anblick der brennenden Flotte, sogleich die Flucht ergriff, auf welcher nicht weniger als 150,000 Mann erschlagen wurden. Die übrigen mußten sich aus Mangel an Lebensmitteln ergeben, so daß von diesem gewaltigen Heere, dem größten, das man jemals in dem westlichen Europa gesehen hatte, kein Mann davon kam. Denn ob sich gleich von der Flotte 80 Schiffe durch die Flucht retten wollten, gingen sie doch in einem Sturme unter. Die Carthager waren über diese Niederlage so bestürzt, daß sie sogleich durch Gesandte um Frieden bitten ließen, der ihnen auf die Bedingung verwilliget ward: sie sollten 2000 Talente Silber erlegen, zwey Tempel bauen, den einen zu Carthago und den andern zu Syracus, worin das Friedens-Document als heilig aufbewahrt würde, und für die Zukunft alle Menschenopfer abstellen. Außer der abgewandten Gefahr hatte Sicilien von der Menge Gefangenen vielen Nutzen, indem sie zu öffentlichen Arbeiten gebraucht wurden.

Gelon wollte nun nach Griechenland schiffen, um gegen die Perser streiten zu helfen; als er aber von dem Siege der Griechen bey Salamis, der am gleichen Tage mit dem bey Himera erfochten worden war (23. Sept.

480), und von der Flucht des Xerxes Nachricht erhielt, entließ er sein Heer.

Darauf ließ er die Syracuser sich gerüstet versammeln, ging ohne Waffen und Leibwache unter sie, gab Rechenschaft von seinem ganzen Verhalten, und erklärte: er habe dabey bloß das allgemeine Beste zur Absicht gehabt; sollte er aber unrecht gehandelt haben, so stände es jetzt in ihrer Macht, ihn zu bestrafen. Das Volk, durch diesen Edelmuth gerührt, rief ihm voll Freuden als seinem Wohlthäter und Erretter zu, und nöthigte ihn, die Königswürde anzunehmen, die es, auf den Fall seines Todes, auch seinen Brüdern bestätigte. Von nun an trachtete Gelon nur, sein Volk unter einer gelinden Regierung glücklich zu machen. Zehntausend Ausländern, die unter ihm gedient hatten, gab er alle Rechte und Freyheiten der Syracuser, und verschaffte dadurch dem Staate einen beträchtlichen Zuwachs. Der Feldbau war ein vorzüglicher Gegenstand seiner Aufmerksamkeit, und das nicht bloß um des reichen Ertrags willen, sondern auch um seine Unterthanen an Thätigkeit zu gewöhnen und zur Arbeit abzuhärten. Ihren Fleiß in diesem Stücke zu ermuntern, war er oft bey den Arbeiten der Landleute zugegen; ja er legte wohl auch selbst mit Hand an. Von seiner Würde nahm er nur für sich ihre Sorgen und Arbeiten, und das Vergnügen, Andere glücklich zu machen. So hätte er die längste Regierung verdient; aber er starb bereits im dritten Jahre, nachdem ihm die oberste Gewalt übertragen war, zur größten Trauer des Volkes, welches ihn so hoch schätzte, daß es befahl, man solle ihn als einen Heros verehren.

III. Von seinen beyden Brüdern und Nachfolgern Hiero und Thrasybul ist jener als ein Freund der Wissenschaften und Künste, dem Dichter und Philosophen die liebste Gesellschaft waren, und dieser als ein grausamer Tyrann berühmt, der schon nach zehn Monaten aus Syracus verjagt wurde. Der Staat gab sich nun eine republicanische Verfassung, und behielt dieselbe bey, bis ein

neuer Krieg mit den Carthagern zu ihrer Veränderung Anlaß gab. Wie nämlich die Griechen an den Persern, so hatten die Syracuser an den Carthagern ihre stets aufmerksamen Feinde, die sich freuten, die Pest der Zwietracht recht verheerend in ihren eigenen Mauern gegen sie wüthen zu sehen, und die manchen günstigen Zeitpunct benützten, um ihre alte Herrschaft auf der Insel wieder herzustellen.

IV. Diese äußere Gefahr machte es gewöhnlich dem Feldherrn, der dieselbe mit Glück bestritten, leicht, sich vermittelst der ihm ergebenen Kriegsmacht auch zum Despoten über seine Mitbürger aufzuwerfen. So gelangte Dionysius der Aeltere, dem die Syracuser den unumschränkten Oberbefehl gegen die Carthager anvertraut hatten, 406 v. Chr. zur Tyrannis von Syracus, bey welcher er sich nur durch ein stehendes Heer von italischen und afrikanischen Miethsoldaten und durch fortgesetztes Kriegführen mit den Feinden erhalten konnte.

Dieser Fürst ist allgemein in der Geschichte mit ziemlich schwarzen Farben gemalt, und es ist auch nicht zu läugnen, daß er viele sehr schlimme Eigenschaften besaß. Zu diesen bösen Eigenschaften gehörten insbesondere sein ungemäßigter Ehrgeiz, seine Habsucht, sein bis ins Lächerliche gehender Argwohn und seine Grausamkeit.

Sein Ehrgeiz kostete Syracus die Freyheit, und unzählbar vielen Unschuldigen das Leben. Aber noch in anderer Weise suchte er die Befriedigung desselben. Nachdem er nämlich mehrere Kriege siegreich geführt, verlegte er sich auch auf die Dichtkunst, und wollte hierin als der Erste und Vornehmste glänzen. Seine Schmeichler wenigstens erhoben seine Werke über alle andere. Im Grunde aber waren seine Arbeiten elend. Er war so stolz darauf, daß er sogar auf den olympischen Spielen den Sieg zu erhalten hoffte. Als aber hier seine Gedichte sehr schimpflich aufgenommen wurden, fiel er bey der Nachricht davon in die heftigsten Ausbrüche der Raserey, bis er durch Hinrichtungen und Verbannungen seinen Schmerz gelindert

hatte. Deſſen ungeachtet kam er immer noch nicht von ſeinem Irrwahne zurück, daß er ein guter Dichter ſey. Er pflegte gewöhnlich Gelehrte an ſeine Tafel zu laden, und ſie dabey mit Vorleſung ſeiner eigenen Arbeiten zu unterhalten. Die meiſten lobten dieſe ihrem Gaumen zu lieb, ſo ſehr ſie nur konnten, und fanden alles groß, edel, majeſtätiſch und göttlich. Der einzige Philorenus, ſelbſt ein guter Dichter, wagte es einſt, aufrichtig zu ſeyn. Dionys hatte ihm ein eben geendigtes Stück zum Ausfeilen gegeben; aber Philorenus ſtrich es vom Anfang bis zum Ende durch. Das erbitterte den Tyrannen ſo, daß er den Verwegenen, der ſeinem Genie nicht Gerechtigkeit widerfahren laſſen wollte, in das gemeine Gefängniß, die Steingruben, führen ließ. Auf Fürbitte der Höflinge des Dionyſius wurde er aber am folgenden Tage wieder in Freyheit geſetzt und zu Gnaden angenommen. Dionyſius gab zugleich ein prächtiges Gaſtmahl, und ließ ihn und ſeine Freunde dazu einladen. Jetzt hoffte er gewiß den Beyfall des Dichters zu erhalten und las ihm einige Verſe vor, bey deren Verfertigung er ſich außerordentliche Mühe gegeben hatte, und die er ſelbſt für Meiſterſtücke hielt. Allein Philorenus konnte ſich einmal nicht verſtellen. Statt aller Antwort auf das Begehren des Dionyſius, ſein wahres Urtheil mit Hintanſetzung alles Neides zu ſagen, wandte er ſich an die im Zimmer befindliche Wache, und ſagte ihr mit einem ernſten Geſichte: „Bringet mich nach den Steingruben zurück!“ Das Treffende der Antwort machte, daß Dionyſius ihm verzieh. Bald darauf fing der Tyrann einen neuen Krieg an, um den Mißmuth über das ſchlechte Glück ſeiner Verſe zu zerſtreuen.

Seine Habſucht verleitete ihn ſogar dazu, daß er die Tempel der Götter plünderte. Als er nach der Plünderung eines ſolchen zu Locri wieder zurückkehrte und auf der Fahrt einen günſtigen Wind hatte, wandte er ſich zu ſeinen Freunden mit den Worten: „Sehet, wie die unſterblichen Götter den Tempelräubern günſtig ſind!“ Ein an-

deres Mal plünderte er, um den Geldmangel in einem Kriege mit Carthago zu ersetzen, den Tempel des Zeus, und nahm dem Gotte unter anderm seinen Mantel von Gold, den ihm Hiero geschenkt hatte, „weil derselbe im Sommer zu schwer, und im Winter zu kalt sey." Dafür gab er ihm einen von Wolle, „denn dieser schicke sich für alle Jahreszeiten." Dem Aesculap ließ er den goldenen Bart abnehmen, weil es sich nicht schicke, daß der Sohn einen Bart habe, da doch der Vater (Apollo) unbärtig sey." Da verschiedene Götterbildsäulen Becher und Kronen von Gold in den Händen hielten, so ließ er sie ihnen nehmen, unter dem Vorwande, daß sie dieselben ihm darböten. Den Raub ließ er auf dem Marktplatze an die Meistbietenden verkaufen; den andern Tag aber gab er vor, daß ihm der geschehene Tempelraub leid sey, und befahl denen, welche die Sachen gekauft hatten, sie wieder in den Tempel zu bringen; aber das Geld dafür gab er ihnen nicht wieder.

Eben so war er auch gegen die Philosophen eingenommen, wenn sie seinen Handlungen nicht das Lob redeten. Der berühmte Philosoph Plato war nach Sicilien gereiset, um den feuerspeyenden Berg Aetna zu sehen. Dionysius lud ihn nach Syracus ein, und unterhielt sich mit ihm über Glückseligkeit, Gerechtigkeit und wahre Größe. Als Plato sagte, daß nichts so unglücklich und verächtlich sey, als ein ungerechter Fürst; so sprach Dionys, der für seine Gerechtigkeit keinen höhern Maßstab hatte als seinen Willen, voll Zorn zu ihm: „Du redest wie ein kindischer Alter." „Und du wie ein Tyrann," versetzte Plato. Diese Antwort würde dem Philosophen das Leben gekostet haben, wenn nicht Aristomache, die Gemahlinn des Dionysius, und ihr Bruder Dion für ihn gebethen hätten. Dennoch erlaubte ihm der Tyrann nicht anders, sich in eine nach Griechenland zurückkehrende Galeere einzuschiffen, als nachdem er dem Schiffscapitän befohlen hatte, ihn entweder ins Meer zu werfen, oder als einen gemeinen Sclaven zu verkaufen. Das Letztere geschah; aber Plato erhielt bald

seine Freyheit wieder. Einige Zeit darauf schrieb Dionys an Plato, weil er durch die Bekanntmachung seines Betragens gegen ihn die Achtung der Griechen zu verlieren fürchtete, und bath ihn, seiner im Reden zu schonen. Doch Plato antwortete bloß: „Ich habe nicht so viel Zeit übrig, um auch nur an Dionys zu denken.“

Nichts ist lächerlicher, als der beständige Argwohn und die immerwährende Angst, worin Dionysius lebte. Zum Volke sprach er nie anders, als von der Spitze eines hohen Thurms. Jeder, der zu ihm kam, wurde vorher sorgfältig durchsucht; selbst seine Gemahlinnen, Kinder und Anvertraute waren hievon nicht ausgenommen. Seine Schlafstätte war durch einen tiefen und breiten Graben gesichert, über welchen eine Zugbrücke ging, die er jedesmal hinter sich aufzog; dennoch schlief er nicht ruhig, sondern wachte bey jedem Geräusch auf. Zur Bewachung seiner Person brauchte er Sclaven und Ausländer, weil er seinen Freunden und nächsten Anverwandten nicht traute. Als seinem Barbier einst der Scherz entfuhr, daß er dem Könige gar oft das Scheermesser an die Kehle halte, kostete ihm dieses das Leben. Von der Zeit an ließ er sich von seinen noch kleinen Töchtern barbieren; als diese aber erwachsen waren, trauete er ihnen auch kein Scheermesser mehr an, sondern ließ sich den Bart mit glühenden Nußschalen absengen; und endlich verrichtete er dieses Geschäft selbst.

Bey aller seiner Hoheit und seinem außerordentlichen Glücke war also Dionysius doch im höchsten Grade unglücklich. Dieß wußte er selbst, und gab es einst auch nachdrücklich genug zu verstehen. Einer von seinen Hofleuten, Namens Damocles, pries ihn einst wegen seiner Macht und seiner Siege sehr glücklich. Dionys fragte ihn, ob er einmal einen Versuch machen und das gepriesene Glück genießen wollte. Damocles nahm das Erbieten mit der größten Freude an. Der König ließ ihn nun eben so, wie sich selbst bedienen, an den prächtigsten und

mit den ausgesuchtesten Gerichten besetzten Tafeln speisen, und überhaupt nach königlicher Weise leben. Damocles rief einmal über das andere aus: O wenn ich doch immer so glücklich wäre! Auf einmal aber ward er gerade über seinem Kopfe die Spitze eines bloßen Schwertes gewahr, das nur an einem Pferdehaar von der Decke herabhing. Sogleich sprang er blaß und erschrocken von der köstlichen Tafel auf. Nun gab ihm Dionys zu verstehen, daß sein Glück gerade so unsicher und von solchen Gefahren bedroht sey, seit er den Thron besitze.

Dennoch hatte Dionysius auch manche gute und rühmliche Eigenschaften. Unmöglich kann man ihm Klugheit und Talente absprechen, da er sich zum Fürsten eines für seine Freyheit so enthusiastischen Volkes zu machen und als solcher zu erhalten wußte. Auch war er gegen das mächtige Carthago nicht selten glücklich, und verhinderte wenigstens die gänzliche Eroberung Siciliens. Gegen seine beyden Gemahlinnen Doris und Aristomache betrug er sich sehr gütig und freundlich. Eben so freundschaftlich zeigte er sich gegen Aristomachens Bruder Dion, ungeachtet dieser durch seine freymüthigen Reden sich oft gegen ihn verging. Dionysius spottete einst über Gelon. Dion verwies es ihm, und sagte zuletzt: „Gelons wegen hat man dir getrauet, daß du gut regieren werdest; auf deine Rechnung aber wird man keinem Menschen jemals nach dir trauen.“ So bitter dieses war, so bezeigte doch Dionys keine Empfindlichkeit darüber. — Selbst gegen die Syracuser bewies er sich bey verschiedenen Gelegenheiten sehr verbindlich und gefällig, und ließ sich manchmal mit der größten Vertraulichkeit zum Umgange mit den gemeinsten Bürgern herab.

Nichts desto weniger wurde er allgemein gehaßt, wovon freylich die Hauptursache war, daß die Syracuser ihre Freyheit nicht vergessen konnten. Bloß eine alte Frau machte davon eine Ausnahme. Sie flehte alle Morgen im Tempel zu den Göttern für des Tyrannen Leben. Dio-

nys erfuhr dieſes, ließ ſie zu ſich rufen, und fragte ſie, warum ſie denn ſo ſehr ſeine Erhaltung wünſche. Sie antwortete: „In meiner Kindheit hörte ich alle Welt ſich über den, der uns beherrſchte, beklagen. Ich ſtimmte in den allgemeinen Wunſch ſeines Todes mit ein, und er wurde ermordet. Da kam ein anderer, der ſich zum Herrn der Burg machte, der ſich aber ſo betrug, daß ſich alle nach dem erſten zurückſehnten. Wir bathen aufs neue die Götter, uns von ihm zu befreyen. Sie erhörten uns. Aber da kamſt du, und fügteſt uns noch mehr Uebles zu, als deine beyden Vorgänger. Nun denke ich, der Vierte wird noch grauſamer ſeyn, und deßwegen bitte ich die Götter alle Tage um deine Erhaltung.“ Dionyſen gefiel dieſe Freymüthigkeit, und er entließ die Frau mit Beweiſen ſeiner Güte.

Noch einen edlen Zug findet man in dem Betragen des Dionyſius gegen die beyden Syracuſer Damon und Pythias. Dieſe hatten ſich durch die edelſte und feſteſte Freundſchaft mit einander verbunden, welche durch nichts erſchüttert werden konnte, und ſogar folgende Probe aushielt. Eines bloßen Verdachtes wegen war Pythias von Dionyſius zum Tode verurtheilt worden. Da er in einer benachbarten Stadt noch wichtige Geſchäfte in Ordnung zu bringen hatte, ſo bath er den Tyrannen um die Erlaubniß, dahin abreiſen zu dürfen, verſprach an dem zur Hinrichtung beſtimmten Tage wieder zurückzukehren, und ſtellte als Unterpfand ſeines Wortes ſeinen Freund Damon auf, der an ſeiner ſtatt ins Gefängniß ging, und mit ſeinem Leben ſich für ihn verbürgte. So reiſete denn Pythias ab. Seine Geſchäfte zogen ſich aber in die Länge, und ſchon war der zur Hinrichtung beſtimmte Tag erſchienen, ohne daß er ſich ſehen ließ. Das verſammelte Volk tadelte und beklagte den leichtgläubigen Damon, der ruhig den Weg zum Tode ging, feſt überzeugt, daß ſein Freund wiederkehren würde, wenn er könnte, und ſelbſt dann ſich glücklich ſchätzend, wenn er für ihn ſterben müßte. Schon

näherte er sich dem Richtplatze, als auf einmal tausend Stimmen des Pythias Ankunft verkündigten. Dieser flog nach dem Richtplatze und stürzte in die Arme seines Freundes, dessen Haupt mit dem Schwerte bedroht war. Jetzt erhob sich zwischen ihnen ein edler Streit, wer für den andern sterben sollte, und alle Zuschauer zerflossen dabey in Thränen, bis endlich Dionys selbst vom Throne stieg, sie begnadigte, und zugleich bath, daß sie ihn als den dritten Mann in ihren Freundschaftsbund aufnehmen möchten.

Ein unerwarteter Sieg, welchen Dionysius schon lange gewünscht hatte, beschleunigte seinen Tod. Es war ein Sieg, den seine Gedichte zu Athen erhielten. An dem Dionysusfeste hatte er hier ein von ihm verfertigtes Trauerspiel um den Preis werben lassen; und dieses war so glücklich, vor andern den Preis des Schönen und Mustervollen zu erhalten. Wie dieses zuging, wissen wir nicht; vielleicht hatte Dionysius mit anderer Hülfe gearbeitet. Dem sey, wie ihm wolle: die Nachricht davon erfüllte ihn mit der ausgelassensten Freude. Die Ueberbringer der erfreulichen Botschaft wurden aufs reichlichste beschenkt, den Göttern brachte er prächtige Opfer dar, und ganz Syracus bewirthete er mit glänzenden Festen und Gastmahlen. Dabey beging er, gegen seine sonstige Gewohnheit, den Fehler, sich mit Speise und Trank zu überladen. Davon ward er krank, und auf Anstiften seines Sohnes gaben ihm die Aerzte einen Schlaftrunk, wovon er nicht wieder erwachte. So starb er, nach einer Regierung von 38 Jahren, im 367ten Jahre v. Chr.

IV. Nach ihm riß sein Sohn, der jüngere Dionysius, durch Hülfe der Miethsoldaten die Herrschaft von Syracus an sich, und feyerte sogleich seinen Regierungsantritt mit einem Schmause, der 90 Tage hinter einander dauerte, während welcher Zeit nichts Ernsthaftes vorgenommen werden durfte. Er war nicht ohne Talent, aber durchaus ohne Bildung und Erfahrung; der Glanz der

Herrschaft machte ihn schwindlicht, er begieng tausend Thorheiten, und erschöpfte sich in sinnlichen Vergnügungen. Sein erster Oheim Dion, Platons Freund, suchte ihn an wissenschaftliche Beschäftigungen zu gewöhnen, und brachte ihm sogar eine Sehnsucht nach dem Umgange mit Plato bey, der deßhalb eigens nach Sicilien kam. Aber nach wenigen Jahren mußten Oheim und Philosoph nach Athen flüchten.

Dion, der mit einem glänzenden Hofstaate in Athen lebte, entschloß sich, aus seinem eigenen Vermögen Miethtruppen zu werben, und damit den Dionys in Syracus feindlich anzugreifen. Er wählte eine Zeit, da dieser in Italien abwesend war, und erschien, allen Siciliern willkommen, mit einer kleinen Flotte an der Küste. Das Volk eilte ihm haufenweise zu und vergrößerte sein Heer. So rückt er ohne Widerstand in Syracus ein, wird feyerlich empfangen und mit Blumen beworfen, und richtet sogleich eine republicanische Regierung ein. Das Volk weiß sich in seiner Freude nicht zu mäßigen, es ermordet sogar alle Anhänger und Günstlinge des Tyrannen, und seine Lohnsoldaten ziehen sich furchtsam in das feste Schloß zurück. Hierher kam auch Dionysius heimlich, und ließ dem Dion die freundlichsten Anerbietungen machen. Als aber die Unterhandlungen anfangen sollten, that er plötzlich einen heimtückischen Ausfall aus seinem Schlosse mit allen seinen Miethsoldaten auf die fremden Truppen, wobey Dion selbst verwundet ward. Er wurde aber zurückgeschlagen; und da er nun keine Schonung mehr erwarten durfte, so entfloh er heimlich in der Nacht aus Sicilien, und überließ das Reich seinem Schicksale.

Seinem Schicksale, und nicht dem Dion; denn dieser erfuhr dasselbe, was alle rechtschaffene Männer in Freystaaten erfahren haben, wo der unwissende und eifersüchtige Pöbel der Richter seiner Anführer ist. Das Volk glaubte, Dion selbst habe Absichten auf die Oberherrschaft, und fürchtete ihn wegen seines Ernstes. Man suchte ihn daher

zu unterdrücken, und stellte ihm einen andern Volksanführer entgegen. Dion verließ voller Unwillen und Verachtung eine Stadt, die so klein von ihm dachte, und zog sich mit seinen fremden Truppen nach Leontium. Bald darauf sandte der entflohene König von Italien aus noch ein Heer nach Syracus, welches die Stadt plötzlich überfiel, die Mauern niederriß, mit unerhörter Wuth mordete, brannte und plünderte, und sich zuletzt des festen Schlosses bemeisterte. Ein allgemeines Schrecken und Geheul erfüllte jetzt die Stadt. Man sandte nun wieder Boten an Dion, die ihn kniend und mit Thränen bathen, das Geschehene zu vergessen, und nur dießmal noch den bedrängten Bürgern zu Hülfe zu kommen. Dion wandte sich in Gegenwart der Gesandten zu seinen Soldaten, und fragte sie: „Wollt ihr diese Undankbaren noch einmal erretten?“ Sie schienen den Entschluß ihres Führers zu erwarten, der endlich den Befehl zum Marsche gab. Unterdessen hatten die Königlichen in der Stadt ausgetobt, und schienen sich im Schlosse ruhig zu verhalten. Sogleich wurde das Volk wieder übermüthig, sandte dem Dion neue Boten entgegen: „es sey nun nicht mehr nöthig, daß er komme,“ und verschloß die Thore, um ihn nicht einzulassen.

Am folgenden Morgen thaten indessen die Miethtruppen einen neuen Ausfall aus dem Schlosse, und richteten eine entsetzliche Verwüstung in der Stadt an. Menschenblut floß stromweise in den Straßen; die wehrlosen Bürger wurden rein ausgeplündert, und viele sahen ihre Häuser in fürchterlicher Lohe auffliegen. Wie willig öffnete man nun dem Dion die Thore! Er drang mit den Seinigen hinein, und eilte den Feinden entgegen. Ein wüthendes Gefecht beginnt aufs neue in den Straßen von Syracus, das Pflaster ist mit Leichnamen überdeckt, und die besiegten Miethsoldaten räumen endlich das Schloß und ziehen ab.

Dion, mäßig als Sieger, bescheiden in seinem ganzen Wesen, und freygebig gegen Jedermann, konnte noch immer nicht das Mißtrauen des Volkes überwinden. Unaufhör-

liche Cabalen verbitterten ihm die Früchte seiner Siege, und endlich unterlag er einer Verschwörung, an deren Spitze ein Elender stand, den er selbst aus dem Staube hervorgezogen hatte. Gedungene Mörder überfielen ihn eines Abends, da er von der Arbeit ruhend in seinem Hause saß, und wollten ihn mit ihren Händen erwürgen. Da aber das zu lange währte, so reichte endlich einer der Verschworenen, der draußen stand, ein Schwert durchs Fenster herein, und so ward der unglückliche Dion wie ein Schlachtthier, indem man ihn an Händen und Füßen festhielt, todt gestochen (353).

V. Acht Jahre lang dauerte hierauf jener unglückliche Zustand in Syracus fort, wo das Reich ohne Oberhaupt ist, bald diese bald jene Faction sich aufwirft, und jede sich durch Grausamkeiten zu behaupten sucht. Hinrichtungen und Gütereinziehungen waren das tägliche Geschäft jener flüchtigen, immer wechselnden Blutregierungen, und wer heute im Rathe gesessen und Todesurtheile gesprochen hatte, verlor oft morgen schon seinen Kopf. Schrecklich erscheint die Menschheit in solchen Auflösungen. Das Ende dieser Revolutionsgräuel war, daß die Syracuser, matt und abgeängstigt, zuletzt doch den Dionysius wieder aufnahmen, als derselbe einen günstigen Zeitpunct ergriffen, und sich nach einer zehnjährigen Verbannung durch Hülfe neugeworbener Miethvölker wieder Ansehen verschafft hatte.

Aber ganz gedämpft war darum der democratische Geist doch noch nicht. Diejenigen, die jetzt alles von der Rache des Zurückgekehrten zu fürchten hatten, bathen den Tyrannen von Leontium, Hiketas, und die Mutterstadt von Syracus, Corinth, um Hülfe. Beyde bezeigten sich willig; ja auch die Carthager rüsteten sich, und so schien der blutige Streit jetzt erst recht ausbrechen zu wollen.

VI. Die Corinther selbst waren eben um diese Zeit einer großen eigenen Gefahr entgangen. Timophanes, einer ihrer reichsten Mitbürger und ein Mann von Herrschsucht und kühnem Unternehmungsgeiste, hatte sich durch

Hülfe eines mächtigen Anhangs im Pöbel zur Alleinherrschaft aufschwingen wollen, war aber, nahe am Ziele, von seinem eigenen Bruder Timoleon, einem eifrigen Democraten, auf öffentlichem Markte umgebracht worden. Dieser seltsame Vorfall erregte eine große Spaltung in der Stadt. Die eine Partey wollte den Timoleon als Brudermörder bestraft, die andere als Tyrannentödter belohnt wissen. Endlich nach der Dazwischenkunft der syracusischen Gesandten vereinigten beyde Theile sich dahin: man wolle ihn gegen den dortigen Tyrannen schicken, und erst nach der Ausführung dieses Geschäfts seinen Lohn oder seine Strafe bestimmen.

Zwey griechische Geschichtschreiber schildern uns den Timoleon als einen Mann von großer Einsicht, festem Sinn und wahrer Bürgertugend. Er selber betrachtete das schwere, aber schöne Geschäft, das ihm auferlegt war, gleich den Arbeiten des Hercules, als ein ihm von den Göttern dargebotenes Mittel, vor ihnen und dem eigenen Gewissen seine schwere Blutschuld abzubüssen; und vielleicht entledigte er sich gerade deßwegen so völlig tadellos und edel seines Auftrags. An der Spitze von nur 1200 Mann, auf einer kleinen Flotte von 10 Schiffen, segelte er 345 v. Chr. von Corinth ab. Er fand ganz Sicilien in Aufruhr. Die Carthager, die dieß für den günstigsten Zeitpunct gehalten hatten, sich die Insel zu unterwerfen, waren mit einer großen Kriegsmacht gelandet, und hatten sich mit Hiketas vereinigt. Außer diesen nahmen auch die Beherrscher aller übrigen sicilischen Städte an dem allgemeinen Kriege Theil. Timoleon mußte im ersten Jahre nur darauf denken, mehrere derselben durch Unterhandlungen und Bündnisse an sich zu ziehen. Erst im zweyten konnte er näher nach Syracus rücken. Hier sah man ein wunderlich gemischtes Menschengetümmel. Dionysius hatte die Insel, auf der das Schloß stand, inne, Hiketas die Hälfte der Stadt, Timoleon das Uebrige, und im Hafen lagen die Carthager mit 150 Kriegsschiffen, unweit welchen sie ein

Lager für 150,000 Mann Landtruppen aufgeschlagen hatten. Im dritten Jahre erhielt endlich Timoleons Macht, theils durch Verstärkung aus Corinth, theils durch den Beytritt der meisten sicilischen Städte, so sichtbar das Uebergewicht, daß Dionysius es für das sicherste hielt, die vorgeschlagene Capitulation anzunehmen. Er übergab demnach das Schloß gegen freyen Abzug mit dem Rest seiner Schätze, entsagte für immer der Herrschaft über Syracus, und fuhr in einem schlechten Transportschiffe nach Corinth, um dort als ein Gegenstand der Neugier, der Schadenfreude und des Spottes zu leben. *) Jetzt zogen sich auch Hiketas und die Carthager zurück, und überließen dem Timoleon die Stadt.

VII. Das einst so blühende, reiche Syracus sah jetzt einer großen, schauerlichen Ruine ähnlich. Allenthalben erblickte man die traurigsten Spuren des langen Krieges und der fürchterlichsten Revolutionen. Die Häuser lagen in Asche, die Einwohner schienen ausgestorben, der Marktplatz war mit Gras bewachsen, und in den Vorstädten stellte man Jagden an. Timoleon bath Corinth um neue

---

*) In Corinth vertrieb sich Dionys die Zeit in den Sälen der Weinschenken und Salbenhändler; auch soll er junge Mädchen im Singen unterrichtet haben. Dabey gaben ihm die kecken griechischen Stutzer oft Gelegenheit, seinen Witz zu üben. Einer z. B. schüttelte einmal beym Hereintreten nach der sicilischen Hofsitte seinen Mantel, als ob er zeigen wollte, er habe keinen Dolch darin. „Mein Freund," sagte Dionys, „schüttle dich lieber, wenn du weggehst, damit ich sehe, daß du mir nichts mitnimmst." — Einem andern, der ihn fragte: was ihm denn nun Plato's Weisheit geholfen habe? antwortete er: „meinen jetzigen Zustand so zu ertragen, wie ich thue." — Auf die Frage, warum er den Plato so ungnädig von seinem Hofe entlassen habe? erwiederte er sehr offenherzig: „Unter allen Uebeln, welche einen König umgeben, ist keines so groß, als daß niemand der sogenannten Freunde freymüthig mit ihm spricht; und durch solche Leute kam ich um das Wohlwollen Plato's."

Colonisten für das menschenleere Syracus, und die Corinther ließen öffentlich bekannt machen, daß jeder sicilische Flüchtling, oder welcher Grieche sich sonst dort niederlassen wolle, hinkommen, und eine freundliche Aufnahme, Schutz und Unterstützung finden solle. Auf diese Einladung kamen die armen Ausgewanderten schaarenweise zurück, die Häuser wurden wieder aufgebaut, Timoleon traf eine neue Vertheilung der Ländereyen, richtete eine republicanische Regierung ein, und ließ das Schloß, diese furchtbare Residenz des Tyrannen, mit allen seinen Festungswerken dem Erdboden gleich machen.

Doch so geschwind ließen ihm die Tyrannen von Messana, Catana und Leontium noch keine Ruhe. Auch die Carthager thaten noch zwey furchtbare Landungen, und nur Timoleons Geist und seiner braven Corinther Tapferkeit konnten so viele Feinde besiegen. Hiketas, der eifrigste derselben, wurde endlich von seinen eigenen Unterthanen gebunden ausgeliefert, und erlit nach dem barbarischen Völkerrechte der Alten die Todesstrafe. Dasselbe widerfuhr dem Tyrannen von Catana, und der von Messana wurde sogar von seinen eigenen Unterthanen auf dem Theater zu Tode gegeißelt. Carthago machte Frieden, und so hatte Timoleon den Ruhm, ein unterdrücktes und lange von innern und äussern Feinden verwüstetes Land mit weniger Mannschaft in noch nicht acht Jahren von allen Tyrannen befreyt, und ihm Ruhe und Wohlstand wieder geschenkt zu haben. Um aber für so viele Wohlthaten nicht Dions Schicksal zum Lohn davonzutragen, verläugnete er sein gerechtes Selbstgefühl bis zur demüthigsten Bescheidenheit, sogar daß er zuweilen zu sagen pflegte: er danke der Gottheit, welche Sicilien habe erretten, und bey diesem Werke auch seinen Namen mit nennen lassen wollen. Auch erbaute er der Glücksgöttinn aus Dankbarkeit einen Tempel, und widmete sein ganzes Haus seinem Schutzgeiste. Zwey öffentliche Redner wagten es einmal, ihn wegen seiner Amtsführung zur Rechenschaft zu ziehen. Die

Bürger wurden über diese Unverschämtheit so unwillig, daß sie einen Tumult erregten. Aber Timoleon sagte ruhig: „Laßt sie doch! ich habe ja darum so viele Beschwerden auf mich genommen, damit hier jeder seine Freyheit haben sollte.“

Diese kluge Mäßigung erreichte völlig ihren Zweck. Die Syracuser bathen ihn, sie nicht zu verlassen, und schenkten ihm ein schönes Landgut, auf dem er sein Alter im Kreise seiner Familie ruhig verlebte, geliebt von vielen tausend Bürgern, die er frey und glücklich gemacht hatte. Gegen das Ende seines Lebens verlor er das Gesicht; und nun war es rührend zu sehen, wie die dankbaren Syracuser zu dem alten blinden Manne, wie zu einem Heiligen, wallfahrten, wie sie den Fremden mit Stolz das Häuschen zeigten, in welchem der Wohlthäter des Landes wohnte, und wie endlich, nach seinem sanften Verscheiden (337), die ganze Stadt mit Thränen seine Bahre begleitete, welche in einer langen Procession auch über den Schutt der zerstörten Tyrannenburg getragen wurde. Ueber seiner Asche führte man ein herrliches Monument auf dem Markte von Syracus auf, und sein Andenken ward noch lange nachher durch jährliche Spiele gefeyert.

25.

Künste und Wissenschaften der Griechen.

I. So mannigfaltig die Stürme waren, welche seit dem Anfange der Perserkriege bis auf die Schlacht bey Chäronea in Griechenland tobten: so hörte doch der hellenische Geist nicht auf, sich in allen Zweigen der Cultur immer schöner und herrlicher zu offenbaren. Oder vielmehr: alles Große, Treffliche und Schöne, was in idealischen Gestalten der Geist der Griechen aus sich schuf, was im kommenden macedonischen Zeitalter als griechische Cultur nach Asien und Aegypten, was zugleich mit den Siegen römischer Consuln nach Mittel- und Oberitalien, was während

des Mittelalters von Italien auf alle westlich-europäischen Reiche überging, das gedieh in dieser für die Geschichte ewig denkwürdigen Periode.

II. Vor allem gebührt in Hinsicht auf die bildende Kunst den Griechen unter allen Völkern unstreitig der vorzüglichste Rang. Zwar wurden ihnen die ersten Begriffe dieser Kunst ohne Zweifel von andern Völkern, namentlich den Aegyptern, mitgetheilt: aber bald übertrafen sie ihre Lehrer sowohl als alle übrige Völker sehr weit. Denn zur Begünstigung der bildenden Kunst und ihres Fortgangs vereinigten sich in Griechenland mehrere vortheilhafte Umstände. Dahin gehören der Einfluß eines wohlthätigen Himmelstrichs auf ihre körperliche und geistige Bildung, der beständige Anblick der schönen Natur, ihre so ganz sinnliche, auf reichhaltige Dichtung gegründete Religion, ihre ganze Verfassung und Regierungsform, die große Achtung und die vorzügliche Belohnung der Künstler unter ihnen, und endlich der gleichzeitige blühende Zustand der übrigen schönen Künste. Die vorzüglichsten Beförderungsmittel des Flors der bildenden Kunst waren erstens die Kunstschulen zur Bildung junger Künstler, sowohl in der Malerey als Bildhauerey, die zu Sicyon, Corinth und Aegina angelegt wurden, und aus welchen die vorzüglichsten Meister hervorgingen; und zweytens die immer häufiger werdenden Gelegenheiten zur Verfertigung und Errichtung von Bildsäulen und andern Kunstwerken. Nicht nur die Tempel der Götter wurden mit ihren Statuen und den Abbildungen ihrer mythischen Geschichte verziert; auch für öffentliche Plätze, für Privatgebäude, Gärten, Landhäuser, bedeckte Gänge, und zur Verzierung der Baukunst überhaupt wurden dergleichen Arbeiten in Menge verfertiget. Dazu kam, daß man berühmten Helden, Weisen, Dichtern und Kämpfern aus Dankbarkeit und Verehrung ihres Andenkens, den Regenten auch oft aus Schmeicheley Bildsäulen errichtete. Und so fanden die bildenden Künstler überall Anlaß, Aufforderung und Ermunterung zur Ausübung ihrer Kunst und

zur Anstrengung ihres Fleißes, der durch Wetteifer noch mehr gereizt und befeuert wurde.

Phidias aus Athen, der Freund des Pericles, war es, der die bildende Kunst aus ihrer ängstlichen Unvollkommenheit zu einer solchen Hoheit, Würde und Größe erhob, daß man von ihm die Periode des großen und hohen Styles beginnt. Er übertraf nicht nur alle seine Zeitgenossen, sondern auch die nachfolgenden Künstler an erhabenen Ideen und in glücklicher Ausführung derselben. Von seiner Statue der Athene im Parthenon ist schon gesprochen worden. Noch vorzüglicher war seine Statue des Zeus in einem diesem geheiligten Tempel zu Olympia. Wirklich machte auch die furchtbare Größe des Gottes, der, auf einem mit Gold und Elfenbein verzierten Throne sitzend, bis an die Decke des 60 Fuß hohen Tempels reichte, und die erhabene Majestät im Ausdrucke einen solchen Eindruck, daß Phidias selbst vor ihm anbethend niedergefallen seyn soll. — Beynahe gleicher Ruhm ward dem Zeitgenossen des Phidias, Polyclet, zu Theil. Eine colossale Statue der Juno zu Argos von Elfenbein und Gold wetteiferte mit der partheniſchen Athene des Phidias. — An beyde schlossen sich mehrere große Meister an, die diese Kunstepoche fortsetzten, bis endlich durch Praxiteles (354 v. Chr.) die griechische Bildhauerey zur höchsten Stufe der Vollkommenheit gelangte, indem dieser Künstler die Zeit des schönen, gefälligen Styls herbeyführte, worin man die vorhin schon ausgebildeten Eigenschaften der Richtigkeit und des edlen Ausdrucks mit der Grazie verband, die sich theils in einer angenehmen, flüßigern Zeichnung, theils in einer einnehmenden, wirkungsvollen Anmuth der Geberden, Stellungen und Handlungen an den Tag legte. (Mit der Bildhauerkunst hielt auch die Bildgrabekunst, und ihre höchste Stufe, die Steinschneidekunst, gleichen Schritt. Man schnitt die Steine entweder vertieft oder erhoben, welche letztere Cameen hießen.

Der Flor der Bildhauerkunst zog auch den der Malerey nach sich. Wie jene, so hatte auch diese ihre Kunstschulen, unter denen die zu Sicyon die vornehmste war. Mit Apollodorus aus Athen, der sich zuerst des Pinsels bedient haben soll, beginnt die große Epoche der griechischen Malerey. Nach ihm thaten sich vorzüglich sein Schüler Zeuxis aus Heraclea in Großgriechenland, und dessen Zeitgenosse Parrhasius in Ephesus in der Malerkunst hervor (um 400 v. Chr.). Die Arbeiten des erstern wurden außerordentlich geschätzt und theuer bezahlt, so daß er sich die größten Reichthümer sammelte, und zuletzt seine Gemälde verschenkte, weil, wie er sagte, kein Preis zu ihrer Bezahlung hinreichte. Doch soll ihn Parrhasius in genauer Beobachtung der Verhältnisse und in der Geistigkeit des Ausdrucks übertroffen haben. Beyde stellten einmal einen Wettkampf an; und wirklich malte Zeuxis einige Weintrauben so natürlich, daß die Vögel nach denselben hinflogen. Nun brachte auch Parrhasius sein Stück, das mit einem dünnen Zeuge wie mit einem Vorhang überzogen war. „Zieh doch den Vorhang weg!" sagte Zeuxis. Aber der Vorhang selbst war das Gemälde. So hatte also Parrhasius nicht bloß Vögel, sondern einen großen Künstler getäuscht. Ein andermal malte Zeuxis einen Knaben, der Trauben auf dem Kopfe trug, nach welchen die Vögel pickten. Sogleich nahm er das Gemälde weg, und sagte beschämt: Ich habe die Trauben besser gemalt, als den Knaben; sonst würden die Vögel sich vor diesem gefürchtet haben. — Vor allen aber zeichnete sich Apelles, aus der Insel Cos gebürtig, in der Malerkunst aus, indem er alle andere griechische Maler durch die außerordentliche Leichtigkeit übertraf, die in allen seinen Gemälden herrschte. Alexander der Große von Macedonien, dessen Zeitgenosse er war, schätzte seine Verdienste so sehr, daß er sich durchaus von keinem andern, als von ihm, malen lassen wollte. Die außerordentliche Vollkommenheit in seiner Kunst erlangte er dadurch, daß er sich nie schämte, Tadel und

Belehrung auch von den geringsten Menschen anzunehmen. Er pflegte seine Gemälde jedesmal öffentlich auszustellen, verbarg sich dann hinter denselben, und hörte die Urtheile der Vorübergehenden an. Einst tadelte ein Schuster etwas, und Apelles verbesserte es sogleich; da derselbe Mann aber den andern Tag noch mehr tadelte, trat der Künstler hervor und rief ihm zu: „Schuster, versteige dich nicht über deinen Leisten!“ Im Zeichnen hatte Apelles eine außerordentliche Fertigkeit, und er übte sich darin täglich, so daß das Sprichwort von ihm entstand: „Kein Tag ohne eine Linie.“ Wie sehr endlich dieser Künstler alle andern übertroffen habe, ist noch dieses ein Beweis, daß, als er sterbend ein Gemälde unvollendet hinterließ, kein anderer dasselbe zu vollenden wagte.

Die Baukunst erlebte ihre schönste Epoche in dem Zeitalter des Pericles. Ganz Griechenland prangte damals mit den geschmackvollsten und prächtigsten Gebäuden. Zu Athen wurde der berühmte Tempel der Athene auf der Acropolis, die Propyläen, das Odeon und andere Gebäude errichtet; und was zu Athen geschah, geschah auch in andern Gegenden Griechenlands. Im Peloponnes und in Kleinasien sah man die schönsten Tempel und andere öffentliche Gebäude, die nicht weniger, als jene zu Athen, Meisterstücke der Kunst waren. Der Character der Baukunst dieses Zeitalters war edle Einfalt und majestätische Größe mit Schönheit verbunden. Sie erstreckte sich nicht bloß auf Tempel, sondern auch auf andere Arten von Gebäuden, als Theater, Odeen, Säulengänge, Marktplätze, Gymnasien u. s. w. Zu den alten bisher bekannten Säulenordnungen wurden neue hinzugefügt, welche alles Schöne und Prächtige, was die Kunst nur leisten kann, in sich vereinigten. Indessen ist zu bemerken, daß die schöne Baukunst sich noch nicht auf Privathäuser erstreckte, die sowohl zu Athen als in andern griechischen Städten meistentheils sehr schlecht waren.

Doch unter allen Künsten ist die Musik bey den Griechen mit der größten Theilnahme betrieben worden. Man hielt sie für die Bildung des Geistes nothwendig, und es war keine öffentliche Feyerlichkeit, keine Privatbelustigung, bey der man sich ihrer nicht bediente. Der anführende Held, der lehrende Weise, der bessernde Gesetzgeber, kurz jeder gebrauchte sie zur Erreichung seiner Absicht. Schon dadurch, daß man sie beym Götterdienste anwandte, erhielt sie große Stärke; als sie aber in der Folge mit den theatralischen Vorstellungen verbunden ward, erreichte sie den höchsten Grad der Verbesserung. Mit der Musik ging die Tanzkunst Hand in Hand.

III. In einer nahen und unzertrennlichen Verwandtschaft mit den bereits erörterten Zweigen der schönen Künste stand die griechische Poesie. Wie sehr sich dieselbe bereits vor den Perserkriegen ausbildete und immer mehr ihrer Vollkommenheit näher rückte, ist schon gezeigt worden. Seit denselben zeichneten sich in den lyrischen Dichtungsarten Corinna aus Tanagra in Böotien und Pindar aus Theben (500) vorzüglich aus. Beyde waren durch Kunstliebe genau unter einander verbunden, und wetteiferten mit einander in ihren Gesängen; und obwohl in Pindars Siegeshymnen diese Gattung von Poesie den höchsten Gipfel erreichte, so geschah es doch, das die Gedichte der Corinna verschiedene Male den Preis erhielten, obgleich die Sängerinn selbst dem höhern Genie des Dichters Gerechtigkeit widerfahren ließ. Die dramatische Poesie war aber unter den Griechen die geschätzteste aus allen, und sogar ihre eigene Erfindung. Schon früher wurden bey der Weinlese zur Ehre des Dionysos von einem Chore Hymnen abgesungen. Einer der Sänger stieg nun bisweilen auf den Tisch, und hielt eine Art Gespräch mit dem Chore, der dann während der Zeit stillschwieg. Dieses Beyspiel soll einen gewissen Thespis (um 540) auf den Gedanken gebracht haben, ähnliche Schauspiele einzurichten, in welchen Ein Schauspieler auftrat, der durch

bloße Erzählungen von Zeit zu Zeit den Chor ablösen, und so der ganzen Vorstellung durch Abwechselung des Gesanges mit der Declamation mehr Reiz geben sollte. Zum Schauplatze bediente er sich eines Wagens, auf dem er mit den Personen, die er zur Aufführung seiner Stücke brauchte, in Attica umherzog. Für diese Erfindung erhielt Thespis zum Lohne einen Bock, woher dann seine Spiele den Namen Tragödien, d. i. Bocksgesänge, erhielten. Phrynichus, der Schüler des Thespis, verbesserte diese neue Gattung von Schauspiel dadurch, daß er auch weibliche Rollen auf die Bühne brachte, und die Erzählungsart mehr den menschlichen Leidenschaften anpaßte. Aus seinen Händen erhielt Aeschylus von Eleusis in Attica (st. 456) diese Art von Spielen, und wurde durch die Vervollkommnung derselben der Vater des Trauerspiels. Bekannt mit den Sagen der Heldenzeit, mit der Geschichte der frühern Jahrhunderte, mit erhabenen Tugenden und schrecklichen Verbrechen, suchte er den Gemälden davon eine noch größere Wirksamkeit dadurch zu verschaffen, daß er sie aus der Verbindung heraushob, worin die alten Dichter sie gefügt hatten. Er benützte alle Künste der theatralischen Darstellung, um die Zeit und den Ort der Scene den Zuschauern näher zu rücken. Er nahm noch einen zweyten Schauspieler, und später einen dritten, ja manchmal einen vierten auf die Bühne. Einer derselben, meistentheils er selbst, wurde der Held des Stücks, der die Aufmerksamkeit hauptsächlich auf sich zog, und der Chor bekam nur eine untergeordnete Rolle. Das vormalige Brettergerüst auf dem herumfahrenden Wagen verschwand, und eine mit Maschinen versehene und mit Decorationen geschmückte Bühne trat an die Stelle desselben. Die Zuschauer erstaunten über die Täuschung, womit alle diese neuen Gegenstände auf ihr Gemüth wirkten. — In seine Fußstapfen traten seine Zeitgenossen und Nebenbuhler Sophocles und Euripides, jener aus Coloneo, dieser aus Salamis, in Attica. Dieses Salamis, durch den

Sieg des Themiſtocles über die Perſer ſo berühmt, war es, wo es eben damals, als dieſer Sieg erfochten wurde, der tragiſchen Muſe beliebte, ihre drey Lieblinge, die unerreichten Muſter für alle folgende Zeiten, in einer vorbildenden Abſtufung zu verſammeln. Der kühne Aeſchylus half ſiegen, der blühende Sophocles tanzte um die Trophäen, und Euripides ward an dem Tage des Sieges auf dem glücklichen Eilande geboren. — Nach Euripides fiel die griechiſche Tragödie, und die Comödie, ihr vollkommenes Gegentheil, trat an ihre Stelle. Ariſtophanes (um 400) erreichte in ihr die höchſte Vollendung.

Nach dem Verluſte der griechiſchen Freyheit blühte in Sicilien und Kleinaſien das ſogenannte Hirtengedicht, in welchem ſich vorzüglich Theocrit aus Syracus (275) Moſchus ebenfalls aus Syracus (177), und deſſen Zeitgenoſſe Bion aus Smyrna hervorthaten.

IV. Nicht minder als die Dichtkunſt glänzten die Griechen durch Beredſamkeit hervor. Wenn jene in einer glücklichen Naturanlage und in der Harmonie der ſchönſten, klangvollſten aller Sprachen eine mächtige Begünſtigung fand, ſo war dieſe vorzugsweiſe die Frucht der freyen Verfaſſung. — Der merkwürdigſten Redner von Solon und Piſiſtratus an durch alle Zeiten der Freyheit, als eines Themiſtocles, Pericles, Alcibiades ꝛc., iſt bereits gedacht worden. Außer ihnen zeichneten ſich vorzüglich die Athener Iſocrates, Aeſchines, und vor allen andern der große Demoſthenes aus. — Iſocrates (geb. 436) wurde zwar durch ſeine ſchüchterne Beſcheidenheit von der öffentlichen Tribune abgehalten; doch hat er durch ſeine ſchriftlichen Reden, die er zum Theil an Könige und Völker richtete, und noch wirkſamer durch den Unterricht, den er einer großen Zahl von Schülern ertheilte, der Sache der Freyheit ſowohl, als der beſſern Redekunſt wichtige Dienſte geleiſtet. Als bey Chäronea die griechiſche Freyheit fiel, tödtete ſich der neunzigjährige Mann durch Hunger. — Durch den Unterricht des Iſocrates und des Plato

ward Aeſchines, der Sohn eines Schulmeiſters, zu einem der größten Redner Griechenlands, der nur von ſeinem Gegner Demoſthenes übertroffen wurde.

Demoſthenes (geb. 381) war der Sohn eines wohlhabenden Bürgers zu Athen, der eine Degenfabrik dirigirte. Er verlor ſeinen Vater früh, und ſein Erbtheil wurde ihm von eigennützigen Vormündern verſplittert. Er war immer ein ſchwächlicher und kränklicher Knabe, und ward deßhalb weniger zu gymnaſtiſchen Uebungen angehalten. Dadurch ward er ſeinen Mitſchülern ein Spott, und erhielt mannigfaltige Eckelnamen. — Einmal in einer Zwiſtigkeit, die Athen mit Theben hatte, ſollte ein berühmter Redner, Calliſtratus, darüber eine Rede halten. Weil die Sache von Wichtigkeit war, ſo ſpannte ſich die Erwartung aller Bürger ungewöhnlich auf den Tag, wo Calliſtratus auftreten würde. Der junge Demoſthenes hörte, daß viele Lehrer mit ihren Schülern dem Gerichte beywohnen würden, und bath daher ſeinen Hofmeiſter, doch auch mit ihm hinzugehen. Dieſer verſchaffte ihm durch ſeine Bekanntſchaft mit einem Gerichtsdiener einen guten Platz, wo der Knabe bequem ſitzen und alles genau hören konnte. Er erſtaunte über die Kraft der Beredſamkeit, jedes Wort machte Eindruck auf ihn, und als er am Schluſſe der Verſammlung den allgemeinen Beyfall erſchallen hörte, als er ſah, wie der ganze Saal bewunderungsvoll ſich vor dem Redner neigte, und draußen das Volk ihn jubelnd empfing, um ihn wie im Triumph nach Hauſe zu begleiten: da ſtand in der Seele des Knaben der Entſchluß feſt, einſt eben ſo als Redner ſich einen Namen zu machen. Nun hatte er keinen Gedanken mehr, als dieſen; er verklagte und vertheidigte, wie Themiſtocles, ſeine Mitſchüler, und alles, was ihm im Geſpräche vorkam, wiederholte er ſich zu Hauſe, und kleidete es in öffentliche Reden ein, oder ſetzte darüber etwas ſchriftlich auf. Auſſer ſeinen eigenen ſchriftlichen Ausarbeitungen ſtudirte er eifrig die Werke der beſten griechiſchen Schriftſteller; ja

des Thucydides großes Geschichtsbuch soll er achtmal hinter einander abgeschrieben haben, um seinen Styl zu bilden. Welcher sich thätig dünkende Schüler unserer Zeiten kann sich solchen Fleißes rühmen? Der Jüngling ward bald darauf ein Zuhörer Plato's, und nahm den Redner Isäus zum Lehrer der Redekunst an. So geübt trat er endlich mit seiner ersten gerichtlichen Rede gegen seinen ungerechten Vormünder auf, und bewirkte vor Gericht die Herausgabe seines rechtmäßigen Eigenthums. Hiernächst wagte er sich, als er das zu Staatsämtern erforderliche Alter erreicht hatte, auf die öffentliche Rednerbühne, um einen sorgfältig ausgearbeiteten Vortrag an das Volk zu halten. Aber ach! der neue Redner ward ausgepfiffen. Das schlug ihn so nieder, daß er sich vornahm, in seinem Leben nicht wieder mit dem Volke etwas zu schaffen zu haben. Einmal indessen, als er mit finsterer Miene im Piräus spazieren ging, begegnete ihm ein alter Mann, der ihn genauer kannte, und redete ihn an: „Schämst du dich nicht, junger Mensch, daß du dein Talent so vernachläßigest, und von einem mißlungenen Versuche dich abschrecken lassest, da du doch ein Pericles werden könntest?“ Demosthenes mußte ihm versprechen, nächstens wieder aufzutreten, und die Rede, die er dazu ausarbeitete und wörtlich auswendig lernte, war so schön, daß er glaubte, sie könne ihres Eindrucks nicht verfehlen. Und dennoch — armer Demosthenes! — sie ward, wie die erste, ausgepfiffen. Mit verhülltem Gesichte lief er unmuthsvoll nach Hause, und warf sich in seinen Sessel. Da trat ein Bekannter, der Schauspieler Satyros, herein. Demosthenes schimpfte auf das alberne Volk, das rohen, elenden Menschen oft mit Vergnügen zuhöre, indeß er, der seine Gesundheit fast der Redekunst aufgeopfert habe, keinen Dank erhalte. „Du hast Recht,“ sagte Satyros; „allein ich will dem Uebel abhelfen, welches die Ursache davon ist, wenn du so gut seyn willst, mir irgend eine Stelle aus dem Sophocles oder Euripides herzusagen.“ Demosthenes declamirte ihm

sogleich eine Reihe von Versen vor. Nun wiederholte der Schauspieler dieselbe Stelle mit solcher Kraft der körperlichen Darstellung, mit so lebendigen Mienen, mit einer so melodischen Abwechselung der Stimme, daß Demosthenes eine ganz andere Stelle zu hören glaubte, und von den Worten, die er nur kalt hergesagt hatte, jetzt aus dem Munde des Schauspielers tief erschüttert wurde. Nun sah er ein, daß es ihm an Stimme und Action noch gänzlich fehle, und daß er nun eine ganz neue Uebung anfangen müsse. Sein Athem war kurz, seine Stimme schwach, und er konnte, wie Alcibiades, den ersten Buchstaben seiner Kunst, das R, nicht aussprechen. Allen diesen Fehlern suchte er nun durch die unverdrossenste Anstrengung abzuhelfen. Er ging ans Meeresufer, wo die Brandung am stärksten brauste, und bemühte sich, das Tosen der Wellen zu überschreyen. Er nahm Kiesel in den Mund und versuchte, trotz diesem Hindernisse, deutlich zu sprechen. Er lief steile Berge hinan, und sagte dabey mit starker Stimme lange Reden her, um seinen Athem zur längern Ausdauer zu gewöhnen. Und endlich bezog er ein Zimmer unter der Erde, in dem er, von allem Umgange abgeschieden, unaufhörlich vor einem großen Spiegel stand, und sich in der körperlichen Darstellung, in der Gesticulation und im Mienenspiele übte. Um durch nichts in diesem Fleiße gehindert zu werden, machte er sich das Ausgehen auf eine Zeitlang dadurch unmöglich, daß er sich auf einer Seite den Kopf kahl schor. So ward er Monate lang an sein unterirdisches Uebungszimmer gefesselt, in welchem er nichts als Reden hielt, und aus dem er endlich als ein vollendeter Redner hervorging, um eben das Volk, das ihn bisher verlacht hatte, hinzureissen, wohin er wollte. Noch jetzt glänzt sein Name unter den ersten Rednern des Alterthums, und einige seiner Reden, die wir noch übrig haben, lassen uns selbst über seine Größe urtheilen.

V. Die Geschichte entwickelte sich bey den Griechen aus ihrer epischen Poesie, d. i., aus den Gesängen des Homer und Hesiodus, die, wenn gleich der Form nach wirkliche Poesien, doch dem Inhalte nach, besonders durch ihre genealogische Richtung, der Geschichte verwandt sind.

Der erste, der eine gesetzmäßig gebildete Historie, und zwar nicht bloß die Geschichte eines einzelnen Volkes, sondern eine allgemeine Völkergeschichte in einer ordentlichen Verbindung schrieb, war Herodotus aus Halicarnaß in Carien (geb. 484). Den Stoff zu seiner Geschichte sammelte er dadurch, daß er in den meisten der verschiedenen Länder selbst herumreiste, deren Geschichte er schrieb, z. B. in Griechenland, Macedonien, Thracien, durch einen großen Theil Asiens, sogar auch in Aegypten, Libyen und Cyrene. Aus dem gesammelten Stoffe bearbeitete er hernach die Geschichte, und nachdem er fertig war, las er sie sowohl auf dem großen Nationalfeste zu Olympia (456), als in einer athenischen Versammlung (444) öffentlich vor, wo er beyde Male den lautesten Beyfall erhielt. Der berühmte Historiker Johannes von Müller sagt von ihm: „Kenner des Schönen und Guten werden in Herodotus den größten Meister der Geschichtschreibungskunst bewundern. Er folgt dem Zusammenhange der Sachen; leichter ist aufzuschreiben, was von Jahr zu Jahr begegnet. Er ist ein großer Meister in der Sittenmalerey; die Sanftheit der seinigen geht in die Seele des Lesers über. Und wie soll ich die Musik seiner melodievollen jonischen Sprache beschreiben! Er übertrifft die Nebenbuhler seines Ruhms in edler, interessanter Einfalt, in einem ungemein geschickt ausgedachten, eben so natürlichen als durch Abwechselung reizenden Plan.“

Der zweyte der großen Historiker Griechenlands ist Thucydides von Athen (geb. 471). Er war nur 13 Jahre jünger als Herodot. Als Knabe von 16 Jahren hörte er diesen seine Geschichte der Versammlung zu Olympia vorlesen, und ward davon so begeistert, daß er in

Thränen ausbrach. Herodot sah dieses, gewann den Jüngling lieb, und rieth seinem Vater, ihm eine wissenschaftliche Erziehung zu geben. Dieß geschah; und so vereinigte sich in Thucydides die ganze Bildung des Periclеischen Zeitalters. Im peloponnesischen Kriege wurde er Anführer der Athener, und es glückte ihm, eine Zeit lang selbst den berühmten General der Lacedämonier, Brasidas, zurückzuhalten. Als aber dieser eine athenische Stadt durch Ueberrumpelung wegnahm, ward er dafür in seinem 48sten Jahre von den Athenern mit dem Exil bestraft. Er begab sich nach einer thracischen Stadt, Scaptasula, und schrieb hier die Geschichte des peloponnesischen Krieges, in welcher er einen solchen Tiefsinn, eine solche Kenntniß der Menschen und ihrer Staaten, und zugleich eine so kraftvolle, majestätische Beredsamkeit entwickelte, daß er entweder allen andern Geschichtschreibern vorgezogen, oder doch den vortrefflichsten ehrenvoll zur Seite gesetzt wird. Leider starb er, ehe er sein Werk vollendet hatte; nach einigen noch in Thracien, nach andern aber meuchelmörderischer Weise in Athen.

Das historische Triumvirat der Griechen erfüllte Xenophon aus Athen, des Socrates liebenswürdiger Schüler und Freund (geb. 449), der nämliche, der den herrlichen Rückzug machte, welcher oben gerühmt wurde. Er fuhr fort, die griechische Geschichte von da, wo Thucydides aufhörte, bis auf die Schlacht von Mantinea zu beschreiben. Noch haben wir von ihm eine Lebensbeschreibung des spartanischen Königs Agesilaus, eine Schilderung der lacedämonischen und athenischen Verfassung, und das Leben des ältern Cyrus (bekannter unter dem Namen der Cyropädie), das aber mehr historischer Roman, als eigentliche Geschichte ist, und Xenophons Grundsätze über die beste Staatsverfassung enthält. Auch wird ihm die schöne Beschreibung jenes herrlichen Rückzugs beygelegt. „Seine Manier" — so urtheilt Johannes von Müller — „ist so anmuthig und noch anmuthiger, als die des Herodot; ihre

einzige Zierde ist der sie durchdringende Geist seinem Sittengefühls. Für Klarheit in der Erzählung ist Xenophon Muster; seine Pietät, seine Gerechtigkeitsliebe empfehlen ihn dem Herzen so, daß man ihm vergiebt, wenn er seine Philosophie auch barbarischen Feldherren, die sich so etwas nie deutlich dachten, in den Mund legt. Er bleibt ein großes, in seiner Art unerreichtes Muster; wenige fassen das ganze Verdienst seiner bewunderungswürdigen Einfalt."

Zweyhundert Jahre nach Xenophon (in welcher Zeit wohl merkwürdige Geschichtschreiber gelebt haben mögen, deren Werke aber verloren gingen) schrieb Polybius, aus Megalopolis in Arcadien, seine allgemeine Geschichte vom Anfang des zweyten punischen Kriegs bis zur Zerstörung des macedonischen Reichs, die sich darin von den vorhergehenden Geschichtswerken unterschied, daß in ihr die pragmatische, d. i., die räsonnirende Behandlung der Begebenheiten vorherrschend ist. Diese unterrichtende Manier des Polybius erbte Diodorus aus Argyrium in Sicilien, der um die Zeit von Christi Geburt lebte und eine historische Bibliothek verfaßte. Sein Zeitgenosse, Dionys von Halicarnaß, schrieb eine römische Geschichte in moralisch-politischem Geiste, und nicht ohne Kunst*).

---

*) Nach Christi Geburt machten sich noch als griechische Historiker berühmt Plutarch und Arrian. — Das Lob des Plutarch aus Chäronea in Böotien (geb. 50 n. Chr.) als historischen Schriftstellers haben bereits Jahrhunderte entschieden. Wer für die Größe der Helden des Alterthums Gefühl hat, bedarf, um ihn zu rühmen, nichts als seine »vergleichenden Lebensbeschreibungen« zu lesen. Es wird ihm begegnen, was dem Verfasser selbst begegnete: »indem ich,« sagt er, »so viele edle Männer bey Abfassung ihrer Geschichte täglich vor Augen habe, bin ich dadurch selbst besser geworden.« — Endlich zeigt sich Arrian aus Nicomedia in Bithynien (im zweyten Jahrhunderte n. Chr.) in seinen sieben Büchern »von den Feldzügen Alexanders des

VI. Die Philosophie, die an der Küste von Kleinasien zuerst ihre Morgenröthe erlebt hatte, flüchtete sich, wie wir bereits gesehen haben, beym Ausbruche der persischen Kriege mit Pythagoras nach den griechischen Colonien in Unteritalien, daher sie die italische genannt wurde. Nach Pythagoras trat Xenophanes aus Colophon zu Elea in Unteritalien auf, und wurde der Stifter der eleatischen Schule. Unter den Anhängern dieser Schule machte sich vorzüglich Zeno merkwürdig, und zwar dadurch, daß er vermittelst der Dialectik (d. i. der Kunst, für Alles, auch für das Widersprechendste, Beweise zu finden, und einen und denselben Satz vertheidigen und bestreiten zu können) der Philosophie eine neue Richtung gab. Diese dialectische Philosophie fand sogleich eine große Anzahl von Anhängern, die, statt in allem die Wahrheit zu erforschen und sie den Zeitgenossen darzustellen, vielmehr auf die verderblichsten Grundsätze verfielen, und sich überall nach dem Geschmacke ihrer Zuhörer richteten. Aus Stolz veränderten sie den Namen Philosophen (Freunde der Weisheit) in Sophisten (Weise), und um als solche zu schimmern, versuchten sie die unläugbarsten Wahrheiten ungewiß, und die größten Ungereimtheiten wahrscheinlich zu machen, Andere durch bestänges Fragen in die lächerlichsten Widersprüche zu verwickeln und durch künstliche Trugschlüsse zu verwirren, sich selbst aber als unüberwindlich darzustellen.*) Auf diese Weise

---

Großen« und in seinem Buche »von den indischen Merkwürdigkeiten« als einen nicht unglücklichen Nachahmer Xenophons.

*) Hier ein Beyspiel von der Philosophir-Art der Sophisten. Sie fragten: ob Ein Pferdehaar einen Roßschweif ausmache? Im Fall diese Frage verneint wurde, fragten sie weiter: Aber zwey Pferdehaare machen doch einen Roßschweif aus? Wurde auch diese Frage verneint, so vermehrten sie in den folgenden Fragen die Anzahl der Haare immer um Eins. Gesetzt nun, daß der Antwortende die Frage, ob 1999 Haare

wurden alle intellectuellen, moralischen und religiösen Bande gesprengt. Es mangelte nicht nur der bezeichnende richtige Begriff; es mangelte sogar der Gegenstand selbst, der bezeichnet werden sollte. Sollte es nun noch ferner überhaupt irgend eine Philosophie geben, so war vor allem nothwendig, das erstorbene innere Leben wieder zu erwecken, die gewichene Kraft der Ueberzeugung und Gesinnung wieder herzustellen, und die tief eingreifende Lähmung des Kopfes und Herzens zu heilen. Dieses große Werk ward durch Socrates, den größten Weisen des Alterthums, zu Stande gebracht.

VII. Socrates war zu Athen geboren 469, und starb 400 v. Chr. Seine Jugend fiel also in die glänzendste, sein reiferes Alter in die unruhigste, und sein Tod in die traurigste Periode des atheniſchen Staates. Er war der Sohn eines atheniſchen Bildhauers, Namens Sophroniscus; seine Mutter Phänarete war eine Hebamme. Als Knabe erhielt er bey den schwachen Vermögensumständen seines Vaters nur eine mittelmäßige Bildung; als Jüngling soll er sich in der väterlichen Kunst versucht haben, wie man denn noch lange nach seinem Tode drey bekleidete Grazien von Marmor als seine Arbeit hochgehalten hat. Aber ein entschiedener Hang seines Gemüths zog ihn, man weiß nicht wie früh, zum contemplativen Leben hin. Er fand Gelegenheit, mehrere Philosophen und einige der berühmtesten Sophisten zu hören. Ihre Untersuchungen erregten in ihm eine brennende Wißbegier. Die Natur der Dinge zu erforschen, ward er Mathematiker, Naturhistoriker, Astronom; aber vergebens suchte er für alle diese Wissen-

---

einen Roßschweif machten, noch verneinte, und die folgende: aber 2000 doch? bejahte, so entgegnete triumphirend der Sophist: „Also hat doch ein einziges Haar den Roßschweif ausgemacht; denn 1999 machten, nach deiner Erklärung, den Roßschweif noch nicht, aber das hinzugekommene 2000ste machte ihn.

schaften einen letzten, festen Punct. Und ein solcher schien doch seinem Gefühle zur Ruhe des Lebens unumgänglich nöthig. Wie tief er sich in einen, seines Nachdenkens würdigen Gegenstand versenken konnte, sieht man aus der Angabe seines Schülers Plato, daß er zuweilen einen ganzen Tag lang vor sich hinstarren, und aller körperlichen Bedürfnisse, ja seiner ganzen Umgebung über dem Denken vergessen konnte. Das Ende seines Nachforschens war zuletzt die Ueberzeugung, daß sich das Innere der Natur und die letzte Quelle der Erkenntniß durchaus nicht ergründen lasse, und daß jeder Schritt auf diesem endlosen Pfade, der nicht einen Nutzen für das Leben habe, unnützer Zeitvertreib sey. Dagegen glaubte er in den drey Worten: „Erkenne dich selbst!" die dem Tempel in Delphi zur Inschrift dienten, das Fundament aller nützlichen und nöthigen Weisheit gefunden zu haben. Auf diese beschloß er denn sein ferneres Studium zu beschränken, und von der Zeit an war seine ganze Seele Ruhe und Klarheit. Der Zweck des Lebens und die besten Mittel, ihn zu erreichen, oder mit andern Worten, die practische Weisheit ward jetzt der Gegenstand seiner Untersuchungen. Sein Hauptgrundsatz war nun: daß wir nur das Nächste, nicht aber das Letzte zu wissen vermögen. Diesem Grundsatze zufolge befaßte er sich nur mit den menschlichen, unmittelbar in jedem Bewußtseyn liegenden, und eben so unmittelbar in das menschliche Daseyn eingreifenden religiösen und moralischen Lehren, welche fähig waren, den Menschen auf die edlere Anlage und Bestimmung seines Geistes aufmerksam zu machen, ohne in tiefere Gründe einzugehen, oder mit den Fragen nach diesen unmittelbaren Hauptwahrheiten auch noch andere nach entfernten Gegenständen zu verbinden. Diese nähern und einfachen Wahrheiten waren hauptsächlich folgende: „Eine höchste Weisheit waltet über dem All, an sich selbst unsichtbar, für uns sichtbar nur in ihren Wundern. Diese heilige Macht über uns sieht und regiert alles durch gleichfalls heilige Unterwesen, von den Menschen

Götter genannt. Sie spricht durch die Gesetze, welche in unsere Herzen gegraben sind, und durch die Orakel. Ihr gebührt Verehrung, deren wesentlichster Character in dem Gehorsam gegen ihre Gesetze besteht. Die Seele des Menschen ist unsterblich. Die Mäßigkeit, oder die Herrschaft der Seele über sinnliche Lust, dann die Gerechtigkeit, wozu nicht nur der Gehorsam gegen die Gesetze, sondern auch Dankbarkeit und Feindesliebe gerechnet werden muß, und die Tapferkeit sind die Haupttugenden eines Menschen."

Ehe Socrates anfing, andere zu lehren, bildete er zuerst sich selbst, und übte seine Grundsätze über den Menschen und menschliche Pflichten so strenge aus, daß er ein Muster der Tugend und Rechtschaffenheit ward. Er war liebreich, sanftmüthig und bescheiden, ein warmer Freund seiner Freunde, nachgebend und gelassen, wenn ihm andere widersprachen, aber auch voll Selbstgefühls gegen seine Feinde und Lästerer. Die Heiterkeit und Ruhe seiner Seele konnte weder der unangenehmste Vorfall noch die höchste Beleidigung stören, was die Achtung gegen ihn um so größer machen mußte, da er von Natur stürmisch und heftig war, und die Mäßigung, welche er sich eigen machte, bloß ein Werk seiner Anstrengungen und seiner Selbstüberwindung gewesen ist. Er hatte seine Freunde gebethen, sie möchten ihn sogleich mahnen, sobald sie merkten, daß er zornig würde. Bey dem ersten Winke, den er darüber erhielt, senkte er den Ton seiner Stimme oder schwieg ganz. — Als er sich einst über einen seiner Sclaven um einer Vergehung willen entrüstet fühlte, sagte er zu ihm: „Ich würde dich schlagen, wenn ich nicht eben im Zorne wäre." Einmal erhielt er von einem gegen ihn aufgebrachten Menschen einen Schlag an das Ohr. „Es ist doch verdrießlich," sagte er lächelnd, „daß man nicht voraussehen kann, wann es gut wäre, einen Helm zu tragen." — Socrates grüßte einen vornehmen Bürger, der ihm nicht dankte, sondern stolz vorüberging. Die jungen Freunde des Weisen waren darüber unwillig. „Nicht doch," sagte Socrates; „ihr

würdet ja nicht zürnen, wenn mir einer begegnete, der häßlicher wäre, als ich: was ereifert ihr euch also, daß dieser Mensch minder höflich ist, als ich?" — Ebenso hörte er es einst mit der größten Ruhe, daß Jemand schlecht von ihm gesprochen habe. „Mag er mich doch prügeln," sagte er, „wenn ich nicht dabey bin." — Er fand in seinem eigenen Hause Uebung genug für seine Geduld. Denn Xantippe, seine Frau, setzte sie durch ihre üble Laune und ihr stürmisches Temperament auf die härtesten Proben. Es gab keine schlimme Begegnung und keine Beleidigung, die sie ihm nicht anthat; aber nichts kam auch dem Gleichmuthe und der Ruhe bey, die er ihren Mißhandlungen entgegensetzte. Als sie eines Tages alle nur erdenkliche Schmähungen gegen ihn erschöpft hatte, schüttete sie ihm noch, als er eben zum Hause hinausging, von oben herab einen Topf schmutzigen Wassers nach. „Ey," sagte Socrates lächelnd, „nach einem solchen Sturme mußte es wohl regnen."

Von Jugend auf durch die Armuth seiner Aeltern zu einer frugalen Lebensart gewöhnt, setzte Socrates dieselbe sein ganzes Leben hindurch fort, ob es ihm gleich ein leichtes gewesen wäre, sich die Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen, wenn er nur die Anerbietungen seiner Freunde hätte benützen wollen. Das ganze Jahr hüllte er sich in das nämliche Gewand, wogegen andere Griechen mit den Jahreszeiten auch die Kleidungen wechselten. Auch trug er niemals in der größten Kälte Schuhe oder andere Fußbedeckungen, ausgenommen an Festen und bey festlichen Gastmählern, wo er sich überhaupt sorgfältiger zu kleiden pflegte. Seinen Leib pflegte er nie mehr, als unumgänglich zur Erhaltung desselben nothwendig war. Täglich stärkte er ihn durch die Uebungen in den Gymnasien; und als er diese in seinem Alter nicht länger für schicklich hielt, machte er sich täglich durch Tanzen eine mäßige Bewegung. Hatte er sich durch Laufen, Ringen oder andere Leibesübungen erhitzt, und kam er zu einem Brunnen: so füllte er mehrere

Male den Eimer und goß ihn langsam wieder aus, theils um seiner Gesundheit nicht zu schaden, theils um sich überhaupt in der Beherrschung seiner Begierden zu üben. Er konnte Hunger und Durst, Frost und Hitze und andere Beschwerden ohne Mühe und Schaden ertragen. Diese Lebensart war seinem Körper so zuträglich, daß er niemals von irgend einer Krankheit befallen, selbst von der schrecklichen Pest im Anfange des peloponnesischen Kriegs verschont wurde, und bis an seinen Tod die vollkommenste Gesundheit genoß. — Einer seiner Neider, der sich durch den Unterricht der Jünglinge große Reichthümer erworben hatte und sehr prächtig lebte, sagte einst zu Socrates: Man sollte meinen, die Weisheit müßte auch glücklich machen; du aber siehst wahrlich nicht darnach aus, denn du führst ja ein wahrhaft hündisches Leben! „Laß doch sehen," antwortete Socrates, „ob ich wirklich so unglücklich bin! Glaubst du, daß meine einfache Kost mich weniger gesund und stark erhalte? Weißt du nicht, daß es denen am besten schmeckt, die am wenigsten haben? Und wenn ich Sommer und Winter gleich gekleidet gehe und keine Sohlen trage, wodurch mein Körper gegen jede Witterung abgehärtet wird: das kann dir doch nicht tadelnswürdig scheinen? Dem Bauche, dem Schlafe, der Weichlichkeit sich nicht ergeben, was könnte klüger seyn, als dieses, da man das Wohlleben doch nicht immer haben kann? Wie würde bey solcher Verwöhnung der Ackersmann, der Schiffer fahren? Wer würde geschickter seyn, dem Staate oder einem Freunde zu dienen, ein Mann wie ich, oder einer von denen, die du glücklich nennest? Wer würde die Mühseligkeiten eines Feldzugs leichter ertragen? Du scheinst mir die Glückseligkeit in Ueberfluß und Wohlleben zu setzen; ich aber glaube, daß nichts bedürfen göttlich ist, und am wenigsten bedürfen der Gottheit am meisten nähert.

So vortrefflich Socrates als Mensch war, ein so guter Bürger des Vaterlandes war er auch. Keiner konnte ihn der geringsten ungerechten Handlung beschuldigen. Er er-

füllte alle Gesetze aufs vollkommenste, und folgte ohne Murren und Zaudern dem Winke seiner Obern, wenn ihre Befehle mit den Gesetzen des Vaterlandes übereinstimmten, widersetzte sich ihnen aber auch im Gegentheile mit unüberwindlicher Standhaftigkeit. Als die Athener sieben Heersführer, weil sie die in einer Seeschlacht gebliebenen Bürger nicht begraben hatten, zum Tode verurtheilen wollten, widersetzte sich Socrates, der damals Richter einer Tribus war, allein mit beyspielloſem Muthe dem ungerechten Ausspruche, so sehr auch die Ankläger jener Männer drohten, und das erbitterte Volk einmüthig rief, ihn vor Gericht zu ziehen. Eben so standhaft und patriotisch betrug er sich zur Zeit der dreyßig Tyrannen. Mit aller Freymüthigkeit sprach er gegen ihre Grausamkeit, ließ sich nicht durch ihre Befehle abhalten, ferner junge Leute zu unterrichten, und verweigerte den Gehorsam, als sie ihm nebst andern auftrugen, einen unschuldigen Bürger von Salamis zum Tode herbey zu führen; eine Widersetzlichkeit, die ihm wahrscheinlich das Leben gekostet haben würde, wenn nicht der Sturz der Tyrannen bald darauf erfolgt wäre. Er weigerte sich nie, sein Leben fürs Vaterland zu wagen, und focht vor Potidäa, wo er dem Alcibiades, bey Delium, wo er dem Xenophon das Leben rettete, und bey Amphipolis mit einem solchen Muthe, daß Athen ihn für einen seiner tapfersten Krieger erkannte. Im Ganzen aber hielt er sich von öffentlichen Geschäften entfernt, und besuchte auch die Volksversammlungen nicht. Dessen ungeachtet war sein Leben so gemeinnützig, als das der berühmtesten Staatsmänner. Er wandte seine besten Kräfte an, den Stolz der Sophisten, die Geist und Herz der Jünglinge verdarben, zu demüthigen, die in der Tugend wankenden zu befestigen, die Schwachen aufzurichten, Aeltern und Kinder, Ehegatten, Brüder und Freunde mit einander auszusöhnen, Unglückliche zu trösten, jedem durch weisen Rath zu helfen, den Unwissenden zu belehren, und den Lasterhaften auf den Weg der Tugend zurückzuführen. Die Bildung junger Leute machte

seine vorzüglichste Beschäftigung aus, doch nicht durch planmäßigen Unterricht, sondern durch freye Gespräche und freundschaftlichen Umgang. Dieser große Lehrer hat nie eine Schule gehabt, nie ein System gebildet, und nie eine Zeile für die Nachwelt geschrieben.

Alle seine Schüler stimmten darin überein, daß er, ungeachtet seines eben nicht schönen Aeußern und seiner schlechten Kleidung, etwas höchst Imposantes und eine unwiderstehliche innere Kraft gehabt habe, junge Leute an sich zu fesseln. Seine Worte trafen das Herz, sein Scharfsinn überraschte, und sein schalkhafter Witz und seine Ironie, in der er Meister war, ergötzte, ermunterte oder beschämte gleich sanft. An Gewandtheit im Disputiren gab er keinem Sophisten nach. Er besaß aber dabey ein tiefes Gefühl, und war in seinen Gesprächen über Tugend und Gott eines Enthusiasmus fähig, dem manche seiner kältern und schon etwas durch die Sophistik verführten Zuhörer nicht folgen konnten. Zugleich hatte er eine vorzügliche Neigung zu Jünglingen von schöner Gestalt, weil er hoffte, daß in einem schönen Körper auch eine schöne Seele wohne.

Vermöge dieser Neigung suchte er sich selbst die Jünglinge aus, mit denen er umgehen wollte, und nahm auch für seinen Unterricht kein Geld, damit er nicht nöthig hätte, jeden, der sich meldete, anzunehmen. Ungebethene wußte er mit seinen Fragen und seiner ins Mark dringenden Ironie trefflich wegzuschrecken. Man sah ihn daher mit Jünglingen vom höchsten und vom niedrigsten Stande umringt. Aeschines, den wir als einen berühmten Redner kennen, wünschte sehr, sein Schüler zu werden, ward aber durch den Anblick so vieler reicher Jünglinge um ihn verschüchtert. „Ey," sagte Socrates, der seine Wünsche entdeckte, „schätzest du dich so gering? und rechnest du das Geschenk für nichts, welches du mir mit dir selbst machst?" — Die Bekanntschaft des Xenophon soll er in einem engen Durchgange gemacht haben. Er hielt, heißt es, betroffen von der seltenen Schönheit des noch sehr zarten

Jünglings, seinen Stock vor, und fragte ihn, wo man Mehl kaufe? Auf dem Markte, war die Antwort. „Und Oel?“ Eben da. „Aber wo geht man hin, um weise und tugendhaft zu werden?“ Der junge Mann stutzte. „Folge mir, ich will dirs sagen.“ Von dem an wurden beyde unzertrennliche Freunde. — Der junge Alcibiades sagte von ihm: er sey der einzige Mann auf der Welt, der ihn zur Verwirrung und Scham über sein Betragen zu bringen vermöge; und wenn er nicht an seiner Seite grau werden wolle, so müsse er sich mit Gewalt von ihm losreissen, und sein Ohr vor seiner Sirenenstimme verstopfen. Antisthenes, ein anderer seiner Schüler, kam täglich vom Piräus, wo er wohnte, fast eine deutsche Meile, nach der Stadt gegangen, um ihn zu hören. Euclides aus Megara scheute die vier Meilen von seiner Vaterstadt nach Athen nicht, um nur zuweilen einen Tag den Umgang des Socrates zu genießen; ja als die Athener während des Krieges einmal aus Erbitterung gegen die Megaräer die Todesstrafe darauf gesetzt hatten, wenn einer derselben nach Athen kommen würde, wagte es dieser Euclides öfter, sich Abends in Weiberkleidern durch das Thor hineinzustehlen, um nur den folgenden Tag in Socrates Gesellschaft zu seyn.

Es hatte dieser bewunderungswürdige Mann ein Talent, die Blöße des Gegners zu entdecken und schnell zu treffen, das ihn einem Fechter ähnlich machte, der in ganz ruhiger Auslage nur mit kurzem Händezucken verwundet, während sein Gegner sich mit gewaltigen Streichen vergebens erschöpft. Einem Sophisten, Namens Antiphon, der ihm spöttisch sagte, seine Weisheit müsse ihm wohl selbst nicht viel scheinen, da er sie umsonst weggebe, was man doch kaum mit einem alten Rocke thue, antwortete er: „O Antiphon! wir glauben, daß es gleich schändlich sey, mit seinem Geiste, oder mit seinem Körper Geldwucher zu treiben. Wer ein junges Genie zu seinem Freunde macht, und es lehrt, was er nur irgend Gutes weiß und hat, der

thut, was einem Bürger ziemt. Sieh, Antiphon, so wie mancher sein Vergnügen an Pferden oder Hunden oder Vögeln hat, so finde ich meine Freude an lieben und braven Freunden; und wenn mir etwas Gutes einfällt, so theile ich es ihnen mit, und ich suche alles auf, was ihnen zur Tugend förderlich seyn möchte. Da lesen wir zusammen die Schätze der alten Weisen, die sie uns in Schriften hinterlassen haben, und besprechen uns darüber, und halten es für einen großen Gewinn, uns einander recht behülflich zum Guten zu werden."

Als Alcibiades, noch ein Jüngling, Schüchternheit verrieth, künftig vor dem Volke als Redner aufzutreten, fragte ihn Socrates: „Würdest du dich wohl fürchten, einem Schuster eine Vorstellung zu machen?" O nein. „Oder könnte dich ein Kupferschmied in Verlegenheit setzen?" Nicht im geringsten. „Aber vor einem Handelsmann würdest du erschrecken?" Warum nicht gar! „Nun sieh," fuhr er fort, „aus solcherley Leuten besteht das ganze athenische Volk. Du fürchtest keinen Einzelnen: warum wolltest du sie versammelt fürchten?" — Antisthenes suchte ihn in der Gleichgültigkeit gegen äußere Güter noch zu übertreffen, und ging in einem ganz zerrissenen Mantel einher. Aber der weisere Lehrer rief ihm zu: „Antisthenes! ich sehe deine Eitelkeit durch die Löcher deines Mantels schimmern." — Einmal beklagte sich ein vornehmer Athener bey ihm, daß es erstaunlich viel koste, in Athen zu leben, und rechnete ihm vor, wie theuer der Purpur, die feinen Weine, und andere Kostbarkeiten seyen. Socrates ging mit ihm in verschiedene Läden, wo Lebensmittel verkauft wurden. Mehl und Oliven (die in der Gegend von Athen sehr häufig wuchsen) kosteten sehr wenig. Hernach fragte er in einem Laden, wo gemeines Zeug zu Kleidung um geringen Preis zu haben war. „Sieh," sagte er dann, „ich finde es ganz wohlfeil in Athen." — Ein Anderer beschwerte sich über die Mühseligkeiten einer Fußreise, die er eben zurückgelegt

hatte. „Hat dir dein Sclave folgen können?“ fragte Socrates. O ja! war die Antwort. „Trug er etwas?„ Ein großes Bündel. „Der ist wohl recht müde?“ O nein; ich habe ihn gleich wieder mit einem Auftrage weithin in die Stadt geschickt. „Sieh,“ sagte nun Socrates, „du hast vor deinem Sclaven Vorzüge des Glücks; er hat vor dir Vorzüge der Natur. Du bist reich und frey, aber schwach und weichlich; er ist arm und ein Leibeigner, aber gesund und stark. Sage selbst, wer der Glücklichere ist.“ — Eine Anzahl solcher einzelner Unterhaltungen und Gespräche des Socrates hat uns sein Schüler, der schon einigemal genannte Xenophon, in einfacher Sprache aufbehalten. Auch Plato spricht viel von ihm, und sagt das Meiste in seinem Namen, aber zu sehr verschönert und mit dem Eigenen vermischt, als daß man aus ihm den wirklichen Socrates kennen lernen könnte.

Einer seiner Schüler, Namens Chärephon, fragte einmal bey einer Durchreise durch Delphi den Gott, ob wohl jemand in der Welt weiser sey, als Socrates. Seltsam genug ließ sich die Pythia auf diese Frage ein, und das Orakel soll gelautet haben: „Weise ist Sophocles, weiser Euripides, aber aller Menschen Weiseſter Socrates.“ Dieses Orakel hatte eine besondere Wirkung auf den Gepriesenen. Nicht als ob es ihn stolz und aufgeblasen gemacht hätte; sondern er benützte die Autorität der Götterstimme, um desto freyer ein Amt zu verwalten, zu dem er sich vermöge des ihm inwohnenden Genius von Gott selbst berufen und den Athenern als ein wohlthätiges Geschenk verliehen zu seyn glaubte. Er sah es nämlich als ein vom Apoll nun selbst bestätigtes Recht an, seine Mitbürger ohne Unterschied des Standes auf ihre Thorheiten und Fehler aufmerksam zu machen, und sie zur Kenntniß ihrer Schwächen zu bringen. Verhaßt und beschwerlich machte er sich freylich viel durch dieses Sittenrichteramt. Allein die allgemeine Achtung für ihn war doch so groß, daß er bis in

sein siebzigstes Jahr von aller Verfolgung frey blieb *); und er hätte vielleicht sein Leben in Ruhe beschlossen, hätte nicht das Andenken an die Schreckensregierung der Dreyßig seinen Feinden noch eine Waffe in die Hand gegeben. Critias, jener grausamste und verhaßteste in diesem Wohlfahrts-Ausschuße, war unglücklicher Weise eine Zeitlang des Socrates Schüler gewesen. Dieser Umstand und einige Ausschweifungen des Alcibiades liehen seinen Feinden einen höchst scheinbaren Anklagegrund. Die Anklage lautete: Socrates läugne die Götter, verderbe die Jugend, und verdiene deßhalb nach den Gesetzen den Tod.

Die Anklage geschah vor einem Gerichte, das aus den gemeinsten Bürgern bestand, die den Socrates nicht seinen Verdiensten gemäß kannten und zu achten wußten. Socrates aber fand es seiner unwürdig, sich gegen solche Anklage weitläufig zu vertheidigen. Er berief sich kurz auf sein öffentliches Leben, versicherte, daß es seit dreyßig Jahren sein einziges Bestreben gewesen sey, seine Mitbürger tugendhafter und glücklicher zu machen, und daß er zu dieser Beschäftigung einen göttlichen Beruf in sich fühle. Diese edle ruhige Sprache erbitterte die Richter, die, wie es in Griechenland Sitte war, eine künstliche Vertheidigungsrede mit Bitten und Thränen erwartet hatten. Sie schickten ihn also vorläufig ins Gefängniß. Hier brachte ihm einer seiner Freunde eine künstlich ausgearbeitete Rede, und bath ihn, sie auswendig zu lernen. Socrates las sie, und fand sie schön; „aber," sagte er, „brächtest du mir schöne weiche und prächtige Socken; ich würde sie nicht tragen, weil ich es für unmännlich hielte."

In der nächsten Versammlung wurden die Stimmen über ihn gesammelt; und ein Uebergewicht von nur drey

*) Dreyundzwanzig Jahre vor seinem Tode brachte ihn zwar der Comödiendichter Aristophanes einmal als Carricatur auf die Bühne; aber Socrates kam selbst in das Theater, und das Stück wurde ausgezischt.

schwarzen Steinen verdammte ihn zum Tode. Er vernahm diese Entscheidung mit seiner gewohnten Ruhe, und da er aufgefordert wurde, sich gegenzuschätzen, nahm er noch einmal das Wort. „Da man ihm," sagte er, „die Ueberzeugung noch nicht geraubt habe, daß er einer der größten Wohlthäter des Staates sey, so wisse er sich als verdienten Lohn seines Lebens nichts bescheideneres zuzuerkennen, als die Auszeichnung, welche den olympischen Siegern widerfahre, nämlich lebenslängliche Speisung im Prytaneum. Denn jene beförderten nur den scheinbaren Ruhm ihrer Stadt, er aber den wahren. Damit indessen seine Reden nicht hartnäckiger Eigendünkel scheinen, so wolle er ihnen aufrichtig sagen, daß er das, was sie vielleicht als seine Gegenschätzung genehmigen würden — Gefängniß oder Verbannung —, für wahre Uebel halte, gegen welche der Tod weit vorzüglicher sey. Geld wolle er gerne geben; allein er besitze höchstens eine Mine (ungefähr 36 fl.); diese stehe ihnen zu Diensten."

Bey diesen Worten drängten sich seine braven Schüler vor, und erboten sich, 30 Minen für ihren Lehrer zu erlegen. Aber die Richter fühlten sich jetzt durch den Stolz des Beklagten so beleidigt, daß noch 80 von denen, die vorher für ihn gestimmt hatten, zu den Gegnern übertraten, so daß er nun mit 361 Stimmen gegen 198 ohne alle Bedingung zum Tode verdammt ward. Er hörte auch dieses mit der Würde an, die er während der ganzen Verhandlung behauptet hatte, nahm dann Abschied von den Richtern, die für ihn gestimmt hatten, versicherte, daß er denjenigen, die ihn verurtheilt hätten, gerne verzeihe, und daß er sich freue, zu den Geistern der edlen Männer der Vorwelt hinüberzugehen, und schloß mit den Worten: „So müßt ihr denn alle guten Muth zum Tode haben, ihr Männer und Richter, und dieß Eine haltet fest und ungezweifelt im Herzen: dem guten Manne begegnet kein Böses weder im Leben noch im Tode; die Augen der Götter stehen unverwandt über ihn und seine Schicksale offen.

Auch mir ist dieß daher nicht von Ungefähr widerfahren; sondern ich weiß gewiß, daß jetzt zu sterben und von dem Joch erlöst zu werden, besser für mich ist. Deßwegen habe ich auch mit euch, meinen Verurtheilern und Anklägern, nicht sehr zu zürnen. Zwar habet ihr in dieser Absicht mich nicht angeklagt und verurtheilt; sondern ihr gedachtet mir zu schaden, und verdient deßwegen allerdings getadelt zu werden. Das nur bitte ich euch noch: wenn meine Söhne heranwachsen, und sie euch nach Reichthum oder sonst etwas mehr, als nach Tugend, zu streben scheinen, so züchtiget sie und thut ihnen wehe, wie ich euch wehe gethan habe; und wenn sie sich dünken etwas zu seyn, da sie nichts sind, so scheltet sie, wie ich euch gescholten habe, darum, daß sie nicht sorgen, um was man sorgen muß, und daß sie etwas zu seyn glauben, da sie nichts werth sind. Wenn ihr das thut, so werdet ihr thun, was recht ist, an mir und an meinen Kindern auch. Doch es ist Zeit, von hier zu gehen, für mich, um zu sterben; für Euch, um zu leben. Wer von uns zum Bessern hingehe, weiß niemand, als Gott allein."

Nach diesen Worten ward er in den Kerker geführt und gefesselt. Das Urtheil würde gleich am folgenden Tage vollstreckt worden seyn, wäre nicht zufällig gerade den Tag zuvor die heilige Procession auf dem Schiffe des Theseus nach Delos abgegangen, während deren Abwesenheit keine Hinrichtung in Athen geschehen durfte. Noch hielten widrige Winde das Schiff dießmal länger als gewöhnlich auf, und dieß verschaffte den Schülern des Socrates das schmerzlichsüße Vergnügen, ihren Lehrer noch dreyßig Tage behalten zu können. Sie besuchten ihn während dieser Zeit täglich im Gefängnisse; ihre Unterhaltungen waren die nämlichen, wie sonst, und Socrates bemühte sich zuweilen, ihre Traurigkeit durch sanften Scherz zu erheitern. Dem Apollodor, dessen Schmerz am ausgelassensten war, und der einmal verzweifelnd ausrief: „Nein, so

unschuldig sterben zu müssen!" entgegnete er lächelnd: „Möchtest du etwa lieber, daß ich schuldig wäre?"

Den Tag vor seinem Tode entdeckte ihm Criton schüchtern, er habe eine Summe Geldes zusammengebracht, die Wächter zu bestechen, daß sie die nächste Nacht die Thüre offen ließen. „O Criton," antwortete ihm Socrates, „in welchem Lande könnte ich wohl dem Tode entrinnen?" Criton meinte, er sey es doch seinen Kindern schuldig, den Verfügungen einer ungerechten Justiz zuvorzukommen; aber Socrates bewies ihm, daß keine Ungerechigkeit uns berechtigen könne, den Gesetzen des Vaterlandes ungehorsam zu seyn. Und so verließ ihn denn am Abend wehmüthig die treue Schaar, mit der Abrede, morgen früher als gewöhnlich wiederzukommen.

Sie fanden dießmal die Gerichtsdiener bey ihm, welche seine Ketten löseten, und ihm ankündigten, daß er vor Sonnenuntergang den Giftbecher trinken müsse. Auch seine Frau war da, und trug das jüngste Kind auf ihren Armen. Ihres beschwerlichen Geheuls müde, ließ Socrates sie durch Criton hinwegführen. Dann setzte er sich auf ein Ruhebett, zog das Schienbein an sich, und rieb sich behaglich die Stelle an demselben, wo die Kette ihn wund gedruckt hatte, wobey er ein schönes Gespräch über die nahen Grenzen des Schmerzes und der Lust anknüpfte. Darauf leitete er ein ernstes Gespräch ein, sprach über Leben und Tod, und über seine Hoffnung, daß es mit dem Menschen nicht ganz aus wäre, wenn er stürbe, sondern daß seine Seele unsterblich fortdaure.

So unterhielten sie sich den ganzen Tag wehmüthigfroh, denn die immer geschäftige Laune des Lehrers ließ sie nie zur vollen Betrachtung ihres Schmerzes kommen. Gegen Abend verließ er sie, um sich zu baden, damit er, wie er sagte, den Weibern das Geschäft erspare, die Leiche zu waschen. Jetzt kam die Frau mit den drey Söhnen noch einmal; er nahm kurzen Abschied von ihnen, und kehrte dann zu den Freunden zurück. Die Sonne neigte

ſich zum Untergange. Da trat der Diener der Eilfe herein, die den Gefängniſſen vorſtanden, und kündigte ihm an, daß es nun Zeit ſey. „Du wirſt mir wohl nicht fluchen," ſagte er, „wie die andern thun; denn ich thue ja nur, was die Obern befehlen. Ich habe dich als den beſten Mann kennen gelernt von denen, die je hieher gekommen ſind. Lebe wohl und verſuche, die Nothwendigkeit ſo leicht als möglich zu ertragen." Weinend ging er hinaus. „Wie brav der Menſch iſt!" ſagte Socrates; „auch während der ganzen Zeit hat er ſich ſo bewieſen, wenn er mich beſuchte. Aber geht doch, und holet den Trank, wenn er ſchon eingerieben iſt." Die Freunde bathen ihn, noch zu warten; aber er hielt es für kindiſch, jetzt noch mit dem Leben zu geizen. „Wie muß ichs machen?" fragte er den, welcher den Schierlingsſaft brachte. „Du mußt trinken und dann umhergehen, bis eine Schwere in deine Glieder kommt. Hierauf legſt du dich nieder." Er nahm den Becher mit voller Heiterkeit, und ohne eine Miene zu verändern, vielmehr mit ſeinem gewöhnlichen durchdringenden Blick den Menſchen anſehend, ſetzte er ihn an den Mund. „Den Göttern zu ſpenden iſt wohl nicht erlaubt?" fragte er noch. Man ſagte ihm, es werde nur ſo viel eingerieben, als zum Trinken nothwendig ſey. „Gut," erwiederte er, „ſo wollen wir wenigſtens bethen, daß der Uebergang dorthin glücklich von ſtatten gehe." Bey dieſen Worten leerte er, feſt anhaltend, den Becher.

„Bis dahin" — erzählt ſein Schüler Phädon — „hatten wir unſere Thränen noch gehalten; als wir ihn aber trinken ſahen, bezähmten wir uns nicht mehr. Auch mir floſſen, wider meinen Willen, ſtromweiſe die Thränen. Doch nicht ihn beweinte ich, ſondern mich ſelbſt, daß ich einen ſolchen Freund verlieren ſollte. Er aber hieß uns ruhig ſeyn und uns ermannen, denn darum habe er ja die Weiber fortgeſchickt. Und wir ſchämten uns, und enthielten uns der Thränen." Er ging unterdeſſen auf und ab, und als er die Mattigkeit fühlte, legte er ſich rücklings

nieder, und verhüllte sein Gesicht. Nach einiger Zeit befühlte ihm der, welcher das Gift gereicht hatte, die Füße, drückte sie stark und fragte ihn, ob ers fühle. „Nein," sagte der Sterbende. Dann ging er so prüfend aufwärts, und zeigte den Umstehenden, wie er kalt und steif werde. Und er selbst fühlte sich an, und da schon der Unterleib kalt zu werden anfing, deckte er sich noch einmal auf, und sagte zu Criton: „Wir sind dem Aesculap einen Hahn schuldig. Opfert ihn ja, und versäumt es nicht."*) Criton fragte ihn, ob er ihm sonst noch etwas aufzutragen habe; aber er antwortete nichts mehr. Einige Zeit hernach deckte der Mensch ihn auf, und man fand ihn erstarrt. Criton drückte ihm weinend Mund und Augen zu.

Ein solches Ende eines solchen Lebens wirkte Wunderdinge für ganz Griechenland. Der Tod, der allen Neid aufhebt, verschaffte den Manen des großen Mannes diejenige Genugthuung und Anerkennung, die sein langes, ruhmvolles Leben vergebens erstrebt hatte. Die ganze Stadt bedauerte seinen Tod, seine Ankläger wurden verbannt, ihm selbst eine Statue von Bronze errichtet. Die Erinnerung gestaltete sein Bild allmählig zum Ideal der höchsten Menschenwürde um. Die Nacheiferung erwachte. Eine Menge trefflicher Köpfe, stolz darauf, seine Schüler zu heißen, verbreiteten und erweiterten durch Vorträge und Schriften seine Ideen. Mit einem Enthusiasmus, von dem die Geschichte nur wenig ähnliche Beyspiele darbietet, warf man sich auf moralische Forschungen, und so ward durch den Schwung der Wissenschaft gerade zu einer Zeit, wo das politische Elend den niedrigsten Egoismus bis zur Nacktheit entblößt hatte, die allgemeine Gesinnung wieder

*) Wenn man von einer Krankheit genas, war es bey den Griechen Sitte, als Dankopfer einen Hahn zu opfern. Vielleicht betrachtete Socrates hier das Leben als eine Krankheit, als eine Reihe von Mühseligkeiten und Gefahren, von denen der Tod heilt.

aufgerichtet, und das Trachten nach dem Höheren neu entzündet. Die Philosophie wirkte jetzt so, wie sonst die höhere Dichtkunst, die gerade jetzt in Griechenland erloschen war.

VIII. Von denjenigen Socratikern, welche sich nicht eigentlich dem Lehramte widmeten, verbreiteten doch viele in andern Schriften die Grundsätze ihres Lehrers, der Feldherr Xenophon in historischen, der Redner Isocrates in rhetorischen, der Dichter Euripides in theatralischen Werken. Unter den eigentlichen Philosophen aus der Socratischen Schule bildeten fünf ganz eigene, und nach ihren verschiedenen Characteren verschiedene Systeme. Plato ward der Stifter der sogenannten academischen Schule, Antisthenes der cynischen, Aristippus der cyrenäischen, Phädon der eleatischen, Euclides der megaräischen. Unter einander waren sie eben so wenig Freunde, als es die heutigen Philosophen sind; einzeln aber bemühte sich jeder in Rede und Wandel das Bild des vollkommenen Weisen darzustellen. Hieraus entstanden höchst interessante Contraste. Plato bildete sich die Hoheit der Könige an, Aristipp die Gemüthlichkeit des begüterten Weltmanns, Antisthenes die starre Bedürfnißlosigkeit des Weltverächters. Einzelnes von diesen interessanten Männern zu erzählen, verstattet jedoch hier der Raum nicht. Ihre Meinungen und Lehren findet man in den Geschichten der Philosophie verzeichnet. Nur einiges von den Lebensumständen des Plato mag hier stehen, als des größten unter allen Socratikern und überhaupt als eines der göttlichsten Genien, die je gelebt haben.

IX. Er hieß eigentlich Aristocles (den Namen Plato soll er von der Breite entweder seiner Stirn oder seiner Schultern erhalten haben), und stammte von edlen Geschlechtern ab. Eine früh aufkeimende Ehrbegierde spornte ihn an, sich alle die Kenntnisse zu erwerben, durch die er sich einst auszuzeichnen hoffen durfte. Selbst als Kämpfer trat er in den isthmischen und pythischen Spielen auf. Er hörte bis zum 20sten Jahre die Sophisten; dann ward

er mit Socrates bekannt, der ihn so für sich und die Wissenschaften begeisterte, daß er noch auf seinem Sterbebette gesagt haben soll, er danke den Göttern vorzüglich für drey Wohlthaten, daß sie ihn nämlich als einen Menschen, als einen Griechen, und zu den Zeiten des Socrates hätten geboren werden lassen. In seinen frühern Jahren hatte ihn die Dichtkunst eifrig beschäftigt; aber er war männlich genug, seine epischen Versuche ins Feuer zu werfen, da sie die Vergleichung mit Homer nicht aushielten, und auch die dramatischen zu unterdrücken, nachdem ihn Socrates auf sein wahres Talent aufmerksam gemacht hatte. Er widmete sich nun ganz der Philosophie, und seine Wißbegierde machte selbst dem Socrates nicht wenig zu schaffen. Etwas über acht Jahre genoß er den Umgang dieses Mannes. Nach dessen Tode ging er zuerst nach Megara zu Euclides; dann trat er eine große Reise nach Italien, Sicilien, Cyrene und Aegypten an. Er beobachtete aufmerksam die Sitten, Einrichtungen und Staatsverfassungen fremder Völker, und machte sich mit den Kenntnissen und Ideen der Pythagoräer in Italien bekannt. Hierauf nahm er seinen Aufenthalt in Syracus, das damals eben von dem ältern Dionysius beherrscht wurde, dessen Vetter, der junge Dion, sein vertrautester Anhänger und Schüler ward. Das Ideal einer vollkommenen Staatsverfassung und Gesetzgebung gehörte zu Plato's Lieblingsbeschäftigungen; was konnte ihm also willkommener seyn, als ein Weg zu dem Ohr eines Herrschers, der wenigstens Eitelkeit genug besaß, um sich gern von berühmten Philosophen umringt zu sehen. Allein theils schienen die schönen politischen Ideale dem Dionys nicht so ausführbar, als dem Weisen, theils fühlten sich die andern Hofleute durch den letztern so unangenehm beengt, und erregten ihm so viele Cabalen, daß er für das beste hielt, Syracus zu verlassen. Seine letzten freymüthigen Aeußerungen erbitterten aber (wie bereits in der Geschichte von Syracus erzählt wurde) den Tyrannen so sehr, daß er dem Herrn des Schiffes,

auf welchem Plato die Ueberfahrt nach Griechenland machen wollte, befahl, ihn entweder ins Meer zu stürzen oder als Sclaven zu verkaufen. Der Schiffsherr wählte aus Eigennutz das Letztere, und verkaufte ihn wirklich in Aegina. Durch die Vermittelung seines Freundes Anniceris aus Cyrene wurde er indessen bald wieder losgekauft, und als hierauf auch Dion eilte, dem Anniceris die Summe wieder zu geben, so brachte dieser für das Geld einen Garten bey Athen an sich, den er dem Plato schenkte. Dieser eröffnete hierauf in der Academia, einem mit schönen Bäumen besetzten und zu gymnastischen Uebungen bestimmten Platze in der Vorstadt Athens, eine Schule (381 v. Chr.), nach Art der pythagoräischen, in der er die Resultate seines langen Nachdenkens und seiner vielen Erfahrungen mit einer würdevollen und einnehmenden Beredsamkeit mittheilte, und eine Menge der trefflichsten Schüler aller Art bildete. Seine Vorträge waren von zweyerley Gattung, exoterische für jedermann, und esoterische für einen gewählten Kreis, der fähig war, die Tiefen der Speculation zu erfassen. Denn Plato war weit entfernt, sich mit dem practischen Theile der Philosophie, wie Socrates, zu begnügen; er kehrte vielmehr zur Theorie zurück, und stellte mit festern Gründen, als bisher geschehen, die Idee einer Wissenschaft der letzten Gründe und Gesetze alles Wissens auf.

In seinen zahlreichen uns noch übrigen Schriften hat er nur den exoterischen Theil seiner philosophischen Ideen niedergelegt. Sie haben sämmtlich die dialogische Form, und in allen spielt Socrates die Hauptrolle. Die ungemeine Kunst der Darstellung, bey der ihm seine frühe Uebung in der Dichtkunst zu Statten kam, veranlaßte die Griechen zu dem Sprichworte: wenn die Götter niedersteigen und menschlich reden wollten, so würden sie Plato's Sprache reden. Niemand hat vielleicht über die Entwickelung der Ideen durch zweckmäßiges Gespräch tiefer nachgedacht, als dieser Forscher.

Sein Ruhm durchdrang schon bey seinen Lebzeiten die ganze damals gebildete Welt. Viele Staatenbeherrscher bathen sich Schüler von ihm aus: er selbst auch mußte für mehrere Republiken neue Regierungsplane entwerfen. Aus allen Gegenden strömten ihm wißbegierige Jünglinge zu. Er nahm, wie Socrates, kein Geld für seinen Unterricht; sein Vermögen erlaubte ihm dieses. Sein fester, majestätischer Körper blieb bis an seinen Tod von Krankheit unerschüttert. Er starb an seinem Geburtstage, da er ins 82ste Lebensjahr trat. Sein Leichnam ward im Ceramicus, nahe an der Academie, begraben, und die Athener errichteten ihm ein Denkmal, das Pausanias im zweyten Jahrhunderte nach Christi Geburt noch sah.

X. Die berühmtesten von seinen Schülern waren die Philosophen Aristoteles von Stagira, und Diogenes von Sinope.

Aristoteles war 384 v. Chr. zu Stagira auf der Grenze von Macedonien und Thracien geboren. Er stammte aus einem angesehenen Geschlechte. Sein Vater war Leibarzt und Vertrauter des macedonischen Königs Amyntas gewesen, und von ihm scheint der Sinn für Naturforschung auf den Sohn übergegangen zu seyn. Dieser kam im 17ten Jahre nach Athen, genoß dort 20 Jahre lang den Unterricht des Plato, und ward nachher in seinem Vaterlande durch Alexanders des Großen Freygebigkeit in eine, seinen Studien sehr günstige Lage versetzt. Viele hundert Menschen wurden dafür besoldet, Naturalien aller Art für den Aristoteles aufzusuchen. Nachher ging er wieder nach Athen, und lehrte 13 Jahre lang in dem Lyceum, von dessen Schattengängen seine Schüler den Namen Peripatetiker (Spaziergänger) erhielten. Die Gefahr, als Verletzer der Staatsreligion angeklagt zu werden, vertrieb ihn endlich aus Athen. Er starb zu Chalcis in Euböa, 322 v. Chr. Er hat das erste System der Moral, der Politik, der Aesthetik und der Logik aufgestellt, und die Naturwissenschaft

mit vielen neuen Entdeckungen bereichert. Der größte Theil seiner Schriften ist bis auf unsere Zeiten gekommen.

Der Philosoph Diogenes (geb. 414, gest. 324) ist durch seine übertriebene, oft ins Lächerliche fallende Strenge berühmt. Er war aus dem jonischen Städtchen Sinope, aus welchem er früh mit seiner ganzen Familie hatte flüchten müssen, weil sein Vater über einer Geldverfälschung ertappt worden war. Er kam nach Athen, und eine unbezwingliche Liebe zur Weisheit trieb ihn, so arm er war, zum Philosophen Antisthenes, dem strengsten Schüler des Socrates, hin. Dieser hatte sich aber vorgenommen, keine Schüler mehr anzunehmen, und wies daher den jungen Diogenes mit harten Worten ab, der jedoch mit Bitten nicht nachließ, sondern so lange in ihn drang, bis Antisthenes nach dem Stocke griff. „Schlag immer zu," sagte Diogenes, indem er willig seinen Rücken darbot; „du wirst nie einen Stock finden, der hart genug wäre, mich von dir zu vertreiben, so lange du redest." Durch diese seltene Beharrlichkeit ließ sich der Philosoph bewegen, ihn zu sich zu nehmen, und ihm durch einen langen Umgang seine Grundsätze mitzutheilen. Antisthenes war ein finsterer Mann, der den Grundsatz des Socrates, daß man so wenig als möglich Bedürfnisse haben solle, bis zur eigensinnigsten Verachtung aller äußern Güter, ja selbst aller Erfordernisse des Wohlstandes übertrieb. Er ging mit ungeschornem Barte, seine Kleidung war eine schmutziger und zerrissener Mantel, und auf dem Rücken trug er einen Bettelsack. Wie Plato's Schüler von dem Orte, wo er lehrte, Academiker hießen, so nannte man die des Antisthenes von dem Gymnasium Cynosarges (Weißhund) nicht ohne Zweydeutigkeit Cyniker, d. i. Hündler. Diogenes nun ahmte seinen Lehrer in seiner Lebensweise aufs genaueste nach; er ging barfuß, selbst im Schnee; und sein eigensinnigstes Bestreben war, sich über alle herkömmlichen Begriffe von Anstand und Schicklichkeit hinwegzusetzen. Er verrichtete seine körperlichen Bedürfnisse auf öffentlicher

Straße, er bettelte, wenn er nichts hatte, und wenn ihn dürstete, schöpfte er mit einer kleinen Schale Wasser aus einem Brunnen. Da er aber einmal ein Kind sah, das aus der hohlen Hand trank, warf er auch noch die Schale weg, und sagte: „dieß Kind lehrt mich, daß ich noch etwas Ueberflüssiges besitze.“ — Um die Zeit, als Alexander nach Griechenland kam, hielt sich Diogenes in der Nähe von Corinth auf, und hatte sich, der Sage nach, eine große Tonne angeschafft, die er zu seiner Wohnung gebrauchte, und nach Belieben bald hierhin, bald dorthin rollte. Alexander, der zu einer Versammlung nach Corinth kam, war begierig, den wunderlichen Philosophen kennen zu lernen, und ging einmal mit seinem ganzen Gefolge zu ihm hinaus. Diogenes hatte sich eben zu einer Mittagsruhe vor seiner Tonne gelagert; doch richtete er sich auf, als er die Menge der vornehmen Herren auf sich zukommen sah. Alexander redete ihn freundlich an, besprach sich lange mit ihm, und fand viel Vergnügen an seinen treffenden und geistreichen Antworten. Unter anderm fragte er ihn, ob er ihm eine Gunst erzeigen könne. „O ja,“ versetzte Diogenes, „tritt mir mit deinen Leuten da aus der Sonne.“ Die Umstehenden wurden unwillig über solche Verachtung dargebotener Gnade; aber der König sagte: „Er hat Recht; und wenn ich nicht Alexander wäre, so möchte ich wohl Diogenes seyn.“

Die eigentlichen Lehren der Cyniker wird hier niemand erwarten. Dafür mögen hier einige Einfälle von Diogenes stehen, die uns ein alter Schriftsteller, Diogenes von Laerte, aufbehalten hat. — Zu Olympia sah er einmal einige prächtig gekleidete Jünglinge aus Rhodus. „Lauter Stolz!“ rief er aus. Da zeigte man ihm einige schmutzige Spartaner. „Auch nichts als Stolz,“ sagte er, „nur Stolz anderer Art.“ (Dasselbe pflegte indessen Plato von ihm selbst, wie Socrates von seinem Lehrer, und wohl mit Recht zu sagen.) — War es voll bey dem olympischen Spiele? fragte ihn ein Athener. „Viel Zuschauer, aber

wenig Menſchen," war die Antwort. — Ein andermal, da er von Sparta nach Athen zurückkam, fragte ihn einer, wo er herkomme. „Aus den Wohnungen der Männer in die Gemächer der Weiber." — Die Leute lachen über dich, Diogenes! ſagte ihm ein anderer. „Kann ſeyn," antwortete er; „ich aber werde nicht verlacht." — Warum iſſeſt du auf dem Markte? „Weil mich auf dem Markte hungert. — Wie könnte man ſich wohl am ärgſten an ſeinem Feinde rächen? „Dadurch, daß man tugendhafter würde." — Welches iſt das gefährlichſte Thier? „Unter den wilden der Verläumder, unter den zahmen der Schmeichler." — Was für ein Landsmann biſt du eigentlich? „Ein Weltbürger." — Ach, ſagte einer, er iſt aus Sinope; da haben ſie ihn verurtheilt, die Stadt zu verlaſſen. „Und ich habe ſie verurtheilt, darinnen zu bleiben," verſetzte Diogenes. — Einmal lief er am hellen Mittage mit einer Laterne auf vollem Markte umher. Die Leute lachten und fragten ihn, was er ſuche. „Ich ſuche einen Menſchen," antwortete er. — Ein andermal hörte er einen ſchönen Jüngling etwas Unanſtändiges ſagen, und ſah, daß ein anderer darüber verſchämt erröthete. „Brav, mein Sohn!" ſagte er zu dieſem, „das iſt die Leibfarbe der Tugend." Und zu dem andern fuhr er fort: „Schämſt du dich nicht, eine bleyerne Klinge aus einer elfenbeinernen Scheide hervorzuziehen?"

Diogenes wollte auch nach Sicilien reiſen; allein das Schiff ward unterwegs von Seeräubern angegriffen und weggenommen, und die ſämmtliche Mannſchaft in die Sclaverey verkauft. Ihn rührte dieſer Unfall wenig, obgleich keine Freunde ſich finden wollten, die ihn, wie früher den Plato, loskauften. Auf den Sclavenmarkt geführt, ward er von einem Corinther erhandelt, der ihn zum Aufſeher ſeines Hausweſens und ſeiner Kinder machte. Diogenes ſtand beyden Aemtern ſo gut vor, daß ſein Herr zu ſagen pflegte, ein guter Geiſt ſey in ſein Haus gekommen. Hier blieb er bis in ſein hohes Alter, und ſtarb als ein

faſt 90jähriger Greis. Auch ihm errichteten die Griechen eine marmorne Gedächtnißſäule.

XI. Unter den ſpätern philoſophiſchen Schulen der Griechen dürfen die Stoiker und Epicuräer hier nicht mit gänzlichem Stillſchweigen übergangen werden. Zeno, der etwa 261 vor Chr. lebte, ſtiftete diejenige philoſophiſche Schule, welche die ſtoiſche heißt. In Athen war eine öffentliche mit Gemälden und Statuen ausgeſchmückte Halle, welche den Namen Stoa führte. Hier lehrte Zeno, und von dieſem Lehrplatze haben ſeine Anhänger ihren Namen. Die Frage, welche mehrere Weiſe beſchäftigte, worin nämlich das höchſte Gut des Menſchen zu ſetzen ſey, beſchäftigte auch den Geiſt des Zeno. Er nahm an, das höchſte Gut ſey eine ſolche Stärke der Seele, bey welcher man alle Annehmlichkeiten des Lebens entbehren und alle Unannehmlichkeiten deſſelben ertragen könne. Noch jetzt nennt man daher denjenigen einen Stoiker, der eine auffallende Gleichgültigkeit gegen Schmerz und Unannehmlichkeiten aller Art zu erkennen giebt. — Die epicuräiſche Schule hat ihren Namen von ihrem Stifter Epicur, der 271 v. Chr. ſtarb. Er ſetzte das höchſte Gut in ein fröhliches Herz. Schmerzloſigkeit war ihm das höchſte Ziel ſeines Strebens. Seine Anhänger ſetzten zum Theil, aus Mißdeutung ſeiner Grundſätze, ihr höchſtes Gut in ſinnlichen Genuß; daher die Ausdrücke: „Epicuräer, epicuräiſche Lebensweiſe,“ nicht in der beſten Bedeutung genommen werden.

XII. Auch in den übrigen Wiſſenſchaften traten unter den Griechen große Männer auf, z. B. in der Arzneykunde Hippocrates von der Inſel Kos (ſt. 366), in der Mathematik Euclides aus Alexandria in Aegypten (um 300) und Archimedes von Syracus (ſt. 212).

XIII. Beſonders war es Athen, das ſich als der blühendſte Sitz der Wiſſenſchaften und Künſte nicht nur unter allen griechiſchen Städten, ſondern in der ganzen alten Welt vorzüglich auszeichnete, und ſo ſeinen Ruhm

bis auf dieſe Zeiten vererbte. „Hier zeigt ſichs," ſagt Chateaubriand, „in einem merkwürdigen Beyſpiele, welche Ueberlegenheit wiſſenſchaftliche Bildung einem Volke über das andere giebt, wenn ſich dieß Volk übrigens auch durch kriegeriſche Tugenden ausgezeichnet hat. Man kann ſagen, daß die Schlachten von Leuctra und Mantinea Sparta's Namen von der Erde vertilgten, während Athen von den Lacedämoniern erobert, von Sulla verheert, darum nicht minder eine Herrſchaft behauptete. Die großen Römer, welche es überwunden hatten, beſuchten die berühmte Stadt, und hielten es für eine Ehre, für ihre Söhne zu gelten. Der Eine nahm den Zunamen Atticus an, der andere nannte ſich den Schüler des Plato und Demoſthenes. Rom's Muſen, Lucrez, Horaz und Virgil, beſangen immer Griechenlands Königinn. „Ich gewähre den Todten das Heil der Lebenden," ſprach der größte der Cäſarn, als er dem ſtrafbaren Athen verzieh. Hadrian wollte zu dem Kaiſertitel auch den Titel eines Archonten von Athen fügen, und vermehrte die Meiſterſtücke in dem Vaterlande des Pericles. Conſtantin der Große, dem die Athener eine Bildſäule errichtet hatten, fühlte ſich dadurch ſo geſchmeichelt, daß er die Stadt mit Wohlthaten überhäufte. Julian verließ mit Thränen die Academie, und als er ſiegte, glaubte er den Sieg der Minerva des Phidias ſchuldig zu ſeyn. Chryſoſtomus, Cyrillus, Baſilius ſchöpften, wie Cicero und Atticus, die Beredſamkeit aus der Quelle, und ſelbſt im Mittelalter hieß Athen die Schule der Wiſſenſchaften und des Genies. Als Europa aus der Barbarey erwachte, wandte es zuerſt nach Athen ſein Auge. Was iſt aus Athen geworden? hörte man fragen; und kaum hatte man vernommen, daß ſeine Trümmer noch ſtänden, da eilte man hin, als hätte man die Aſche einer Mutter wiedergefunden."

XI.

Die Macedonier.

1.

Macedonien vor Philipp.

I. Ein großes Dunkel deckt die Geschichte Macedoniens bis auf den Einfall der Perser in Griechenland. Die ältesten Bewohner mögen illyrischer Abkunft gewesen seyn. Mit ihnen vermischte sich eine griechische Colonie aus Argos, die von den Söhnen des Hercules abstammte; mithin ward auch die Sprache ein Gemisch, das sich von der griechischen unterschied. — Das Land selbst hatte eine gesunde, reine Luft, und ein mehrentheils fruchtbares Erdreich, besonders an der Küste, welche Korn, Oel und Wein reichlich hervorbrachte. In spätern Zeiten zogen die Könige große Schätze aus den Bergwerken dieses Landes. Die bequeme Lage zur Schiffahrt wurde von den Ausländern frühzeitig, von den Einwohnern aber spät, und erst gegen die Zeit der römischen Herrschaft benützt. *)

*) Macedonien (jetzt Filiba Wilajeti) war von Illyrien, Mösien, Thracien, dem ägäischen Meere, Thessalien und Epirus umgeben. Es war klein und unbedeutend, bis ihm Philipp mehr Ausdehnung verschaffte. Doch läßt sich sein Flächeninhalt nicht angeben, da es nie bestimmte Grenzen hatte. Unter seinen Flüssen zeichneten sich aus der Nestus (Karasu) und der Strymon (Iskar); und unter seinen Städten: Pydna (bey Katharl am Meere), Methone (bey Kitro), Pella (Jenisa), Therma, auch Thessalonica (Salonichi), Olynthus (Agio Mama), Stagira (Libanova), Amphipolis (Emboli), Chalcis, Potidäa (das Thor der Cassandra), Philippi (Filiba), wovon die meisten griechische Colonien waren.

II. Als Stifter des Reichs wird von einigen Caranus, ein Heraclide, von andern Perdiccas genannt, der von 729 bis 678 regierte. Von seinen Nachfolgern weiß man nichts, als daß sie durch Bezwingen und Vertreiben der Nachbarn ihr Gebiet erweiterten, welches ursprünglich sehr klein war.

Als Darius I. Erde und Wasser durch seine Feldherrn fordern ließ, wurden die macedonischen Könige (513) den Persern zinsbar; aber der Sieg der Griechen bey Platää (479) befreyte sie wieder von dieser Abhängigkeit. Darauf bekamen die Macedonier theils an den mächtigen Odrysern in Thracien, theils an den Athenern, die an der Küste von Macedonien Pflanzstädte angelegt hatten, gefährliche Nachbarn. Allein nicht nur behaupteten sie ihre Unabhängigkeit gegen beyde Staaten mit Klugheit, sondern der peloponnesische Krieg erregte in den macedonischen Königen noch kühnere Gedanken. Perdiccas II. (454—413) hielt es bald mit Athen, bald mit Sparta, vereitelte, so viel an ihm lag, beyder Absichten, und unter dem Scheine, sie zu erfüllen, brauchte er sogar ihre Völker, sich selbst stark zu machen. Die blutige Eifersucht, welche die griechischen Staaten verblendete, ließ das Wachsthum des gemeinsamen Feindes nicht bemerken. Als nun dieser sieben und zwanzigjährige Krieg mit der Entkräftung zweyer selbstsüchtiger Staaten geendet, war keine Macht, die das Aufblühen der macedonischen hätte hindern mögen. Phönicien konnte keine Eroberungskriege führen; Aegypten und Palästina seufzten unter dem persischen Joche; Carthago hatte nur Sicilien im Auge; und Rom kämpfte im Innern um seine Verfassung, wie mit angrenzenden Völkern um seine Herrschaft. Der Uebermuth der Perser war gebrochen, zu einem Angriffskriege mußten sie erst wieder stark werden; und in Griechenland waren die bisherigen Hauptstaaten, Athen und Sparta, so erschöpft, daß sie der aufkeimenden Macht Thebens nichts entgegensetzen konnten.

III. Macedonien ward von einem kräftigen, zu Jagd und Viehzucht gebildeten Völkerstamme bewohnt, hatte zwar noch keine Seekunst und Seemacht, aber einen guten Anfang zum Kriegswesen, fruchtbare Gegenden, Gold- und Silbergruben, und von griechischer Cultur so viel, als nöthig war, um es mit dem verfeinerten Volke aufzunehmen. Ihre Königskrone erbte in der Regel auf den ältesten Sohn; die ganze Verfassung war mehr nach Gutdünken und dem Bedürfnisse der Zeit, als nach alten Gesetzen geordnet. Unter den Fahnen ihrer Könige standen: erstens, Eingeborne, Freyleute, die keinen Sold, nur Beute bekamen; zweytens, Bundesgenossen; und drittens, Miethvölker. Besonders bildeten sie die Manier aus, ihre Kriege mit den letztern zu führen, was damals um so leichter war, je mehr der Patriotismus durch den peloponnesischen Krieg entkräftet worden. Die sogenannten Freunde des Königs wären seine Gefährten im Kriege, und Mitgenossen der Regierung im Frieden. Außer der Leibwache wählten sich die Könige noch aus den Edelknaben eine Schaar von Lanzenträgern, und die Kriegsvölker theilten sich in Leichtbewaffnete, Schildträger und Schwerbewaffnete. Durch solche Anstalten erweiterten bereits Perdiccas II. und sein Nachfolger Archelaus (413—400) das macedonische Reich. Auch legte der Letztere den Grund zur Cultur des Landes und der Nation durch die Anlage von Heerstraßen und festen Plätzen, und machte seinen Hof selbst zum Sitze der Literatur. Euripides war oft sein Gast, und das Haus des Socrates ließ er mit Schildereyen von Zeuris schmücken.

IV. Nach seinem Tode ward Macedoniens Wohlstand durch die häufig abwechselnde Thronfolge vieler Regenten und Usurpatoren beynahe auf ein halbes Jahrhundert unterbrochen. Fast jeder Prinz des macedonischen Hauses war vom Ehrgeiz zu herrschen entflammt. Zu dem Ende bewarben sie sich um den Beystand der Thracier, Illyrier, Thessalier, Athens, Sparta's und Thebens, und jede dieser

Mächte suchte daraus für sich Vortheil zu ziehen. Amyntas II. behauptete endlich (390) das Reich. Nachdem er es 22 Jahre lang mit Kraft und Klugheit beherrscht hatte, starb er (368), geachtet von den Griechen und geliebt von seinen Unterthanen. Er hinterließ drey Söhne: Alexander, Perdiccas und Philipp.

Alexander II. ward der Nachfolger seines Vaters, aber noch im nämlichen Jahre von einem Kronräuber ermordet, der sich drey Jahre lang behauptete, bis ihn der Thebaner Pelopidas (365) vertrieb. Dieser setzte nun Perdiccas III. (365 — 360) auf den Thron, und um Macedoniens Abhängigkeit von Theben zu befestigen, nahm er dreyßig macedonische Jünglinge aus den edelsten Familien als Geißeln nach Hause.

2.

Philipp.

I. Unter den Geißeln war auch Philipp, der Bruder des Perdiccas, mit nach Theben gebracht worden. Hier wuchs er unter den edelsten thebanischen Jünglingen auf; und sein Scharfblick, sein feiner Verstand, seine feurige Wißbegierde trieben ihn an, alles, was er hier sah und hörte, zu seiner Bildung zu benützen. Er war schön und wohlgebaut, und verband mit diesen körperlichen Vorzügen eine ungemeine Gefälligkeit des Umgangs und Geschmeidigkeit des Geistes. Sein Gedächtniß, sein Witz, seine Beredsamkeit und seine fröhliche Laune machten ihn allgemein beliebt. Ein Pythagoräer, der sich um diese Zeit in Theben aufhielt, flößte ihm Liebe zu den Wissenschaften und Künsten ein, und brachte ihm die Grundsätze der Sittlichkeit bey, die jedoch in spätern Jahren im Zusammenfluß mit der Politik ihre Stärke an ihm verloren. Mehr als aller Unterricht aber entflammten Pelopidas und Epaminondas, diese herrlichen Vorbilder, unter deren Augen er lebte, seine Seele zur Vollbringung großer Thaten. Er versäumte

keine Gelegenheit, den Letztern zu sehen und zu hören, und er würde ihm jetzt von der richtenden Nachwelt gewiß an die Seite gesetzt werden, wenn seine nachmaligen Verhältnisse nicht denen des Republicaners gar zu unähnlich gewesen wären.

Griechenland, einst das Vaterland des Heldenmuths und die Erzeugerinn großer Geister aller Art, erschien dem jungen Macedonier jetzt in seiner ganzen Schwäche, Zerrüttung und Verächtlichkeit. Er sah und hörte nichts als Eigennutz, Ungerechtigkeit, Eitelkeit, Leichtsinn und Schwelgerey. Er sah Griechen zu Tausenden als fremde Miethsoldaten für persischen und ägyptischen Sold fechten. Er sah Sparta, im Schwindel der Oberherrschaft frech und grausam die kleinern Staaten tyranniſiren. In dem berühmten Athen erblickte er nichts mehr als ein tiefgesunkenes, sittenloses Volk; eine Republik, in welcher der Pöbel das Wort führte, sich bald von diesem, bald von jenem Redner leiten ließ, und gerade zu einer Zeit, wo es klügere Anführer bedurfte, die erprobtesten Feldherrn aus dem Lande jagte. Er sah endlich Theben, einen unendlich schwächern Staat, aber jetzt auf kurze Zeit emporgehoben von zwey großen Helden. Er erlebte den Tod beyder; und nun hatte auch Böotien keinen Mann mehr, der ihm hätte Achtung abgewinnen können.

Da ward der macedonische König Perdiccas in einem Kriege mit den Illyriern erschlagen (360), und sein fünfjähriger Sohn Amyntas erbte das Reich. Sogleich verließ Philipp heimlich Theben, um zu Hause die Vormundschaft über den jungen Erben zu übernehmen. Er verließ es mit herzlicher Verachtung aller Griechen, und mit dem geheimen Entschlusse, dereinst als ihr Oberherr durch ihre berühmten Städte zu ziehen.

II. Philipp war 22 Jahre alt, als er sein Vaterland wiedersah. Er fand darin ein rohes Volk ohne bürgerliche Ordnung und ohne alle Kriegskenntnisse, auch im höchsten Grade arm, weil die Handelsstädte und die Goldbergwerke

des Landes in den Händen der Athener waren. In der Hauptstadt herrschten zwey Parteyen; er schloß sich listig an die eine an, verdrängte mit deren Hülfe die andere, und anstatt die Regierung länger für seinen Mündel zu verwalten, setzte er sich selbst auf den Thron (360—336). Sein immer reger Geist entdeckte tausend Mittel, sich in der Herrschaft immer fester zu setzen, und seine gefälligen Sitten, sein wohlwollendes Wesen, seine trefflichen Einrichtungen machten ihn bey seinem Volke schnell beliebt. Vor allem wandte er, ein würdiger Schüler des Epaminondas, sein Augenmerk auf die Errichtung eines Heeres. Er ward der Schöpfer einer neuen Kriegskunst, und sein eigner Eifer goß einen neuen Geist, ein anderes Leben in die plumpen Horden, die noch vor wenigen Jahren einem benachbarten Volke, den Illyriern, hatten unterliegen, und sich zu einem jährlichen Tribut an dasselbe verpflichten müssen. Besonders gab er der Phalanx die möglichste Vollkommenheit. Dieß war eine Schaar schwer bewaffneten Fußvolks, das in der Tiefe immer 16 Mann hoch stand, und in der Fronte gewöhnlich 500 Mann, oft mehr, oft weniger hatte. Sie trugen Schilde von Holz oder geflochtenen Weiden (erst später von Metall oder Leder), führten lederne Zelte bey sich, und nahmen auf dem Marsche, wie auf dem Schlachtfelde, immer das Centrum ein. Außerdem hatten sie kurze Leinwandröcke, lederne Helme und kurze Schwerter; ihre Hauptwaffe aber war ein Speer von 18 bis 21 Schuh. Diese Waffe hielten die vordersten fünf Glieder vorgestreckt, so daß die Fronte viermal mehr Lanzenspitzen bot, als sie Menschen faßte. Die übrigen eilf Glieder senkten ihre Schilder über den Köpfen und Schultern der erstern, also, daß sie den feindlichen Pfeilhagel unnütz machten, den Nachtrab deckten, und einrücken konnten für die, so in den ersten Gliedern gefallen waren. Dieser klug geordnete Haufe war in großen Ebenen in der That unüberwindlich.

III. Kaum war seine neuerschaffene Kriegsmacht hinreichend in den Waffen geübt, so führte er sie zuerst als Feldherr gegen die Illyrier an. Hier erntete er die erste Frucht seiner thebischen Studien. Die Illyrier sahen ein ganz verwandeltes Heer vor sich; das waren die Macedonier nicht, mit denen sie sonst gefochten hatten. Sie flohen, so weit sie konnten, und ließen sichs nie wieder einfallen, Tribut zu fordern. — Dann wandte er sich nach dem goldreichen Landstriche Thraciens zwischen dem Strymon und Nestus, und eroberte ihn. Von den griechischen Handelsstädten in seiner Nähe, Olynth, Pydna und Amphipolis, zog Philipp hierauf eine nach der andern durch List, auch freylich nicht ohne Ungerechtigkeit, an sich, und zu gleicher Zeit ließ er die Bergwerke in Thracien so emsig bearbeiten und so fleißig durchsuchen, daß sie ihm jährlich tausend Talente, d. h., weit über eine Million Gulden, eingebracht haben sollen.

Von diesem Gelde machte er einen klugen Gebrauch. Außerdem, daß er es seinen Soldaten an nichts fehlen ließ, wanderte mancher Geldbeutel heimlich nach Theben und Athen; denn in beyden Stadten unterhielt er bestochene Redner, die ihm unschätzbare Dienste thaten. Denn da er so klein anfing, so war es ihm ganz vorzüglich darum zu thun, die Aufmerksamkeit der Griechen von seinen ersten Unternehmungen abzulenken. Wenn daher ein patriotischer Redner in Athen das Volk vor der nahen Gefahr von oben her warnte, so traten gleich ein Paar bestochene Gegner auf, die das Volk beruhigten, als ob es mit einem so neuen Aufkömmlinge gar keine Gefahr habe. Auch in der Folge blieb er diesem Bestechungssysteme getreu, und eroberte damit manche Stadt, indem er sich mit ihrem Commandanten abfand. Denn so hoch, pflegte er zu sagen, sey keine Mauer, daß nicht ein mit Gold bepackter Esel darüber hinschreiten könne.

Da sich Philipp Thracien zu unterwerfen, und die Eroberungen, die er dort bereits gemacht hatte, zu sichern

wünschte. so entschloß er sich, Methone zu erobern, eine kleine Stadt, die nicht im Stande war, sich durch ihre eigenen Kräfte zu halten, aber ihn beunruhigte, und seinen Absichten im Wege stand, so oft sie in Feindes Hand war. Er belagerte also die Stadt, bemeisterte sich derselben und schleifte sie. Bey der Belagerung verlor er ein Auge durch einen besondern Vorfall. Ein gewisser Aster von Amphipolis hatte dem Philipp seine Dienste angeboten, als ein so vortrefflicher Schütze, daß er einen Vogel im schnellsten Fluge treffen könnte. „Gut," antwortete Philipp," ich will dich in Dienste nehmen, wenn ich mit den Sperlingen Krieg anfange." Diese Antwort erbitterte den Bogenschützen aufs äußerste. Er begab sich in die feindliche Stadt, und schoß einen Pfeil aus derselben ab, auf welchem geschrieben stand: „Philipps rechtem Auge." Dieser Pfeil brachte den grausamen Beweis mit, daß er ein trefflicher Schütze sey; denn er traf wirklich das rechte Auge des Königs. Philipp schickte den nämlichen Pfeil zurück, mit der Aufschrift: „Wenn Philipp die Stadt erobert, soll Aster hängen;" und er hielt nachher redlich Wort. Ein geschickter Wundarzt zog den Pfeil mit so vieler Kunst und Behendigkeit aus Philipps Auge, daß nicht die geringste Narbe zurückblieb; aber das Auge konnte er nicht retten.

Nachdem Philipp die Stadt erobert hatte, marschirte er, immer darauf bedacht, seine Feinde durch neue Eroberungen zu schwächen, oder durch wichtige Dienstleistungen neue Freunde zu gewinnen, nach Thessalien, welches ihn um Beystand gegen seine Tyrannen angefleht hatte. Er eroberte es nach und nach, und versicherte sich seiner durch macedonische Besatzungen in seinen Hauptstädten, bis es ihm gefiel, Thessalien bey einer schicklichen Gelegenheit in eine macedonische Provinz zu verwandeln.

IV. Alles dieses geschah, ohne daß die Griechen seine Plane merkten. Es war ja natürlich, Mecedonien durch die Wegnahme der in demselben gelegenen griechischen Städte zu arrondiren; nach Thessalien war er ja gerufen

worden; und wer hätte überhaupt aus dem unerleuchteten und bis jetzt so unberühmten Macedonien einen gefährlichen Feind und Besieger von Griechenland erwartet? Desto gerüsteter zu allem trat Philipp auf, und desto gefährlicher durch seine ausgelernte und durch Erfahrungen geübte Schlauheit, so wie durch seine unerschöpfliche Erfindungskraft in Mitteln, die jedesmal zu seinem Zwecke dienten.

Schon lange hatte er auf den Moment gelauert, sich zwischen die Hellenen einzudrängen, als endlich Theben aus alter Bekanntschaft ihn aufforderte, ihm in der Execution gegen die Phocier beyzustehen. Philipp nahm die Aufforderung an, und rückte mit seinen Truppen gegen Thermopylä vor, während man in Athen ungewiß war, ob Philipps Zug den Thebanern oder den Phociern gelte. Plötzlich befahl Philipp seiner Armee, Lorbeerkränze ins Haar zu flechten, erklärte sich dadurch für den Feldherrn des delphischen Gottes, und rückte so ohne Widerstand in Phocis ein. Der phocische Feldherr übergab ihm die Festungen von Thermopylä ohne Widerstand, die Lacedämonier, die den Phociern zu Hülfe zogen, kehrten ruhig wieder um, und Philipp war Herr von Phocis, ohne auch nur Einen Mann verloren zu haben. So bald er zu Delphi angekommen war, versammelte er die Amphictyonen, um ein Gericht über die Tempelräuber zu halten. Diese wurden verflucht und für vogelfrey erklärt; die ganze Nation verlor Vorsitz und Stimmen bey der Versammlung der Amphictyonen, und dieses Vorrecht ward dafür dem Philipp ertheilt (346), der hierauf nach Macedonien zurückging.

V. Nun wollte Athen, nach Demosthenes Rath, den immer furchtbarer werdenden Philipp allmählig zu Grunde richten; aber zu spät. Philipp schrieb an das Volk von Athen, suchte sein Betragen zu rechtfertigen, und dagegen alle Schuld der Mißhelligkeiten auf Athen und die dortigen Demagogen zu wälzen. Diese Schutzschrift, die unter den Meisterstücken des Demosthenes mit aufbewahrt worden, beweist, wie viel Consequenz der Macedonier vor dem so

gebildeten Volke voraus hatte, und mit welchem Stolze er zu ihnen sprechen konnte. Demosthenes war der einzige, der das Ungewitter heranziehen sah. Er nannte die Philippische Schutzschrift eine Kriegserklärung; nicht Worte, Feuer schien aus seinem Munde zu strömen, und er erschütterte wenigstens so, daß der Feldherr Phocion*), in Verbindung mit dem Könige von Persien, Philippen zwang,

*) Phocion wird uns von Plutarch als ein Mann von Socratischer Strenge gegen sich selbst und gegen seine Mitbürger gepriesen, der in dem allgemeinen Leichtsinne seiner Zeit wie ein ernster Held aus Aristides Zeiten auf dem verwandelten Theater stehen geblieben zu seyn schien. Er war in Plato's und anderer Philosophen Schulen gebildet, und im Felde früh der Liebling und Schüler des trefflichen Feldherrn Chabrias gewesen. Sein von Natur trockener und finsterer Character sträubte sich gegen alle Weichlichkeit und Unenthaltsamkeit seiner Zeitgenossen. Niemand hat ihn jemals lachen oder weinen gesehen, oder ihn in einer öffentlichen Badstube, den gewöhnlichen Sammelplätzen der müßigen Athener, angetroffen. Im Felde ging er barfuß und ohne Obermantel, und wenn er davon einmal eine Ausnahme machte, so hielten es die Soldaten für ein Zeichen einer seltenen Kälte. Im Staatsrathe war er allen Rednern furchtbar, weil er als ein untadelhafter und weiser Mann bekannt war, auf dessen kurze Entscheidung das Volk oft lieber hörte, als auf die langen, wenn auch schönen, Reden eines Demosthenes. Daher soll dieser, wenn er nach gehaltener Rede den Phocion mit einer kurzen Widerlegung gegen sich auftreten sah, zuweilen gesagt haben: „Da kommt die Axt meiner Reden." Die wahre Vaterlandsliebe Phocions erkennt man vorzüglich daran, daß er zwar in der Versammlung aus allen Kräften für den Frieden sprach, aber deßungeachtet, wenn die Gegner durchgedrungen hatten und er zum Führer des Kriegs erwählt ward, nun willig die Aufträge übernahm und das Heer so anführte, daß das wider seinen Willen Unternommene wenigstens so gut als möglich ausgeführt wurde. Auf solche Art hat er in fünfundvierzig

die Belagerung von Perinth und Byzanz aufzuheben. Aber während Philipp nun am Iſter beſchäftigt ſchien, brachte es zu Athen der wohlbezahlte Aeſchines dahin, daß Philipp zum Feldherrn eines neuen heiligen Kriegs ernannt ward. Die Locrier hatten nämlich die Aecker von Cyrrha gepflügt, die dem delphiſchen Gotte gehörten. Dieſen Kirchenraub zu ahnden, war Pflicht der Amphictyonen. Welchem andern hätte man eine nachdrücklichere Vollſtreckung der Rache auftragen können, als Philippen? Schnell war er Meiſter von Elatea, das Böotien in Furcht hielt und einen Weg nach Attica bahnte. Alles war überraſcht. Demoſthenes bot alles auf, dem Strome zu wehren, und begab ſich ſelbſt nach Theben, um deſſen Macht gegen Philipp aufzubringen. Aber das Orakel philippiſirte; und wie würdig uralter Freyheit auch in den Gefilden von Chäronea geſtritten ward, ſo gewann doch Philipp mit 32,000 geübten Krie-

---

Feldzügen ruhmvoll commandirt, ohne ſich jemals ſelbſt dazu angeboten zu haben. So zahlreich alſo waren noch damals die immerwährenden kleinen Kriegsoperationen der Athener, die wir oben verſchwiegen haben. — Wo Phocion als Feldherr hinkam, freuten ſich die Einwohner; denn ſie kannten ſchon ſeine treffliche Mannszucht, ſeine Schonung und Uneigennützigkeit. Selbſt die atheniſchen Bundesgenoſſen waren es gewohnt, atheniſche Hülfsvölker als Räuber und Ausſchweifende zu fürchten; ſie verhielten ſich daher gegen ſie als gegen Feinde, und brachten ihre Güter und ihre Weiber und Kinder tiefer in das Land. Nur wenn Phocion der Anführer war, gingen ſie ihm mit Kränzen geſchmückt bis an den Hafen entgegen, und holten ihn mit Freudenbezeigungen ein. — Bey ſeinen großen Verdienſten um den Staat glaubte er in den Volkverſammlungen ſich ſchon etwas mehr erlauben zu dürfen, als die Redner, die dem Volke faſt immer ſchmeichelten. Er ſagte überall kurz und trocken ſeine Meinung, widerſprach ohne Anſehen der Perſon, und war es ſchon gewohnt, die Mehrheit der Verſammlung gegen ſich zu ſehen, wobey es ohne heftiges Gezänk

gern, was einem Xerxes mit seinen Millionen nicht gelungen war (338).

VI. Ein allgemeines Wehklagen ging bey der Nachricht der erlittenen Niederlage durch alle griechische Staaten: so groß war das Selbstgefühl der Ohnmacht, in welcher sie jetzt lagen, und so entschieden durch diese einzige Schlacht die Oberherrschaft Macedoniens über Griechenland. Philipp übte sie auch sogleich, jedoch mit aller Milde aus; er ließ den Griechen ihre Städteverfassungen, gab die Gefangenen, die er bey Chäronea gemacht hatte, frey, besetzte nur die militärisch-wichtigsten Städte, und ließ endlich, dem Vorgeben nach, um die Schmach des antalcidischen Friedens zu endigen, der That nach aber, um Rache für die allerwärts geschehene Aufwiegelung gegen ihn auszuüben, auf einer Versammlung zu Corinth (337) einen Krieg gegen Persien beschließen, und sich zum „unumschränkten Feldherrn," so wie zum Vorsitzer im Senate der Amphictyonen ernennen. Hierdurch ward seine Oberherrschaft über Griechenland von den Hellenen selbst auf das feyerlichste anerkannt. Sparta allein wollte dieser Oberherrschaft

---

nicht abging. Ein einziges Mal begegnete es ihm, daß einer seiner Vorschläge ohne Widerrede mit lautem Beyfall angenommen ward. Dieß war ihm so neu, daß er verwundert fragte: „Habe ich etwa gar wider meinen Willen etwas Närrisches gesagt?" Er sah ein, daß des Demosthenes Aufrufe zum Kriege gegen Philipp nimmermehr einen guten Erfolg herbeyführen könnten, und rieth daher immer zum Frieden. Einmal, nach heftigen Debatten, sagte Demosthenes zu ihm: Die Athener werden dich noch in ihrer Raserey umbringen. „Und dich," versetzte Phocion, „wenn sie bey gutem Verstande sind." — Auch Phocions Gattinn war eine Frau aus der alten Zeit. Als eine reiche Jonierinn ihr einmal ihren goldenen und brillantenen Hals- und Armschmuck zeigte, antwortete sie: „Mein Schmuck ist Phocion, der seit zwanzig Jahren immer zum Anführer der Athener gewählt worden ist."

nicht huldigen. Stolz beklagte sich Philipp über diese Widerspenstigkeit; aber eben so stolz antworteten die Lacedämonier: „Hältst du dich nach deinem Siege für größer, so miß nur deinen Schatten, und sieh, ob er um einen Schuh verlängert ist!“ Voll Zorn schrieb ihnen Philipp: „Wenn ich nach Laconien komme, soll kein einziger von euch im Lande bleiben!“ „Wenn!“ schrieben die Lacedämonier zurück, und weiter kein Wort.

VII. Philipp kam nicht nach Sparta, noch nach Persien; die Unruhen in seiner eigenen Familie hinderten ihn daran. Er hatte nämlich seine Gemahlinn Olympias, die Schwester des Königs von Epirus, verstoßen, und die Cleopatra, eine Nichte seines Generals Attalus, geheirathet. Olympias kochte nun Rache, und fand bald Gelegenheit, sie auszuüben. Philipp gab zu Aegä ein großes Fest, wozu die Abgeordneten aller griechischen Staaten eingeladen waren. Am ersten Tage wurden große Schmausereyen gehalten. Den zweyten und die folgenden sollten Spiele und andere Belustigungen ausfüllen. Die zwölf höchsten Götter wurden mit Tagesanbruch vorgetragen, um durch diesen Aufzug das Fest zu eröffnen. Philipps Bildniß, auch als Gottheit dargestellt, schloß sich an die Götterbildnisse an. Im weissen Gewande und mit einer Krone auf dem Haupte folgte Philipp, und erst in einiger Entfernung von ihm kam seine Leibwache. Das begünstigte die Absicht der Verschwornen. Ein gewisser Pausanias stieß ihn nieder. *)

*) Einige Historiker nennen als die Ursache dieses Königsmordes einen Privathaß des Mörders Pausanias selbst gegen den König. Pausanias — so erzählt man — wurde von Attalus schimpflich beleidigt. Oefter forderte er daher den König auf, diese Beleidigung zu rächen. Philipp aber verweigerte die Bitte, suchte ihn zu besänftigen, und machte ihn zum Hauptmann über seine Leibwache, um durch Ehrenbezeigungen den angethanen Schimpf in Vergessenheit zu brin-

3.
Alexander der Große.

Auf den großen Vater folgte ein noch größerer Sohn, Alexander (336—323 v. Chr.), ein völlig ausgebildetes Königsgenie, wie nur wenige die Throne geziert haben; ein mit den Künsten des Friedens und des Kriegs gleich vertrauter, milder, holdselig freundlicher, höchstedler Fürst, bis viele harte Erfahrungen, der schwere Kampf mit Schwierigkeiten aller Art, das allzugroße Glück und unverständige Schmeichler Fehler in ihm entwickelten, die die letzten Jahre seines Lebens verdunkelten, aber dennoch seine Milde, Menschlichkeit und Seelengröße nicht auslöschen und vernichten konnten.

Die Alten haben als etwas Besonderes angemerkt, König Philipp habe die Nachricht von seines Sohnes Geburt (356) an einem glücklichen Tage erhalten, als er nämlich so eben Potidäa erobert, und zugleich zwey andere frohe Botschaften empfangen habe, die eine, daß sein Feldherr Parmenio die Illyrier bezwungen, die andere, daß sein Rennpferd in den olympischen Spielen den Preis erhalten. Auch das hat bedeutungsvoll geschienen, daß in

---

gen. Doch dieß war vergebens. Vielmehr haßte jetzt Pausanias nicht nur den Attalus, sondern auch den König. Einst fragte er einen Sophisten, was derjenige thun müsse, der sich berühmt machen wolle. Dieser antwortete: Er muß den tödten, der sich den größten Ruhm erworben hat; denn alsdann gedenkt man seiner so oft, als jener erwähnt wird. Dieser Rath und das lebhafte Gefühl der Beleidigung brachte ihn nun zu dem Entschlusse, den König zu tödten. Nach vollbrachtem Morde floh er, und er würde glücklich entkommen seyn, wenn er nicht mit dem Schuh in dem Zweige eines Weinstocks hängen geblieben und zur Erde gestürzt wäre. Dieß gab dem Attalus und zwey andern Generalen Philipps, die ihn verfolgten, Zeit, ihn einzuholen und niederzuhauen.

derselben Nacht, in der Alexander geboren, der prächtige Dianentempel zu Ephesus in Brand gesteckt wurde. Wenigstens sagte ein Schmeichler: Dieser Brand hätte nicht vorfallen können, wenn nicht Diana eben bey der Geburt Alexanders gegenwärtig gewesen wäre.

Damals hatte der Philosoph Aristoteles den Ruf des größten und kenntnißreichsten Denkers. Philipp war Grieche genug, um ihm als dem würdigsten aller damals lebenden Menschen die Erziehung seines Nachfolgers aufzutragen, und meldete ihm schon 13 Jahre früher die Geburt desselben in einem Briefe. „Ein Sohn ist uns geboren," schrieb er; „Wir danken den Göttern, die ihn uns zu einer Zeit geschenkt haben, wo ein Aristoteles lebt. Wir hoffen, du werdest aus ihm einen Fürsten bilden, seines Vaters und Macedoniens würdig."

Die Neigungen des Knaben waren schon früh so entschieden auf das Große und Ruhmwürdige gerichtet, daß der Unterricht des Weisen nur in so fern bey ihm haftete, als er mit diesen Neigungen in Berührung kam. Homer ward sein Lieblingsdichter; eine Abschrift der Ilias lag beständig unter seinem Kopfkissen; er ward nicht müde, die herrlichen Gesänge von den alten Heroen vor Troja zu lesen. In der Gymnastik that er es allen andern Knaben zuvor. Einmal, nachdem er eine bewunderungswürdige Probe von seiner Schnelligkeit im Laufen abgelegt hatte, und jemand ihn fragte, ob er sich nicht zu Olympia sehen lassen wolle, antwortete er stolz: „Wenn ich mit Königen um die Wette laufen könnte!" Mit einem Interesse, das über seine Jahre war, bekümmerte er sich um die Staatsverhältnisse und politischen Ereignisse seiner Zeit. Als einmal persische Gesandte nach Macedonien kamen, fragte er sie mit solcher Klugheit aus, daß sie einen alten General zu hören glaubten, und nicht ohne Besorgniß an die Zeiten dachten, wo dieser Knabe Mann und König seyn würde. Oft auch, wenn man ihm von seines Vaters

neueſten Siegen erzählte, rief er ſchmerzlich aus: „Mein Vater wird mir nichts mehr zu erobern übrig laſſen!“

Einmal wurde dem König ein wildes theſſaliſches Pferd, Bucephalus genannt, für den ungeheuren Preis von 13 Talenten angeboten. Die beſten Reiter verſuchten ihre Kunſt daran; allein es ließ keinen aufſitzen, und Philipp befahl endlich, das Thier wegzuführen, da es kein Menſch brauchen könne. Alexander bath ſeinen Vater, noch ihm einen Verſuch zu erlauben. Er ergriff das Pferd beym Zügel, führte es gegen die Sonne, da er bemerkt hatte, daß es ſich vor ſeinem eigenen Schatten ſcheute, ſtreichelte es lange, ließ dann unvermerkt ſeinen Mantel fallen, und ſchwang ſich plötzlich hinauf. Alſobald flog das Thier blitzſchnell mit ihm davon, und alle Zuſchauer zitterten für ihn. Als ſie aber ſahen, daß er endlich wieder umlenkte, und bald rechts bald links nach Willkühr das Roß tummelte, da erſtaunten ſie alle und Philipp rief mit Freudenthränen: „Mein Sohn! ſuche dir ein anderes Königreich, Macedonien iſt für dich zu klein.“

Im achtzehnten Jahre wohnte er der Schlacht bey Chäronea bey, in der er mit ſeinen macedoniſchen Truppen die Thebaner ſchlug, und im ein und zwanzigſten war er König von Macedonien.

II. Sein erſtes war, nach Corinth zu ziehen, und ſich daſelbſt von den griechiſchen Staaten die Würde ſeines Vaters als unumſchränkten Feldherrn gegen die Perſer beſtätigen zu laſſen. Auch dießmal ſchickten die Spartaner keine Geſandte auf den Congreß; alle übrigen Staaten hingegen fügten ſich gehorſam ſeinen Vorſchlägen*).

*) Als die Nachricht von Philipps Tode nach Athen gekommen war, hatte die Bürger eine ſo kindiſche Freude ergriffen, daß ſie den Göttern ein großes Dankopfer zu bringen beſchloſſen. Demoſthenes ſelbſt erſchien in der Verſammlung mit einem prächtig geſtickten Mantel geſchmückt und einen Kranz auf dem Haupte. Nur Phocion hin-

Aber der große Entwurf kam in den ersten Jahren noch nicht zur Ausführung. Die Illyrier rebellirten aufs neue. Sie mußten erst bezwungen werden, und dieß veranlaßte einen gefahrvollen Zug bis jenseits des Ister, auf welchem der junge König alle Beschwerden des Krieges gleich dem gemeinsten Soldaten trug. In Griechenland verbreitete sich unterdessen das Gerücht, er sey todt, und man freute sich schon, der corinthischen Verabredung entledigt zu seyn. In Athen reizte Demosthenes das Volk ohnehin beständig zum Hasse gegen Macedonien auf, und die Thebaner gingen gar so weit, die macedonische Besatzung niederzuhauen, und mit den Nachbarn Bündnisse gegen den neuen Herrscher zu schließen. Aber ehe sie sichs versahen, erschien Alexander gerüstet vor ihren Thoren. Noch wollte er ihrer schonen, aber sie selber griffen ihn an. In

---

tertrieb die Feyerlichkeit, und brachte die schwindelnden Gemüther wieder zur Vernunft, indem er sagte: »Es ist niederträchtig, sich über den Tod eines Feindes zu freuen, und thöricht ist es, weil das Heer, das uns bey Chäronea schlug, nur um Einen Mann geringer geworden ist. Er rieth zum Frieden mit Alexandern, und ging als Gesandter an ihn ab, wobey er nicht nur durch seine Klugheit ein hartes Schicksal von Athen abwandte, sondern auch den jungen König so für sich einnahm, daß dieser mit ihm eine Privatfreundschaft und ein Gastrecht errichtete. Als er wieder nach Hause ging, sandte ihm Alexander ein Geschenk von 100 Talenten nach. Die Boten trafen ihn, wie er eben vom Brunnen sich Waschwasser holte, und in dem Zimmer fanden sie seine Frau, welche Brodteig knetete. Sie überbrachten ihm Alexanders Gruß, und setzten das Gold nieder. »Ey,« sagte Phocion, »warum beschenkt mich denn der König unter allen Athenern nur allein so königlich?« Sie antworteten: Weil er dich allein für einen wackern Mann hält. »Nun, so wird er auch wünschen, daß ich es bleibe; das könnte ich aber nicht, wenn ich dieß Geld annähme.« Die Boten drangen vergebens in ihn, sie mußten es wieder mitnehmen.

einem blutigen Gefechte wurden 6000 Thebaner erschlagen, die Stadt ward erobert, und der gereizte Sieger ließ nichts als die Tempel und das kleine Haus des Dichters Pindar stehen. Von den Einwohnern wurden 30,000 als Sclaven verkauft, und nur die Gastfreunde seines Vaters, und wer nicht für die Empörung gestimmt hatte, ward verschont. Die Zerstörung Thebens sollte den andern Städten zum schrecklichen Exempel dienen; doch bereute Alexander selbst seine Hitze bald nachher, und war gegen die Athener desto gelinder.

Durch athenische Künstler hoffte er, verewigt zu werden; daher besuchte er ihre Werkstätten fleißig. Er suchte sich selbst den Steinschneider aus, von dem er allein in Gemmen, den Bildhauer, von dem er in Metall, und den Maler, durch dessen Pinsel er vorgestellt seyn wollte. Die Schriftsteller, welche uns Nachrichten von ihm hinterlassen haben, schildern ihn als einen schönen, wohlgebildeten Jüngling mit einer blühenden Gesichtsfarbe, einer Adlernase, mit großen feurigen Augen, blondem lockigem Haar, einem hohen, etwas gegen die linke Schulter geneigten Kopfe, übrigens von mittlerer Größe, einem freyen und feinen Wuchse und starkem Körper. — Merkwürdig ist des großen Malers Apelles Freymüthigkeit gegen ihn. Alexander, der überall gern das Wort führen und in allem den Kenner machen wollte, tadelte einmal an seinem Bildnisse die unrichtige Zeichnung des Pferdes, und befahl, sein Pferd selbst, der Vergleichung wegen, herbeyzuführen. Es kam und wieherte sogleich das gemalte freudig an. „Siehst du," sagte der Maler, „daß dein Pferd sich besser auf die Kunst versteht, als du?" Als ein andermal der junge König mit vieler Selbstzufriedenheit und weniger Kenntniß von Gemälden räsonnirte, stieß ihn Apelles leise an, und sagte: „Höre doch nur bald auf, Alexander; sieh nur, wie dort schon die Jungen lachen, die die Farben reiben."

Als er durch Delphi kam, war gerade das Orakel geschlossen. Er zwang die Priesterinn mit Gewalt, mit

ihm in den Tempel zu gehen, und ihm den Ausgang seines bevorstehenden Zuges zu prophezeyen. Nach langem Sträuben rief sie endlich aus: „O Sohn, du bist unwiderstehlich!“ Sogleich ließ er sie los, indem er freudig versicherte, daß er kein anderes Orakel bedürfe noch begehre.

III. Und nun (334) begann der ungeheure Eroberungszug, der das große persische Reich zerstörte, das Cyrus 200 Jahre vorher mit so vieler Tapferkeit gestiftet hatte. Dieses weitläufige, fast unübersehliche Reich war seit Xerxes meistens von schwachen Königen regiert worden; innere Unruhen zerstörten seine Kräfte immer mehr, und die Statthalter der einzelnen Provinzen lebten wie unabhängige Herren. Weichlichkeit und Ruhe entnervten das Volk, und weil es aus so verschiedenen Stämmen bestand, so war an Vaterlandsliebe und Gemeingeist nicht zu denken. Der gegenwärtige König war (nachdem der Günstling Bagoas zuerst den König Artaxerxes III. Ochus 339, und dann auch dessen unmündigen Sohn Arses 336 vergiftet hatte) Darius Codomannus, ein Achämenide von einer Nebenlinie. Er war ein sanfter, edelmüthiger Mann, der an dem Unglücke wahrlich nicht Schuld war, welches der junge Mensch aus Macedonien über ihn brachte. Aber ihm war es beschieden, nur im Unglück groß zu seyn, wie seinem Ueberwinder im Glücke.

IV. Fünf und dreyßig tausend Macedonier und Griechen, geführt von einem 22jährigen Jüngling, brachen also auf, und marschirten über Amphipolis, Abdera, Maronea und Sestus nach dem Hellesponte, wo sie schon am zwanzigsten Tage ankamen. Hier setzten sie auf Schiffen nach Asien über, und Alexander goß bey dieser Ueberfahrt, wie ehemals Xerxes auf seiner Brücke, aus goldner Schale ein Trankopfer aus. Beym Anlanden war er der erste, der an's asiatische Ufer sprang. Das Heer zog über die Ebene des ehemaligen Troja hin, wo man dem Alexander noch die Grabmäler des Achilles und seines Freundes Patroclus zeigte. „Glücklicher Achilles!“ rief er aus, „der du einen

Homer zum Sänger deiner Thaten gefunden, welcher dein Andenken unsterblich gemacht hat!" Er beging an dieser heiligen Stätte ein großes Opferfest, und marschirte dann auf den nahen Fluß Granicus los. Hier hatte er die erste Gelegenheit, seine Feinde kennen zu lernen. Ein Heer, welches die zunächst wohnenden Statthalter zusammengebracht hatten, erwartete ihn am jenseitigen Ufer des Flusses. Parmenio, ein alter Freund und Feldherr Philipps, widerrieth den Uebergang im Angesichte der Feinde; aber Alexander bestand darauf, denn „der Hellespont würde sich ja schämen", sagte er, „wenn wir dieß Flüßchen fürchteten." Wirklich stürzte sich der kühne Jüngling sammt seinen Macedoniern hinein, und kam glücklich hinüber. Die Schlacht begann, eine treffliche Stellung des macedonischen Heeres beförderte den Erfolg seiner Tapferkeit; aber bald wäre der allzumuthige Führer selbst ums Leben gekommen. Zwey persische Generale sprengten auf ihn los, denn der hohe Federbusch auf dem spiegelblanken Helme machte ihn kenntlich. Er vertheidigte sich tapfer, doch bekam er einen Hieb auf den Kopf, der selbst den Helm zersprengte, und als er sich zu dem Hauenden wandte, hob schon der zweyte Perser den Arm zum Todesstreiche auf. Aber in diesem Augenblick eilte Clitus, ein braver Macedonier, herbey, und schlug ihm mit einem fürchterlichen Hiebe von hinten Arm und Schwert zugleich zur Erde. Alexander erlegte darauf den andern Perser, und lenkte dann wieder mit seiner gewöhnlichen Geistesgegenwart das Treffen, welches rühmlich gewonnen ward. Großmüthig theilte er die reiche Beute des persischen Lagers mit den Griechen, sandte auch 300 feindliche Schilde nach Athen, wo sie mit der Inschrift aufgehängt wurden: „Alexander, Philipps Sohn, und die Griechen, außer den Lacedämoniern, haben diese Rüstungen den Barbaren, die in Asien wohnen, abgenommen." Die erbeuteten kostbaren Gefäße sandte er seiner Mutter Olympias.

Hierauf versicherte er sich der Seestädte an der jonischen Küste. Von Ephesus ging der Zug herunter nach Magnesia, Milet und Halicarnaß. Alle diese Städte wurden mit Sturmmaschinen erobert. In allen ließ er macedonische Statthalter zurück, die jedoch in der Verfassung nichts änderten. Parmenio ward nach Sardes vorangeschickt, und Alexander selbst zog immer fechtend und erobernd durch Lycien und Pamphilien nach Phrygien hinauf. Hier hörte er in der Stadt Gordium von eines ehemaligen phrygischen Königs Wagen, der wegen eines daran befindlichen Knotens von Hagedornenbast merkwürdig war; weder Anfang noch Ende war an dem Knoten zu sehen, und eine alte Sage ging: wer diesen Knoten löse, der werde das Land erobern. Alexander durfte also so nicht weggehen, und da das Auflösen unmöglich schien, so zerhieb er ihn mit dem Schwerte.

V. Nachdem er sich durch die Päsſe von Cilicien durchgeschlagen hatte, kam er bey großer Hitze, ganz mit Staub und Schweiß bedeckt, in der Stadt Tarsus am Flusse Cydnus an. Das klare frische Wasser und die schattige Einfassung dieses Stromes luden ihn zum Baden ein; aber kaum war er hineingestiegen, als die unerwartete Kälte desselben ihn fieberhaft erschütterte. Er mußte herausgetragen werden; man zitterte für sein Leben. Kein Arzt getraute sich etwas zu verordnen, und der Unmuth des Königs, sich hier im schönsten Laufe seiner Siege so widrig aufgehalten zu sehen, vermehrte noch die Krankheit. Und gerade jetzt erscholl die Nachricht, König Darius sey mit einem zahllosen Heere im Anmarsche, ja er könne vielleicht in wenig Tagen schon hier seyn. In dieser Noth entschloß sich ein treuer Arzt, Philippus, ein gefährliches, aber entscheidendes Mittel zu wagen. Alexander wartete mit Unruhe auf den versprochenen Trank, als ein eilender Bote vom Parmenio aus Sardes ankam, mit einem Briefe des Inhalts: „Traue dem Arzte Philippus nicht; Darius soll ihn mit vielem Gelde bestochen, und ihm seine eigene Toch-

ter zur Ehe versprochen haben.“ Alexander legte den Brief zusammen, und steckte ihn stillschweigend unter sein Kopfkissen. Der Arzt trat herein mit einer so ruhigen, edlen Miene, daß Alexander alles feige Mißtrauen sogleich verbannte. Indem er mit der Rechten die Schale an den Mund setzte, überreichte er ihm mit der Linken den Brief. Der König trank, der Arzt las. Voller Unwillen über die boshafte Beschuldigung warf dieser den Brief auf die Erde, und betheuerte seine Unschuld. „Ich weiß es ja,“ sagte Alexander: „beruhige dich, nicht mich; der Ausgang wird dich rechtfertigen.“ Wirklich brachte die Arzney allmählig wieder neues Leben in den Kranken, und nach wenig Tagen zeigte er sich seinen Soldaten wieder, die ihn mit Jubelgeschrey empfingen, und dem glücklichen Arzte mit Händedrücken und Lobpreisungen dankten.

VI. Darius war indessen mit seinem ungeheuren Heere wirklich schon durch die beschwerlichsten Gebirgspässe in Cilicien eingedrungen, und stand bey Issus nicht weit vom macedonischen Heere (333). Alexander ging ihm entgegen, und schlug die Perser völlig, nicht durch wilde Wuth oder durch einen glücklichen Zufall, sondern in der That durch die ungemeine Ueberlegenheit der griechischen Kriegskunst, wie man aus der weitläufigen Angabe des Schlachtplans sehen kann, den uns Arrian, ein gründlicher Geschichtschreiber dieses Kriegszuges, aufbehalten hat. Alexander erhielt auch in dieser Schlacht eine Wunde durch einen leichten Hieb in die Hüfte. Darius saß nach persischer Sitte während des Streits auf einem hohen Wagen, und ragte theils dadurch, theils durch seine Leibesgröße und durch sein edles Ansehen vor allen Persern hervor. Die Macedonier drangen auf das Mitteltreffen, bey dem er sich befand, vorzüglich ein, und nachdem schon Hunderte seiner Getreuen um ihn gefallen waren, blieb ihm nichts übrig als die Flucht. Aber der Wagen konnte wegen der rings um ihn gethürmten Leichname nicht von der Stelle gerückt werden. Er ließ daher Mantel, Schild und Bogen

darauf zurück, und floh auf einer Stute eiligst davon. Die Macedonier bekamen sein reiches Zelt, seinen Wagen und das ganze Lager in ihre Gewalt. Alexander erstaunte bey dem Anblicke der Kostbarkeiten, die Darius mit sich geführt hatte. „Das war es, wie es scheint," sagte er verächtlich, „wodurch sich Darius als König zeigte."

Unter den Gefangenen befand sich auch des Darius Mutter, die schönste seiner Gemahlinnen und zwey seiner Töchter; denn wir wissen schon, daß den persischen Großen auch im Kriege ihr ganzes Hauswesen nachgefahren ward. Die Frauen waren untröstlich, da sie hörten, daß Wagen, Schild und Mantel des Königs im Lager der Macedonier seyen, und glaubten, der König sey selber todt oder gefangen. Alexandern rührte diese Klage; er sandte einen seiner Freunde in ihr Zelt, und ließ ihnen sagen: Darius lebe und sey nicht gefangen; sie möchten gutes Muths seyn, es werde ihnen nichts unwürdiges geschehen. Ja, am folgenden Morgen besuchte er sie selbst mit seinem Lieblinge Hephästion. Als beyde in das Zelt traten, und die Königinn-Mutter nicht wußte, welches Alexander sey, ging sie auf Hephästion zu, der schöner von Gestalt war. Und da dieser zurücktretend sie beschämte, sagte Alexander höflich: „Es ist kein Versehen begangen, denn dieser ist auch Alexander." — Die Frauen wurden auf dem ganzen fernern Zuge gar nicht als Gefangene behandelt; denn der junge König ging in seinem Betragen gegen sie dem ganzen Heere mit dem schönsten Beyspiele der Ehrerbietung und Sittsamkeit vor.

Die Schlacht bey Issus bereicherte die Sieger mit unermeßlicher Beute; denn außer dem, was man im Lager fand, fiel ihnen auch noch die königliche Kriegscasse in Damascus in die Hände. Alexanders Freygebigkeit gegen seine Soldaten war so ausgelassen, daß es in der Welt keine lustigere Gesellschaft geben mochte, als das macedonische Heer in Persien. Alexander selbst liebte prächtige Abendmahlzeiten, und wandte zuletzt täglich auf seine Ta-

fel 10,000 Drachmen (etwa 3600 Gulden). Dabey mußten alle seine Freunde gegenwärtig seyn, und der fröhlichste war ihm der liebste. Auch Gesang und Spiel liebte er dabey, am meisten aber ward bey diesen Abendschmausen geprahlt und geschmeichelt. Theseus und Hercules waren dann nichts gegen den Helden Alexander; ja die Schmeichler trugen kein Bedenken, ihn einen Gott zu nennen. Der 23jährige Jüngling hörte in der That dergleichen Reden nicht ungern. Er selber sprach beym Trunke viel und heftig; daher erhitzte ihn schon ein wenig Wein übermäßig, und dann mußte man sehr behutsam mit ihm umgehen. Auf eine solche Betäubung folgte gewöhnlich ein langer Schlaf, oft bis gegen Mittag hin; ja manchmal schlief er den ganzen Tag. Das hinderte ihn aber nicht, wenn es seyn mußte, wieder alle Strapazen des Marsches, der Hitze und des Durstes willig zu übernehmen; ja er war manchmal so nüchtern, daß er an seine Officiere lange ernsthafte Reden gegen die Schwelgerey und Unmäßigkeit hielt.

VII. Von Issus verfolgte Alexander den Darius jetzt nicht weiter, weil er sich erst zum Herrn von der ganzen Meeresküste machen wollte. Hier waren die Phönicier noch ein mächtiges Volk. Sidon ergab sich zwar leicht; aber die Hauptstadt Tyrus, auf einer befestigten Insel gelegen, machte sich bereit zum hartnäckigsten Widerstande (332). Einzelnes von dieser merkwürdigen Kriegsarbeit ist bey der Geschichte Phöniciens beschrieben worden. — Der Feldherr selber machte, während das übrige Heer der Belagerung oblag, mit einer auserlesenen Mannschaft einen Streifzug nach dem Gebirge Antilibanon, wo arabische Hirtenvölker wohnten. Auf diesem heftigen Marsche ermattete sein ehemaliger Lehrer Lysimachus, der ihn begleitete, dergestalt, daß er zurückbleiben mußte. Alexander, der ihn nicht im Stiche lassen wollte, blieb bey ihm mit wenigen Leuten, und ließ die andern ziehen. Darüber kam die Nacht heran, und die kleine Gesellschaft mußte sich in einer wilden, unsichern Gegend auf der Erde eine Lager-

stätte suchen. Ringsum sah man in der Ferne kleine Wachtfeuer der Araber durch die Nacht leuchten, und auch Alexander wünschte sich einen solchen Schutz gegen die Kälte und gegen die wilden Thiere. Aber seine Begleiter waren von Müdigkeit ganz entkräftet. Auf einmal sprang er selbst auf, lief wie ein Reh auf das nächste Feuer zu, hieb in einem Nu die beyden Araber, welche dabey saßen, nieder, und kam eben so schnell mit einem großen Feuerbrande zurück. Am Morgen fanden sich seine übrigen Soldaten wieder zu ihm, die nicht mit Unrecht sehr besorgt um ihn gewesen waren.

Endlich ward Tyrus im achten Monate erobert und zerstört. Die Beute war unermeßlich. Alexanders größte Freude war, seine Freunde damit zu bereichern. Fünfhundert Centner des kostbarsten Weihrauchs sandte er nach Hause, und hundert Centner Myrrhen erhielt allein sein ehemaliger Hofmeister Leonidas, „damit er nun nicht mehr so sparsam gegen die Götter seyn dürfe," wie es in dem Begleitungsschreiben hieß. Dieß bezog sich auf ein Wort des alten Mannes zu dem Knaben Alexander: wenn er einmal das Land erobere, wo diese Specereyen wachsen, dann könne er so reichlich opfern, wie er jetzt thun wolle. — Alexander feyerte diese Eroberung durch große Opfer, glänzende Umzüge mit dem ganzen Heere, und durch große Kampf- und Siegspiele, bey denen die Sieger kostbare Preise erhielten. Doch sagt man, die Zerstörung von Tyrus habe ihn bald nachher ebenso, wie seine Härte gegen Theben, gereut. In der That war sie auch nur ein Werk des bloßen Uebermuths und ohne alle politische Nothwendigkeit.

VIII. Aegypten, das noch immer dem persischen Scepter mit Widerwillen gehorchte, schien jetzt eine leichte Eroberung. Gaza am Eingange ward mühsam erstürmt. Von da war man am siebenten Tage in Pelusium. Dann ging der Zug nach Heliopolis, Memphis, Canopus, und unweit dieser Stadt zeichnete Alexander

den Platz zu einer neuen ab, die dort auf seinen Befehl erbaut, und nach ihm Alexandria genannt wurde. Hieher zog sich eine Menge phönicischer Flüchtlinge, und in kurzer Zeit war die neue Stadt an der Stelle des zerstörten Tyrus der Sitz des Welthandels.

Einer der gefährlichsten Wege war der durch die brennende Sandwüste Libyens nach dem Tempel des Zeus Ammon, auf welchem einst schon jenes Heer des Cambyses von giftigen Winden im Sande verschüttet worden war. Alexander beschloß dennoch die Reise zu diesem berühmten Orakel anzutreten, und fand sich endlich nach dem beschwerlichsten Marsche, auf dem er fast vor Durst verschmachtete, nach dem heiligen Orte hin. Was er dort erfahren habe, ist unbekannt; genug, er war sehr zufrieden mit dem Orakel, und ein Gerücht sagt, die Priester hätten ihn Götterſohn genannt. Sein Stolz wuchs von dieser Zeit an zusehends, wiewohl noch immer Züge eines edlen Geistes durch die Thaten seiner Leidenschaften hindurch schimmerten. In Memphis hielt er wieder ein glänzendes Fest und prächtige Spiele, wozu die ungeheuren Brandschatzungen ihm die Mittel darreichten; auch richtete er sofort eine neue Regierung ein. Dieß that er überall, sobald er eine Provinz erobert hatte, und so versorgte er Hunderte von seinen Officieren mit Statthalterschaften und andern hohen Würden. Ein ungeheurer Landstrich von Asien und Afrika war nun schon sein, und zollte ihm seine unermeßlichen Einkünfte, die es ihm leicht machten, dem gemeinsten Soldaten mehr zu schenken, als manchmal ein General von seinem Könige erhält. Ein Phäonierhauptmann brachte ihm den Kopf eines erlegten Feindes und sagte: In unserm Lande erhält man dafür einen goldenen Becher. „Doch nur einen leeren," antwortete Alexander; „ich will diesen voll einschenken, und ihn dir zutrinken." — Ein andermal sah er einen Soldaten einen Esel mit königlichem Gelde vor sich hertreiben. Der Esel war ermüdet und konnte kaum mehr fort. Da nahm der Soldat ihm

seine Last ab, und trug sie keuchend selber. „Werde nicht müde," rief ihm Alexander zu, „sondern trage es den übrigen Weg noch vollends bis in dein Zelt, und behalte es für dich!" — Einer seiner Spaßmacher bey Tische schien in Ungnade gefallen zu seyn. Er weinte darüber sehr, und bath, daß Alexander sich doch wieder mit ihm versöhnen möchte. Er thats; und nun verlangte der Schelm ein sicheres Unterpfand der Versöhnung. Er erhielt 5 Talente. — Dem alten Parmenio schenkte er das Haus eines reichen Persers, in welchem sich allein ein Kleidervorrath von 1000 Talenten am Werthe befand. Dem Antipater, einem andern Generale seines Vaters, schrieb er, er solle sich wegen der Unsicherheit eine Leibwache zulegen. — Seine Mutter war mit dieser grenzenlosen Freygebigkeit sehr unzufrieden, ungeachtet sie selbst die reichlichsten Geschenke erhielt. Sie warf es ihm in jedem Briefe vor, daß er seine Freunde zu Königen mache. Und wirklich trieben diese Leute auch den Luxus aufs höchste. Einer ließ sich die Stiefeln mit silbernen Nägeln beschlagen; ein anderer ließ zu seinen Kampfspielen in Asien den Sand, mit welchem die Rennbahn bestreut wurde, auf vielen Kameelen aus Aegypten herholen. Philotas nahm auf die Jagd so viele persische Tapeten mit, daß man hundert Stadien (dritthalb deutsche Meilen) damit umstellen konnte. Viele rieben sich täglich für mehr als 200 Gulden Salben ein, und ließen sich im Bade von einer Menge Sclaven bedienen. Alexander selbst stimmte nie in diese Ueppigkeiten ein. Man sah ihn mit der größten Anstrengung der Löwenjagd obliegen; ja er sandte der Königin Ada von Carien, die er in ihrem Besitzthum gelassen hatte, die Köche zurück, mit denen sie ihm ein Geschenk machen wollte, und schrieb ihr dabey: sein Hofmeister Leonidas habe ihn zwey treffliche Köche kennen gelehrt, Arbeit, um das Mittagsmahl, und Mäßigkeit bey diesem, um das Abendmahl schmackhaft zu machen. In seinem Zelte beschäftigte er sich gerne mit Schreiben, besonders an seine entfernteren

Freunde und an seine Mutter. Es ist fast unglaublich, bis auf welche Kleinigkeiten sich die Sorgfalt für seine Freunde erstreckte. Er gab ihnen sogar Rath in ihren häuslichen Angelegenheiten, über einen weggelaufenen Sclaven und dgl. Streitigkeiten unter einzelnen Soldaten entschied er oft selbst, und bey Anklagen pflegte er ein Ohr zuzuhalten, um es, wie er sagte, für den Beklagten aufzusparen.

IX. Aegypten war nunmehr erobert, und der Zug ging wieder nach Phönicien zurück. Prächtige Spiele, Umgänge und Opferfeste verkündigten die Gegenwart der Sieger aufs neue. Dann ward Darius wieder verfolgt durch Syrien, Mesopotamien und Assyrien. Hier erschienen Gesandte von dem unglücklichen Könige, durch welche dieser ihm alle bis jetzt eroberte Länder bis an den Euphrat abzutreten versprach, und ihm noch dazu 10,000 Talente und eine seiner Prinzessinnen zur Gemahlinn anbot, wenn er Frieden mit ihm machen und von seiner Verfolgung ablassen wollte. Ich thäte es, sagte der alte Parmenio, wenn ich Alexander wäre. „Ich auch," versetzte Alexander, „wenn ich Parmenio wäre," — wenn es mir um den Genuß des ruhigen Besitzes, und nicht um den Ruhm des unbegrenzten Erringens zu thun wäre, wollte er sagen. Darius erhielt eine stolze, abschlägige Antwort; doch ward ihm eine ehrenvolle Behandlung versprochen, wenn er sich selbst freywillig ausliefern würde. Noch wollte der Bedrängte eine Schlacht versuchen, vielleicht daß das Glück ihm dießmal lächelte. Er lagerte sich bey Gaugamela mit mehr als 100,000 Persern, und erwartete mit Zittern die Ankunft seines kühnen Gegners.

Bald nachher trafen die Heere in der Ebene bey Gaugamela zusammen. Die Schlacht, die nun (1. Oct. 331) geliefert wurde, war fürchterlich. Die Perser wehrten sich wie Verzweifelnde, denn sie fochten zum letzten Male für ihren guten König. Aber Alexanders Kriegskunst behielt die Oberhand, und Darius floh abermals mit zurück-

gelaſſenem Wagen, Schilde und Mantel von dem mit Blut und Leichen weit überdeckten Schlachtfelde. Am Morgen vor dem Angriffe ſchlief Alexander ſo feſt, daß Parmenio ihn mit Gewalt wecken mußte. „Herr!“ rief der alte General, „du ſchläfſt ja, als ob wir ſchon geſiegt hätten.“ „Haben wir denn nicht geſiegt“ entgegnete der Held, „da wir den Feind endlich vor uns haben, und ihn nicht erſt durch Wüſten und Gebirge mehr aufſuchen dürfen?“ Er ſprang auf, warf über das ſicilianiſche Oberkleid, das durch einen breiten Gürtel zuſammen gehalten wurde, ſeinen Panzer von doppelter Leinwand, ſetzte den ſtählernen blitzenden Helm auf, und legte das gleichfalls ſtählerne, mit Edelſteinen beſetzte Halsband an. Das prächtige Degengeheng flimmerte von ferne; er ergriff die Lanze, ſchwang ſich aufs Pferd, und eilte in die Schlacht.

X. Auch nach dieſer Schlacht war die Beute unermeßlich. Opferfeſte und Spiele verherrlichten den Sieg, und der Held ward unter allgemeinem Jauchzen zum Könige von Aſien ausgerufen. Er ſtürmt nach Babylon, und nimmt es ein; Suſa, die verlaſſene Königsſtadt, ergiebt ſich gleichfalls, und überläßt ihm ihre unermeßlichen Schätze. Perſepolis, jene heilige Todtenreſidenz der Könige mit ihren majeſtätiſchen Marmormaſſen, weicht nach langem Blutvergießen dem Sieger. Viele tauſend Maulthiere und Kameele werden mit den Reichthümern beladen, die man hier aus den königlichen Zimmern zuſammenplündert. Vier Monate verweilt hier das Heer, und überläßt ſich den unmäßigſten Schwelgereyen. Den Abend vor dem Aufbruche feyert Alexander ſelbſt mit einem ſybaritiſchen Schmauſe. Vom Weindunſt umnebelt giebt er hier allen Unverſchämtheiten der ihn vergötternden Schmeicheley Gehör, und als jemand den Einfall hat, man könne den Untergang des größten Reichs der Erde nicht höhnender feyern, als wenn man dieſen Stammſitz der ſtolzen Perſerkönige in Schutt und Aſche lege, wie einſt Xerxes in Griechenland die Tempel verbrannt habe, ſo ſpringt

Alexander zuerst auf, ergreift eine Fackel, alle Gäste folgen ihm, die Soldaten laufen mit Feuerbränden hinterher, und in einem Augenblicke steht der unermeßliche Palast in Flammen. Am andern Tage, als der Brand noch fortwährte, reute ihn auch diese That, und er befahl zu löschen. Aber es war zu spät. Was gerettet ward, steht noch bis jetzt, und erregt in dem verständigen Betrachter eine schmerzliche Sehnsucht nach dem, was vernichtet ist.

XI. Unterdessen floh der arme Darius von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Alexander verfolgte seine Spur, und durch die angestrengtesten Märsche in den wildesten Gebirgen und Einöden bey brennender Hitze näherte er sich ihm endlich bis auf einige Tagereisen. Der Marsch ging durch das Land der Meder und Parther. In den glühenden Sandwüsten verschmachtete fast das Heer vor Durst. Einige Soldaten hatten sich einmal in Schläuchen auf Mauleseln Wasser aus weiter Ferne hergeholt. Sie sahen den König lechzend am heissen Mittage auf seinem Pferde sitzen, und brachten ihm von dem Wasser einen Helm voll. Er nahm es an; da er aber die Reiter um sich her die Köpfe niedersenken sah, sprach er: „Wenn ich allein trinken wollte, so würden ja diese hier den Muth verlieren," und gab das Wasser wieder weg. Die Reiter, welche die Enthaltsamkeit des Königs bewunderten, riefen, er solle sie nur immer weiter fortführen; „wir sind nicht ermattet," sagten sie, „wir sind auch nicht durstig, ja wir halten uns nicht für sterblich, so lange wir einen solchen König haben."

Man erfuhr, daß Darius ohne Heer sey, und daß einer seiner Diener, der Satrap von Bactrien, Bessus, ihn gefangen genommen habe, und ihn mit weniger Begleitung wegführe, entschlossen, sich selbst zum König von Bactrien aufzuwerfen. Alexander ließ darauf sein Fußvolk zurück, und setzte ihm bloß mit den Reitern nach. Tag und Nacht irrten sie in unbekannten Gegenden herum. Endlich erreichten sie die Hütten, wo die Fliehenden zuletzt übernachtet

hatten. Beſſus vernahm, wie nahe die Verfolger ſeyen, und da er nicht hoffen konnte, den königlichen Wagen in Sicherheit zu bringen, ſo ließ er ihn ſtehen, um nur ſich ſelbſt zu retten. Doch ehe er mit ſeinen Leuten auf raſchen Pferden davon eilte, verſetzten die Unmenſchen dem unglücklichen Könige mehrere Dolchſtiche, und ließen ihn hülflos auf ſeinem Wagen liegen (330).

Hier fanden ihn die vorderſten Reiter Alexanders in ſeinem Blute. Er bath ſie ſterbend um einen Trunk Waſſers für ſeine lechzende Zunge. Ein Macedonier brachte ihm etwas in ſeinem Helme. Das erquickte den Unglücklichen zum letzten Male. „Freund," ſagte er, „das iſt das höchſte meiner Leiden, daß ich dir deine Wolthat nicht einmal vergelten kann. Aber Alexander wird ſie dir vergelten, und dem Alexander werden die Götter die Großmuth belohnen, die er den Meinigen erwieſen hat. Ich reiche ihm durch dich meine rechte Hand." Der Macedonier ergriff gerührt die ſchon erſtarrten Finger, und in demſelben Augenblicke hauchte Darius die edle Seele aus.

Gleich darauf kam Alexander herbeygeritten. Er war ſehr bewegt bey dem Anblick, zog ſein Oberkleid aus, und breitete es über den Leichnam, den er in dem königlichen Begräbniſſe mit großer Pracht beyſetzen ließ. Den Bruder des Königs nahm er unter ſeine vornehmſten Hofbedienten auf, und nun verfolgte er den Beſſus durch Hyrcanien über den Caucaſus am caſpiſchen Meere hinauf in das Land der Scythen und Parther, mit denen es zu blutigen Gefechten kam. Endlich bekam er den Königsmörder in ſeine Gewalt, und ließ ihn ſchrecklich hinrichten.

XII. Am Fluſſe Jaxartes, der nun (329) die nördliche Grenze der macedoniſchen Monarchie in Aſien ward, baute Alexander ein zweytes Alexandrien, und am Gebirge Paropamiſus ein drittes. Beyde wurden mit ſeinen unbrauchbar gewordenen Leuten und mit perſiſchen Coloniſten bevölkert. Als auch dieſe nördlichen rauhen Länder erobert, und einem macedoniſchen Statthalter unterworfen

waren, ging er nach Bactra zurück, wo er sein Volk durch neue Opferfeste, Schmausereyen, Kampfspiele und Geschenke belustigte. Seit dieser Zeit verspürte man an ihm eine auffallende Veränderung. Er nahm die üppige asiatische Tracht an, schien die macedonischen Sitten zu verachten, und die Perser sichtbar hervorzuziehen. Er vermählte sich auch mit einer Bactrierinn, Roxane, und ließ 30,000 junge Perser in macedonischer Kriegskunst unterrichten. Das alles war den Soldaten nicht angenehm; sie fürchteten, Alexander werde sich hier so wohl gefallen, daß er sie gar nicht wieder in ihr Vaterland zurückführen werde. Mit Unwillen aber sahen sie, daß er von seinen Schmeichlern sogar die knechtische Verehrung des Niederkniens annahm, die bey den persischen Königen üblich gewesen war. Einer lachte einmal darüber und wurde mit einem sehr ernsthaften Blick dafür bestraft. Selbst seine Freunde empörte dieser Stolz, und Craterus und Clitus blieben um so fester der strengen macedonischen Sitte getreu. Nur sein Liebling Häphestion gab der Eitelkeit des Königs williger nach, und darüber sagte dieser selbst sehr treffend: „Hephästion liebt den Alexander, Craterus den König."

XIII. Die unerwartete Erfahrung, daß man selbst bey einer so grenzenlosen Freygebigkeit und einem so freundschaftlichen Betragen auf die Länge Kälte gegen sich erwecken könne, verstimmte Alexanders Gemüth sichtbar. Und jetzt mußte er gar von einer Verschwörung unterrichtet werden, um die selbst der Sohn des alten Parmenio wußte. Dieser junge Mensch, Philotas genannt, hatte sich ihm überhaupt durch ein übermüthiges Betragen schon verhaßt gemacht. Jetzt nun ward er seiner bösen Absichten überwiesen, und nach gehaltenem Kriegsrathe hingerichtet. Der Vater stand damals mit einem Heere in Hyrcanien; er hatte die Achtung der Truppen; dieser Philotas war sein einziger, noch übriger Sohn gewesen von dreyen, die alle auf diesem Eroberungszuge ihren Tod gefunden: wie gefährlich konnte er dort in der Entfernung dem Alexander

werden. Zum ersten Male machte hier die eigene Gefahr den letztern grausam. Es wurden Meuchelmörder zu dem 70jährigen Greise gesandt, die ihm ein königliches Schreiben überreichten, und während er es las, ihn niederstoßen mußten. — Eines andern seiner alten Generale ward er durch einen ähnlichen Vorfall entledigt. Auf einem seiner schwelgerischen Tischgelage, als der Wein die Köpfe erhitzt hatte, erhoben sich die Schmeichler wie gewöhnlich, und verachteten Bacchus und Hercules Züge gegen ihres Führers Thaten. Der finstere Clitus, eben der, der einst am Granicus Alexandern das Leben gerettet hatte, konnte die unverschämten Lobsprüche nicht länger ruhig anhören; der Wein machte ihm Muth, er sprang auf und schrie laut: Alexander habe für sich allein noch gar nichts erobert, er sey ein Mensch wie andere, sein Glück und seine Soldaten hätten alles für ihn gethan; noch sey er weit entfernt von der gepriesenen Göttlichkeit, ja er handle sehr unrecht, daß er seine Unterthanen so weit vom Vaterlande mit sich herumschleppe, um seinen unersättlichen Eroberungsdrang zu stillen. Diese Reden erzürnten den König, aber desto heftiger schrie der trunkene Clitus. Man brachte ihn weg, weil man den König vor Zorn glühend aufstehen sah. Aber er war rasend genug, aufs neue lärmend und schimpfend in den Saal zu kommen, und nun hielt sich Alexander nicht länger. Blindwüthend riß er einer Schildwache die Lanze aus der Hand, und rannte sie dem Retter seines Lebens durch den Leib.

Die Umstehenden bebten. In Alexanders Haupte war in dem Augenblick Zorn und Rausch verschwunden. Er erschrack vor seiner eigenen That. Thränen stürzten ihm aus den Augen, als er den röchelnden Freund hinaustragen sah. Drey Tage und drey Nächte brachte er weinend auf seinem Lager zu, und rief unaufhörlich Clitus Namen. Die Soldaten, die ihn so lange nicht sahen, waren besorgt um ihn; die Freunde und Schmeichler nahten sich, ihn zu trösten; sie überredeten ihn, das Clitus Tod vom Schick-

sale beschlossen, und nur blindlings durch ihn vollstreckt sey. Die Zeit verwischte endlich auch diesen Schmerz, und der Zug nach Indien, den er bald darauf unternahm, erfüllte sein Gemüth wieder mit kriegerischen Planen.

XIV. Indien, bisher noch von keinem Europäer gekannt, sollte jetzt von Menschen, die wenigstens 600 deutsche Meilen weit herkamen, erobert werden (328—326). Keine Sandwüsten, keine schroffe Felsen, nicht die Gluthen des nahen Aequators, selbst nicht das leise Murmeln der Soldaten hielt den kühnen Mann in seinen Zügen auf. Unermüdet zog er von einem Reich zum andern. Monden vergingen oft mit der Belagerung einer Stadt; denn man fand hier zahlreiche, wohlhabende Völkerschaften unter mächtigen Rajahs, wie noch jetzt. Zuweilen war das ganze Heer beschäftigt, mit Schaufeln in den Händen, Mauern zu untergraben, Dämme aufzuwerfen oder Gräben zuzuschütten. Hier rückten sie Mauerbrecher heran, dort warfen sie Steine aus Maschinen, dort kletterten sie auf Sturmleitern empor. Alexander war immer der thätigste, und scheute keine Gefahr. Um nicht durch vieles Gepäck auf dem Marsche aufgehalten zu werden, ließ er einmal alle Bagagewägen, mit der reichsten Beute beladen, verbrennen. Bey der Belagerung einer indischen Stadt, deren Einwohner jenseits des Flusses zur Gegenwehr bereit standen, wollten die Macedonier nicht über diesen Fluß hinüber. Alexander ergriff seinen Schild, und schwamm zuerst hindurch, und nun folgte das ganze Heer ihm nach. Aus manchen Städten fand man die Einwohner schon bey Zeiten entflohen; viele hatten ihre eigenen Häuser niedergebrannt. Die sich wehrten, wurden in Stücke zerhauen.

Einige Fürsten dieser indianischen Völkerstämme lernte man als sehr verständige Männer kennen. Einer derselben, zwischen dem Indus und Hydaspes, Taxiles mit Namen, ward aufgefordert, sich zu ergeben. Er erschien mit edlem Anstande und sprach zu Alexander: „Warum, o König, sollen wir mit Mordgewehren auf einander einhauen, wenn

du nicht gekommen bist, uns das Wasser und den nothwendigen Lebensunterhalt zu nehmen; denn um entbehrlicher Dinge willen sollte doch kein verständiger Mensch sich in Krieg und Todschlag einlassen. Was meine sogenannten Glücksgüter und Besitzungen betrifft, so bin ich gern bereit, von dem, worin ich mehr als du habe, dir mitzutheilen; und das, woran mirs fehlt, schäme ich mich nicht, von dir dankbar anzunehmen." Alexandern überraschte diese Anrede; er reichte dem Taxiles die Hand und sagte: „Also glaubst du wohl, daß es ganz ohne Streit unter uns abgehen soll? Nein, das geschieht nicht. Ich werde mich nicht von dir an Großmuth übertreffen lassen." Er schenkte ihm darauf Kostbarkeiten, die die Geschenke des Taxiles weit übertrafen, und ließ ihm zuletzt noch 1000 Talente auszahlen.

Aus der Stadt Nyssa, die Bacchus erbaut haben soll, kamen Gesandte zu ihm ins Lager. Sie fanden ihn ganz in Waffen, und von dem beschwerlichen Marsche mit dickem Staube bedeckt; nichts Königliches unterschied ihn von seinen Begleitern. Sie konnten darüber ihr Erstaunen nicht verbergen. Man brachte ein Polster, und Alexander, welcher stehen blieb, nöthigte den Aeltesten der Gesandten, sich darauf zu setzen. Das edle Betragen dieses Greises gefiel dem Könige, und als jener nach den Friedensbedingungen fragte, antwortete Alexander: Sie sollen dich zu ihrem Beherrscher annehmen, und mir hundert von ihren besten Männern zu Geißeln senden." Ey, sagte lächelnd der Greis, ich würde besser regieren können, wenn ich dir nicht die Besten, sondern die Schlimmsten schicken dürfte. Alexandern gefiel die Antwort, und er ließ es nur bey wenigen Geißeln bewenden.

Am Flusse Hydaspes zog ihm ein indischer König, Namens Porus, mit einem zahlreichen Heere, großen Streitwagen und vielen Elephanten entgegen. Nach einem langen und blutigen Treffen wichen endlich die Indianer, und der schwer verwundete Porus ergab sich — ein schöner

Mann, dessen hohe und edle Bildung den Sieger sogleich für ihn einnahm. „Wie willst du behandelt werden?“ fragte ihn Alexander. „Königlich,“ war die Antwort. „Erbitte dir etwas.“ „In dem Worte Königlich liegt alles, was ich zu bitten hatte.“ — Dem edlen Manne widerfuhr die Achtung, die er verdiente; er blieb im Besitze seines Landes, ja Alexander fügte ihm noch ein großes Stück der angrenzenden Gebiete hinzu.

Nach diesem Siege wurden, wie gewöhnlich, glänzende Opfer gehalten, die Todten ehrenvoll bestattet, und fröhliche Fecht- und Reiterspiele angestellt. Auch zwey neue Städte sollten das Gedächtniß der hier vollbrachten Thaten verewigen. Die eine, auf dem Wahlplatze selbst, ward Nicäa (Siegesstadt), die andere, am Orte des Uebergangs über den Hydaspes, Bucephala, genannt, dem treuen Streitrosse des Helden zu Ehren, das hier im 30sten Jahre an einer Ueberhitzung umgekommen war. Wie dieß merkwürdige Thier von Alexander zuerst war gebändigt worden, so hatte es auch bis an sein Ende keinen andern als ihn aufsitzen lassen.

Sieben und dreyßig Städte, in diesem blühenden, volkreichen Lande, unter denen die kleinsten nicht unter 5000, die meisten aber über 10,000 Einwohner hatten, ergaben sich hierauf, nebst vielen Dörfern, freywillig den Fremdlingen. Mehrere Rajahs und Nabobs sandten Geschenke, gewöhnlich auf Elephanten, entgegen; mit andern, kriegerischen Völkern mußte erst heftig gestritten werden. Ueber den Acesines und Hydraotes gelangte man, wie vorher über den Indus und Hydaspes, auf Schiffbrücken. Die Zahl der in Indien allein unterworfenen Städte giebt Arrian auf 2000 an, die der Völkerstämme auf sieben. Zum Oberhaupt aller machte Alexander den Porus, die einzelnen Beherrscher wurden in ihren Würden gelassen.

In dem alten ehrwürdigen Lande der Hindu's traf er einige von den Priestern und Weisen dieses Volkes auf einer Wiese. Diese stampften bey seinen Anblick mit ihren

Füssen auf den Boden. Die Dolmetscher brachten darüber von ihnen die Erklärung heraus: „Jeder Mensch besitzt so viel Erde, als er braucht, um darauf zu stehen. Du zwar scheinst aus einer unersättlichen Begierde weit mehr zu verlangen; aber nach deinem Tode wird dir doch nicht mehr übrig bleiben, als nöthig seyn wird, deine Gebeine zu umschließen.“ Alexander lobte diese Rede, und wünschte einen von diesen Philosophen mit sich zu nehmen; es wollte ihm aber keiner folgen, bis sich endlich einer, Namens Calanus, überreden ließ.*)

XV. Alexander fand, obgleich von Zeit zu Zeit frische Krieger sein Heer verstärkt hatten, doch immer mehr Schwierigkeiten, je tiefer er in Indien eindrang. Eine feste und volkreiche Stadt unter andern, Namens Sangala, erforderte eine lange Belagerung, und bey ihrer Erstürmung wurden 17,000 Indianer erschlagen. Als man hierauf an den Hyphasis kam, erfuhr man, daß die Gegenden jenseits dieses Flusses noch weit besser angebaut, und die Einwohner noch weit kriegerischer, auch weit mehr mit Elephanten versehen wären, als die diesseitigen Indianer. Dennoch wollte der junge Held, um nichts unvollendet zu lassen, durchaus die Ufer des weltberühmten, damals noch fast fabelhaften Ganges sehen, den er für das Ende der

*) Dieser Calanus wurde in Persien krank, und erklärte, daß er sterben wolle, ehe ihm die Krankheit das Bewußtseyn raube. Vergebens wandte Alexander Bitten und Vorstellungen an; er blieb fest bey dem empörenden Vorsatze. Auf sein Verlangen ward ihm ein Scheiterhaufen aufgethürmt, Macedonier traten ins Gewehr, und in einem feyerlichen Aufzuge ward der Kranke hingetragen und hinaufgesetzt. Man hörte ihn mit völliger Heiterkeit indische Lieder anstimmen; ja er vertheilte noch den Schmuck und die Tepiche, womit ihm zu Ehren der Holzstoß ausgeziert war, an die Umstehenden. Dann legte er sich anständig zurück, und sah ohne die geringste Bewegung die Flammen über sich zusammenschlagen.

Welt hielt. Von da gedachte er auf einer noch zu erbauenden Flotte Afrika rings zu umsegeln, und so bey den Säulen des Hercules in das Mittelmeer einzulaufen. Seiner Mutter hatte er schon von Indien aus geschrieben, er sey den Quellen des Nils auf der Spur; er hatte nämlich den Indus wegen der in demselben befindlichen Crocodile für einen Theil jenes Flusses gehalten.

Allein in die weit aussehenden Plane stimmten seine Macedonier nicht mit ein, obgleich sie ihn wegen seiner Freygebigkeit und Popularität liebten, wie vielleicht kein anderer König je geliebt worden ist. Sie wünschten die Schätze, mit dennen er sie bereichert hatte, zu Hause mit den Ihrigen in Ruhe zu genießen, und fürchteten, dieselben bey tieferem Eindringen in diese fernen, feindlichen Länder mit dem Leben selbst zu verlieren. Schon einige Male hatte Alexander dergleichen Gesinnungen bey Einzelnen zu bekämpfen gehabt; aber jetzt, am Hyphasis, ward die Unzufriedenheit so allgemein, daß er sich genöthigt sah, eine ausführliche Rede an die Truppen zu halten, in der er ihnen das nahe glänzende Ende des Zuges und die ihrer harrenden Belohnungen recht reitzend vorzustellen suchte. Auf diese Rede erfolgte ein langes, tiefes Stillschweigen, denn niemand wagte es, die Stimme gegen ihn zuerst zu erheben. Er selber fordete hierauf zum Reden auf, wenn jemand etwas einzuwenden habe. Da faßte endlich Cönus, einer der ältesten Generale, ein Herz, und sprach in einer bescheidenen Gegenrede den allgemeinen Wunsch des Heeres aus. Alexander verließ zornig die Versammlung, berief sie am folgenden Tage wieder zusammen, und sagte ihnen kurz: er sey entschlossen, weiter zu gehen, doch wolle er keinen Macedonier zwingen; es würden sich schon treue Leute finden, die ihm freywillig folgten; wer gehen wolle, könne gehen, und zu Hause erzählen, daß er seinen König mitten unter den Feinden verlassen habe. Mit diesen Worten ging er in sein Zelt und ließ sich drey Tage nicht sehen. Jedoch selbst dieses Mittel wirkte nicht. Im Lager blieb

die größte Stille. Am vierten Tage ließ er für den Uebergang über den Fluß opfern; doch die Anzeigen in diesem Opfer, fand man, fielen nicht günstig aus. Das mußte ihn dann scheinbar zur Rückkehr bistimmen. Ein helles Jubelgeschrey verkündigte ihm die Freude des Heeres, als sein Entschluß bekannt ward. Viele kamen weinend an sein Zelt, und segneten ihn, daß er sich von ihnen allein habe überwinden lassen.

XVI. Hierauf theilte er sein Heer nach den verschiedenen Schaaren, und befahl, zwölf Altäre zu errichten, an Höhe den großen Festungsthürmen gleich, und breiter als diese. Während sie alle von reichen Opfern rauchten zum Dank gegen die Götter, die ihn unter lauter Siegen bis hieher geführt, ergötzte er in der Ebene umher die Griechen und Indier durch ritterliche Spiele, und kehrte dann über den Hydraotes und Acesines, an welchem Hephästion unterdessen eine neue Stadt hatte erbauen müssen, nach dem Hydaspes zurück. Hier ward von den im Heere befindlichen Phöniciern, Cypriern und Aegyptern eine Flotte erbauet, auf welcher sich ein Theil des Heeres einschiffte, um den Lauf dieses Flusses bis ins Weltmeer zu verfolgen. Am rechten Ufer folgte Craterus, am linken Hephäston mit den übrigen Truppen.

Die Indianer erstaunten über den Anblick der Flotte und den Muth der Fremdlinge. Am fünften Tage kam man aus dem Hydaspes in den Acesines. Hier fand man ein kriegerisches Volk, die Maller, die die Macedonier durchaus nicht in die Stadt lassen wollten. Man nahm die Belagerungswerkzeuge zu Hülfe, und Alexander selbst riß einem etwas trägen Soldaten eine Sturmleiter aus den Händen, legte sie an die Mauer, und kletterte schnell hinauf. Mit ihm stiegen seine Freunde Peucestas und Leonnatus auf die breite Mauer, und stürzten die Feinde hinab. Aber in dem Augenblicke brach die Leiter hinter ihnen, andere konnten nicht so schnell angesetzt werden, und nun stand der kühne Mann da oben nur mit zwey Gefährten, allen

Pfeilen, Wurfspießen und Steinen ausgesetzt. Rasch entschlossen, sprang er mit der Rüstung von oben hinab in die Stadt hinein. Alles umringte ihn hier, er stieß nieder, was sich ihm nahte, aber Keulenschläge und ein Pfeilschuß in die Brust streckten ihn endlich selbst hin. Peucestas, der auch herabgesprungen war, trat vor ihn, und bedeckte ihn mit dem Schilde; auch Leonnatus focht mit Löwenmuth, bis endlich mehrere Soldaten die Mauer erstiegen, und die Feinde verjagten. Alexander lag unterdessen ohnmächtig an der Mauer, und ward bleich und blutig auf seinem Schilde ins Zelt getragen. Die Macedonier waren trostlos, als sie mehrere Wochen ihren Führer nicht sahen: viele glaubten, er sey todt, und man verberge es ihnen nur. Aber als er sich wieder heraustragen ließ, und ihnen freundlich winkte, ja als er bald darauf zu Pferde vor den Reihen erschien, da weinten die alten Krieger Freudenthränen, und ihr Jubelgeschrey durchdrang die Lüfte. Es entstand ein Gedränge um ihn, denn alle wollten seine Hände, seine Knie, seine Kleider küssen. Die nicht hinzukommen konnten, warfen ihm wenigstens Korallen und Blumen zu.

XVII. Am Zusammenflusse des Acesines und Indus ward ein neues Alexandria gebaut, und ein Satrap nebst einer Schaar Thracier zurückgelassen. Noch einige Rajahs ergaben sich freywillig, und brachten Geschenke. Die Fahrt ward sodann auf dem Indus fortgesetzt, und führte zuletzt ins indische Meer. Hier brachte er dem Neptun ein großes Opfer auf einer Insel, und warf goldene Schalen und Becher ins Meer Dann ließ er die Flotte unter dem General Nearchus längs der Meeresküste hinaufsegeln, um in die Mündung des Euphrat einzulaufen. Der Landweg, den er selbst erwählte, war die ungeheure gedrosische Wüste, die der Sage nach einst schon die Heere der Semiramis und des Cyrus aufgerieben hatte. Darum eben reitzte sie Alexandern. In der That waren alle bisher überstandene Beschwerden nichts gegen den Zug durch diese unselige Wüste. Man kam in ein Meer von Sand, der unter

den Füßen brannte, und in welchem der Wanderer bey jedem Tritte bis über die Knöchel versank. Ringsum stand meilenweit kein Baum, kein Halm; nichts sah man, als den blauen Himmel und das gelblichte Sandmeer, so weit das Auge reichte. Die Wagen konnten nicht weiter gezogen werden, man mußte sie stecken lassen mit allen Gütern und Lebensmitteln, ja selbst mit den Kranken, die darauf ruhten. Lastthiere fielen um, und viele wurden heimlich geschlachtet, damit ihr Fleisch die Hungernden sättigen könnte, ehe es als Aas auch diesen Nutzen noch verlöre. Viele verschmachteten vor glühendem Durste; mancher, der sich entkräftet schlafen legte, stand nicht wieder auf, oder wenn er erwachte, so folgte er lechzend der Spur des Heeres, erreichte es nicht, und sank abermals ohnmächtig in den brennenden Sand hin. Alexander schwieg weislich bey dem allgemeinen Murren; doch ging er selbst zu Fuße vor der Caravane her, um nichts vor dem Gemeinsten voraus zu haben. Ja einmal, da einige Leichtbewaffnete ihm ein wenig trübes Wasser, das sie mühsam aufgefunden, in einem Helm überreichten, dankte er ihnen für ihr Geschenk, und goß dann, wie sehr ihn auch dürstete, im Angesicht aller das Wasser auf die Erde. Diese Handlung, sagt Arrian, stärkte das ganze Heer dergestalt, daß es schien, als hätte jeder das Ausgegossene getrunken. Kam man aber einmal an einen Bach, so schlugen sie sich um das Trinken, ja die Vordersten warfen sich ganz hinein, und verderbten den Uebrigen das Wasser. Nun raffte die Unmäßigkeit fort, wen der Mangel verschont hatte. Mehrere Monate dauerte dieser beyspiellose Zug, bis endlich der entkräftete Ueberrest des halb aufgeriebenen Heeres in Carmanien und dann in Persis ankam (326). Hier vergalt ihnen Alexander ihre Beharrlichkeit mit königlichen Geschenken. Opfer, Spiele und Schmausereyen kündigten die Rückkehr des zweyten Bacchus aus Indien an. Aber wohin er kam, hörte er Klagen über die Habsucht und Ungerechtigkeit seiner Statthalter. In der Hoffnung, Alexander werde in

Indien sein Grab finden, hatten diese Menschen schrecklich gehauset, und nichts verschont, um nur ihre Leidenschaften zu befriedigen. Einer hatte in Persepolis das alte Grab des Cyrus geöffnet und geplündert, das in den königlichen Gärten in einem dunkeln, von Canälen und Wiesen durchschnittenen Haine war. Unter einer Capelle hatte man den Leichnam, umgeben mit unschätzbaren Kleinodien, gefunden, und dabey, wie schon erzählt worden, eine Inschrift folgenden Inhalts: „O Mensch, ich bin Cyrus, des Cambyses Sohn; ich habe den Persern die Oberherrschaft erworben und über Asien geherrscht. Mißgönne mir nicht die Ruhe im Grabe.“ Alexander las diese Worte mit Rührung, und die schändliche Plünderung des Grabmals sammt der frechen Verstümmelung des Leichnams brachte ihn so auf, daß er den Statthalter von Persis ans Kreuz schlagen ließ, und mehrere andere seiner ungerechten Collegen mit dem Tode bestrafte. Das Grab ließ er mit aller vormaligen Pracht wieder herstellen.

XVI. Von Persepolis, dessen Trümmer ihm abermals ein bitterer Vorwurf waren, zog er weiter westlich, nach Susa. Hier, in der prachtvollen Residenz der durch ihn vernichteten Herrscherfamilie der Achämeniden, ruhte er ein Jahr lang, und traf die ersten Einrichtungen zu einer planmäßigen Verwaltung der ungeheuren Ländermasse, die er sich durch achtjährige Eroberungen zugeeignet hatte. Daß diese Ländermasse nicht von dem entlegenen Macedonien aus regiert werden könne, fiel in die Augen. Ein Ort im Mittelpuncte des Ganzen, also entweder Susa oder Babylon, schien zur Regierung weit passender. Eben so deutlich sah er ein, daß ihm, um seine Herrschaft über ein so fremdartiges Volk, als die Perser, zu befestigen, kein anderes Mittel übrig blieb, als sich die Häupter derselben durch Wohlthaten, ja durch Familienbande zu verbinden, und sich die Sitten der Nation gefällig anzueignen. Selbst den Aberglauben zu benutzen, verschmähte er nicht. So sah er

es nicht ungern, daß sich das Mährchen vom Ammon immer weiter verbreitete; denn was konnte eine so tiefgebeugte Nation, als die persische, eher über den Untergang ihrer Verfassung trösten, als der Gedanke, daß es ein Götterſohn sey, der sie umgestürzt? Die medische Kleidung und die asiatische Sitte, sich kniend grüßen zu lassen, hatte er schon früher angenommen.

Auch von denjenigen seiner Generäle, die er zu Satrapen über die einzelnen Provinzen der großen persischen Monarchie bestellte, verlangte er, daß sie sich nach den Sitten des Landes bequemten, und um Macedoniern und Persern gleich gefällig zu seyn, belohnte er alle diejenigen unter den erstern, die sich mit persischen Weibern verheirathen wollten. Es meldeten sich dazu über 10,000, und jeder erhielt ein artiges Hochzeitgeschenk. Noch mehr, er bezahlte an einem Tage alle Schulden, welche seine Soldaten in Persien gemacht hatten, eine Summe, die sich nach Arrians Angabe auf 20,000 Talente belief. Zum Schlusse endlich veranstaltete er noch ein großes Hochzeitfest für sich und achtzig seiner Offiziere, die er mit den vornehmsten persischen und medischen Jungfrauen verband. Er selber vermählte sich die ältere, dem Hephästion die jüngere Tochter des Darius, Craterus erhielt eine Nichte desselben. Die Vermählungsfeyer geschah ganz nach persischer Art, nur daß Alexander, dem all sein beyspielloses Glück die alte Treuherzigkeit gegen seine Freunde nicht hatte rauben können, allen übrigen Bräutigamen sich gleichstellte. Noch zum Ueberflusse wurden alle Officiere, die sich in dem bisherigen Kriege besonders ausgezeichnet hatten, mit goldenen Kronen beschenkt.

Doch alles dieses machte nicht den geringsten Eindruck auf die Macedonier. Selbst viele der Neuvermählten murrten über die Hintansetzung der vaterländischen Gebräuche. Und als nun gar die 30,000 persischen Jünglinge, die unterdessen in der Kriegskünst geübt worden waren, mit macedonischer Bewaffnung erschienen und unter die macedoni-

schen Truppen vertheilt wurden, ja als vornehme Perser ansehnliche Befehlshaberstellen über macedonische Schaaren erhielten, endlich als der König in guter Meinung die Veteranen und Heimathsdurstigen nach Hause entlassen wollte, was sie doch in Indien selbst so sehr begehrt: da entstand ein allgemeines Getümmel. Das ganze Heer forderte laut seine Entlassung. Man brauche sie ja nicht mehr, schrien sie; er und sein Vater Ammon und die neuen Perser könnten nun ja allein den Krieg führen! In dieser Lage war Alexander noch nie gewesen; aber er faßte sich schnell. Mit dem Ausdruck des heftigsten Zorns bezeichnete er den Leibwächtern mit eigener Hand die ärgsten Schreyer, ließ sie ergreifen, und vor den Augen der übrigen hinrichten. Es waren dreyzehn an der Zahl. Sodann sprang er auf einen hohen Stuhl und hielt eine feurige Rede, in welcher er ihnen vorstellte: was für Leute sie ehemals gewesen, und welche sie jetzt seyen; wie er sie nie als seine Untergebenen, sondern immer als seine Freunde behandelt habe; wie er sich ihnen in allem gleichgestellt und eben so viele Wunden empfangen habe, als jeder von ihnen; welche Wohlthaten er ihnen erwiesen, und welche Reichthümer und Ehren den meisten von ihnen durch ihn zu Theil geworden seyen. „Und nun," schloß er, „nun war ich Willens, diejenigen unter euch, welche die Beschwerden des Krieges nicht weiter ertragen können, in solchen Umständen nach Hause zu schicken, daß sie den Neid eurer Landsleute erregen sollen. Jedoch, da ihr alle wegzugehen begehret, so gehet alle hin, und erzählet zu Hause, daß ihr euren König Alexander, nachdem er die Perser, Meder, Bactrier und Saken überwunden, nachdem er sich die Uxier, Arachoten und Dranglaner unterworfen und sich in den Besitz von Parthien, Chowaresmien und Hyrcanien gesetzt, nachdem er weit hinter den caspischen Pässen über den Caucasus gegangen, den Tanais, den Orus, und selbst den Indus, über welchen noch Niemand als Bacchus, gekommen, den Hydaspes, Acesines und Hydraotes durchsetzt,

auch über den Hyphasis gegangen seyn würde, wenn ihr nicht zu träge gewesen wäret; nachdem er durch beyde Ausflüsse des Indus bis in den Ocean geschifft und durch die gedrosischen Wüsten gedrungen, durch welche vorher noch Niemand glücklich mit einem Heere gekommen; nachdem er im Durchmarsche Carmanien und die Oriten bezwungen, nachdem seine Flotte das Meer von Indien bis Persien durchschifft, und ihr ihn bis nach Susa zurückgebracht: — gehet hin, sage ich, und erzählet, daß ihr ihn da verlassen und den von ihm überwundenen Barbaren zu bewachen übergeben habet. Das wird euch unstreitig bey den Menschen als eine Ehre und bey den Göttern als ein gutes Werk zugerechnet werden. Gehet hin!"

Mit diesen Worten sprang er vom Stuhle herab, und begab sich in seinen Palast; die Macedonier, von der Rede tief ergriffen, standen bestürzt da, und wußten nicht, welchen Entschluß sie fassen sollten. Zwey Tage lang ließ gewöhnlich sich der König nicht sehen. Am dritten ließ er die ausgewählten Perser zu sich kommen, vertheilte unter sie die Befehlshaberstellen, ordnete das persische Heer mit Beybehaltung der Namen in die, bey den Macedoniern eingeführten Haufen, und erwählte aus ihnen, nach der vorigen persischen Hofe gewöhnlichen Sitte, Einige, welche Verwandte des Königs hießen und diesen küssen durften. Nun hielten sich die Macedonier nicht länger, sie belagerten schaarenweise des Königs Thüre, flehten sein Mitleid an, und bathen, sich ihnen doch zu zeigen. Er kam endlich heraus, und der Anblick so vieler Knienden und Bittenden rührte ihn bis zu Thränen. Er verzieh ihnen alles. Da trat ein alter Oberster, Callines, zu ihm heran und sagte: „Das nur betrübt die Macedonier, daß du Perser zu deinen Verwandten gemacht hast und dich von ihnen küssen lassest, was du doch nie einem Macedonier erlaubt!" O ihr seyd ja alle meine lieben Verwandten! rief Alexander, und umarmte den Obersten, ließ sich auch von allen andern küssen, welche herantraten. Zum Schlusse gab er noch ein öffent-

liches Gastmahl, an dem das ganze Heer theilnahm, und wobey er mit seinen Freunden aus Einem Becher trank. Hier, erzählt Plutarch, setzte er zum Scherze Preise für die besten Trinker aus, und es sollen vierzig Gäste sich dabey zu Tode getrunken haben. Er ließ darauf noch eine Einladung an die Veteranen ergehen, welche nach Hause zurückkehren wollten. Es meldeten sich 10,000 Mann. Alexander ließ jedem Soldaten seinen Sold bis zur Ankunft in Macedonien, und schenkte jedem noch ein Talent auf die Reise; auch ertheilte er ihnen das Vorrecht, daß sie bey allen öffentlichen Festen und Spielen den Vorsitz führen sollten. Zu ihrem Führer auf der Rückkehr bestimmte er den Craterus, wogegen Antipater, der bisherige Verwalter Macedoniens und der dazu gehörigen europäischen Länder, ihm frische Truppen zuführen sollte.

XVIII. Er selbst zog von Susa nach Ecbatana, und hier ward sein geliebter Hephästion ein Opfer der unaufhörlichen Schmausereyen und Lustbarkeiten. Sein Tod setzte den König in solche Betrübniß, daß er unaufhörlich weinte, in drey Tagen nicht Speise noch Getränk zu sich nahm, und alle Tröstungen zurückwies. Der Leichnam ward mit nach Babylon geführt, und hier auf einem Scheiterhaufen verbrannt, der wegen seiner kostbaren Ausschmückung 10,000 Talente kostete. Auch sandte Alexander zum Orakel des Zeus Ammon, und ließ fragen, ob er den abgeschiedenen Freund als einen Heroen göttlich verehren dürfe, und das Orakel ertheilte dazu die Erlaubniß.

In Babylon, das von ihm zur Hauptstadt seines Weltreiches auserkoren war, wurden große Zurüstungen zu einer Umschiffung Afrika's, zu einer Untersuchung des caspischen Meeres, und zu mancher nützlichen Einrichtung gemacht; und wer weiß, wie manches Herrliche die Welt diesem unternehmenden Geiste noch verdankt haben würde, wenn nicht das Schicksal einen unerwarteten Eingriff in seine Plane gemacht hätte. An einem Abende, da er sich nicht wohl befand und sich früh niederlegen wollte, bath ihn ein

Freund, einem Nachtschmause beyzuwohnen, zu dem er eine große Gesellschaft eingeladen habe. Alexander wollte erst nicht, gab endlich doch nach, und am Morgen zeigte sich ein böses Fieber, das ihn am zehnten Tage wegraffte. Er starb den 11. Juny 323, im 33sten Jahre seines Alters, nach einer Regierung von 12 Jahren und 8 Monaten, und ließ sein treues Heer, das schon während seiner Krankheit die ausschweifendste Traurigkeit bezeigt, und von dem Viele noch an seinem Sterbetage, hineingelassen, ihm die Hand gereicht hatten, wie eine hirtenlose Heerde zurück.

Zum Beschlusse der Geschichte Alexanders des Großen mögen hier noch einige Züge von seinem Character stehen, mit denen der verständige Arrian seine Lebensbeschreibung schließt. „Alexander," sagt er, „war in allen seinen Bewegungen von einer ausnehmenden Hurtigkeit. Eine besondere Geschicklichkeit zeigte er darin, seine Feinde plötzlich zu überraschen, ehe noch jemand errathen konnte, was geschehen werde. Seine Fertigkeit, ein Heer zu stellen, zu bewaffnen und mit allem Nothwendigen zu versehen, übertraf alles. Dabey schien er ein ganz eigenes Ahnungsvermögen zu besitzen, und Niemand konnte in ungewissen Fällen besser unterscheiden, was zu thun sey, als er. Auch seinen Soldaten Muth zu machen, vorstand er wie keiner. Sein gegebenes Wort hielt er fest, und nie hat er Jemanden mit Betrug gefangen. Er verschwendete seine Schätze nicht zu eigener Vergnügung; dagegen war es ihm eine Freude, seinen Freunden damit Gutes zu thun. Er war sehr enthaltsam in Ansehung der körperlichen Ergötzungen, und in Betracht der geistigen nur des Lobes unersättlich. Auch wurden seine Trinkgelage nicht um des Weines willen angestellt, denn er trank dessen nicht viel, sondern aus Liebe zur Geselligkeit. Seinen persischen Hofstaat halte ich für einen Kunstgriff, sowohl gegen die Barbaren, damit ihnen ihr König nicht gar zu fremd vorkommen möchte, als auch gegen die Macedonier, um gegen ihre Heftigkeit und ihren Stolz eine Zuflucht zu haben. Findet aber dennoch Je-

mand das Selbstgefühl dieses Mannes tadelnswerth, so erwäge er doch auch, welche Stufe des Glückes derselbe erstiegen, und daneben erinnere er sich, wie klein er selbst sey, auf welche Kleinigkeiten er sein Leben verwende, und daß er auch diese nicht einmal mit der gehörigen Ordnung zu Stande bringe. Denn das glaube ich gewiß, daß in jenen Zeiten weder ein Volk noch eine Stadt, ja nicht einmal ein Mensch gewesen, zu dem der Name Alexanders nicht gedrungen sey. Und daher bin ich der Meinung, daß dieser Mann, der keinem andern Menschen zu vergleichen ist, nicht ohne eine göttliche Schickung sey geboren worden."

4.

Die Nachfolger Alexanders. Zertrümmerung des macedonischen Reiches.

I. Alexanders Tod war das Looszeichen zum Sturze der macedonischen Monarchie, dessen Gründer er gewesen war. Unter seiner ganzen nachgelassenen Familie war Niemand, der die Regierung des Reiches übernehmen konnte. Sein Sohn Alexander, der einzige rechtmäßige Erbe desselben, ward erst drey Monate nach seinem Tode von seiner Gemahlinn Roxane geboren; außerdem hinterließ er einen unächten, noch unmündigen Sohn, Hercules, und noch lebte sein unächter Stiefbruder, der blödsinnige Philipp Arrhidäus. Alexander selbst hatte nichts über die Thronfolge entschieden. Zwar hatte man ihn auf dem Todbette gefragt, wer sein Nachfolger seyn sollte; aber er antwortete bloß: „Der Würdigste." Auf solche Weise entflammte jetzt unter den Feldherrn Alexanders und den übrigen macedonischen Großen ein so wüthender Kampf um die Thronfolge, daß man selbst Alexanders Leichnam gegen 30 Tage ohne Einbalsamirung liegen ließ; und 22 Jahre (323 — 301) verflossen, ehe sich die Trümmer des alexandrischen Reichscolosses zu einzelnen selbstständigen Reichen bildeten.

II. Die lange unter einander uneinigen Heerführer erklärten zuerst den Philipp Arrhidäus, und nachher auch den nachgebornen Alexander zu Königen; die Vormundschaft und das Reichsverweseramt erhielt Perdiccas, welchem der sterbende Alexander seinen Siegelring übergeben hatte. Dieser, um vorläufig die übrigen Befehlshaber zu gewinnen, vertheilte nun die wichtigsten Provinzen des weitläufigen Reiches unter sie. Bey dieser Vertheilung treten besonders hervor: Ptolemäus (zugenannt Lagi, Sohn des Lagus,) dem das reiche und sichere Aegypten zufiel; Craterus, mit den Veteranen auf dem Rückzuge begriffen, und Antipater, welche beyde die Lenkung des heimathlichen Macedoniens und Griechenlands erhielten; Antigonus, welcher die herrlichen Provinzen Vorderasiens, Großphrygien, Lycien und Pamphilien, behielt; Lysimachus, dem Thracien, Leonnatus, dem Kleinphrygien am Hellespont, und der Nichtmacedonier Eumenes aus Cardia, dem Cappadocien und Paphlagonien zugewiesen wurden. Zugleich erhielt der General Arrhidäus (mit dem oben genannten Prinzen nicht zu verwechseln) den Auftrag, das Leichenbegängniß Alexanders zu besorgen, und den balsamirten Körper mit möglichster Pracht zum Tempel des Zeus Ammon in der ägyptischen Wüste zu geleiten.

III. Die ersten Unruhen erhoben jetzt die Griechen, welche das macedonische Joch abschütteln wollten. Gegen die nach Asien verpflanzten ward von Perdiccas der tapfere Python gesendet, der sie bald wieder zum Gehorsam brachte. In Europa waren die Rhodier die ersten, welche die macedonische Besatzung verjagten; ihnen folgten die Athener, denen sich eine Menge Bundesgenossen beygesellten, namentlich alle Aetolier und die meisten Thessalier. Diese Kühnheit zu bestrafen, zog der alte Antipater, — welcher bereits 330 bey Megalopolis im Peloponnes über den spartanischen König Agis, der die genannte Stadt belagert hatte, einen glänzenden Sieg erfochten — eine Macht zusammen, die jedoch der vereinigten griechischen nicht ge-

wachsen war. Er ward bey dem Paß von Thermopylä von dem Athener Leosthenes geschlagen, und mußte sich in die feste Stadt Lamia, im südlichen Thessalien, flüchten. Von der Belagerung dieser Stadt führt der Krieg den Namen des Lamischen. Hier ward Antipater vom Hunger zu Friedensanträgen gezwungen; aber die stolzen Athener verwarfen jede Capitulation, und verlangten Ergebung auf Gnade und Ungnade. Indessen erschien zu seiner Hülfe Leonnatus mit 20,000 Mann aus Asien, und nöthigte dadurch die Griechen, die Belagerung aufzuheben und ihm entgegen zu gehen. Trefflich unterstützt von den thessalischen Reitern, schlugen sie sein Heer, ehe es sich mit Antipater vereinigen konnte, und tödteten ihn selbst. Aber eine zweyte Hülfe aus Asien, unter des tapfern Craterus Anführung, gab dem Antipater Stärke genug, den Griechen bey Cranon eine Hauptschlacht zu liefern, und hier trug die Ueberlegenheit der Truppenzahl und die Kraft des macedonischen Phalanx über die Gewandtheit der thessalischen Reiterey den Sieg davon. Die Ueberwundenen schickten Gesandte an den Sieger, um wegen gütlicher Beylegung des Krieges zu unterhandeln. Antipater antwortete: er werde keinen allgemeinen Frieden schließen, und es soll daher jeder Staat seine Abgeordneten besonders schicken. Eine Zeitlang widerstand man hierauf noch; als aber eine thessalische Stadt nach der andern überging, fürchteten sich die andern so sehr, daß jede besonders um Frieden bath. Sie erhielten ihn alle, bis auf die Athener und Aetolier, welche zuletzt in den Waffen blieben. In kurzem stand Antipater vor den Thoren Athens. Seine Flotte hatte die athenische schon früher geschlagen; darum waren die Bürger jetzt in derselben Noth, wie einst zu Lysanders Zeiten. Auf ihre Friedensanträge schallte ihnen jetzt ihr eigener Bescheid an Antipater vor Lamia höhnend entgegen. Und kein Entsatz war zu hoffen. Sie mußten wirklich die Stadt auf Gnade nnd Ungnade übergeben; doch war ihr Schicksal leidlich. Antipater, die eigene Unsicherheit wohl erwä-

gend, trug mit Recht Bedenken, durch eine harte Behandlung der ersten Stadt Griechenlands seinem Rufe zu schaden. Er ließ einem jeden das Seine, richtete bloß eine oligarchische Regierung ein, und bot allen güterlosen Bürgern, deren Müßiggang und Hunger nach abgeschaffter Democratie allein zu fürchten war, Ländereyen in Thracien an; die Zurückbleibenden aber mußte eine macedonische Besatzung in Munychia in Unterwürfigkeit halten. So traurig endigte der Versuch, die Freyheit wieder zu erringen, und zugleich fand der unermüdete Verfechter derselben, Demosthenes, seinen Untergang. Er wollte sich der Todesstrafe, die das vor den Macedoniern zitternde Volk gegen ihn verhängte, durch die Flucht entziehen; aber nachgesandte macedonische Krieger fanden ihn im Tempel des Poseidon auf der Insel Calauria. Als ihm jetzt nur die Wahl blieb, in des harten Antipater Gewalt zu fallen, oder sich selbst den Tod zu geben, sog er Gift aus seiner Schreibfeder und starb (322). Dagegen war Phocion, wegen seiner den Macedoniern günstigen Gesinnung, von Antipater an die Spitze der Verwaltung gestellt worden und, er benutzte sein großes Ansehen bey demselben zum Heile seines Vaterlandes, und erleichterte dadurch den duldenden Gehorsam, den er den Athenern immer empfohlen hatte.

IV. Während dieses in Griechenland geschah, hatte Perdiccas in Asien das königliche Heer mit der Bekriegung einiger rebellischen Völker beschäftigt. Jetzt ging er damit um, sich zum Oberherrn der ganzen Monarchie zu machen. Eine Tochter Antipaters, die er zur Ehe begehrte und erhielt, sollte ihm die Unterstützung des allverehrten Vaters sichern. Mit zunehmendem Glücke wuchs aber seine Kühnheit: er ließ nun auch Alexanders des Großen Schwester Cleopatra zu sich kommen, vielleicht um sie an die Stelle jener, die er verstieß, zu setzen. Dieß erregte großen Unwillen. Antigonus schiffte sich sogleich nach Europa ein, und machte den alten Antipater mit den Planen des

treuloſen Schwiegerſohnes bekannt. Dieſer ſchloß alsbald Frieden mit den noch unbezwungenen Aetoliern, und berieth ſich mit ſeinen Freunden Craterus und Antigonus über die zu nehmenden Maßregeln. Man beſchloß, mehr Truppen anzuwerben, und den verwegenen Perdiccas mit bewaffneter Hand ſeiner Regentſchaft zu entſetzen, zugleich auch mit dem Statthalter Aegyptens Ptolemäus zu demſelben Zwecke ein Bündniß zu knüpfen. Dieſer machte ſich bey den Macedoniern dadurch beliebt, daß er den Leichnam Alexanders, ſtatt ihn nach dem Tempel des Zeus Ammon bringen zu laſſen, zuerſt in Memphis beyſetzen, und dann nach Alexandria bringen ließ, wo er ihm eine eigene Begräbnißſtätte erbaute. *)

*) Erſt um dieſe Zeit, zwey Jahre nach Alexanders Tode, wurde deſſen Leichnam an den Ort ſeiner Ruhe gebracht. So lange nämlich ging es her, bis die griechiſchen Künſtler mit den prächtigen Werken fertig wurden, durch welche die Fortſchaffung und Beyſetzung der berühmten Leiche gefeyert werden ſollte. Eine vollſtändige Beſchreibung derſelben hat uns Diodor von Sicilien aufbehalten. Das Geringſte unter allem dem Koſtbaren war vielleicht noch der Sarg, obwohl er ganz von Gold und bis zur Hälfte mit den ſelteſten Specereyen gefüllt war. Der Wagen, auf dem er abgeführt werden ſollte, war ein eigens dazu verfertigtes Kunſtwerk, mit Gold und Edelſteinen geſtickten Teppichen und Gemälden bewundernswürdig ausgeſchmückt. Kaum mochte der lebende Held auf ſeinen Zügen ſo ſehr die Neugier an ſich gelockt haben, als jetzt ſein Leichenwagen that. Der ganze Weg von Babylon nach Aegypten, mehrere hundert Meilen lang, war, ſo wie ihn der glänzende Zug berührte, mit Menſchen überſäet. Aus allen Städten liefen ihm die Einwohner zu und nach, und ſchon an der Grenze von Syrien kam ihm Ptolemäus, der Statthalter von Aegypten, mit ſeiner ganzen Macht entgegen. Er ließ den Leichnam nach der von dem Verſtorbenen erbauten Stadt Alexandria bringen, errichtete ihm hier einen prächtigen Tempel, und feyerte

Zwar trachtete er in seiner Statthalterschaft, zu der er bereits Cyrene erobert hatte, eben so gut nach Unabhängigkeit, als Perdiccas in seiner Regentschaft; aber er wollte nicht wie dieser, durch Schrecken und Gewalt, sondern auf dem Wege der Volksliebe zu seinem Ziele gelangen. Wie richtig sein sanfter Sinn ihn hierin geleitet habe, zeigte sich bald. Denn als man erfuhr, er sey dem Bündniß Antipaters und Craterus beygetreten, und Perdiccas nun in eigner Person nach Aegypten zog, fand Ptolemäus bey weitem die meisten Anhänger. Ja, die Unzufriedenheit der Macedonier mit Perdiccas ward zuletzt so groß, daß einige Reiter ihn im Lager bey Memphis in seinem Zelte ermordeten (321). Den Tag nach dieser Begebenheit stellte sich Ptolemäus im Lager ein, grüßte die Macedonier freundlich, entschuldigte sich wegen seines Verhaltens, und versorgte die Ausgehungerten mit einem Ueberflusse von Lebensmitteln. Kein Wunder, daß er jetzt der Allgeliebte ward, und leicht hätte er an Perdiccas Stelle die Vormundschaft über die Könige erhalten können. Allein weislich zog er den sichern Besitz Aegyptens dem unsichern jener vielbeneideten Würde vor, und indem er der Klugheit das Gewand des Edelmuths lieh, bewirkte er, daß jene Stelle dem Python und dem Arrhidäus gegeben ward. — Gleich darauf lief die Nachricht ein, daß Eumenes, welchen Perdiccas dem Heere des Craterus in Asien entgegen geschickt, dieses Heer geschlagen und seinen Anführer getödtet habe.

V. Es wollte indessen noch immer kein gegenseitiges Vertrauen unter den vielen Theilnehmern an dem großen Bunde wurzeln. Jetzt erhob gar weibliche Herrschsucht

---

die Beysetzung desselben mit Opfer und prächtigen Spielen. Dafür — fügt Diodor hinzu — erhielt er denn auch reiche Vergeltung von Göttern und Menschen, und all sein Unternehmen gelang.

ihre Stimme dazwischen. Eurydice, des blödsinnigen Philipps Gemahlinn, wollte sich in die Regierung mengen, und dieß bewog die beyden Vormünder Python und Arrhidäus, ihr Vormundschaftsamt nach kurzer Führung niederzulegen. Es vereinigten sich daher die Feldherren zu Trisparadisus in Syrien über eine neue Theilung, in Folge deren Antipater zum Reichsverweser und Vormund der Könige, Seleucus, einst Anführer der Reiterey, zum Statthalter von Babylon ernannt, und Eumenes, den Antigonus in Gemeinschaft mit Antipaters Sohne Cassander bekriegen sollte, in die Acht erklärt wurde. Antipater entfernte sogleich die Eurydice, so wie er schon vorher die herrschsüchtige Mutter Alexanders des Großen, Olympias, nach Epirus zu gehen genöthigt hatte.

Eumenes erlitt bey Orcinii in Cappadocien eine Niederlage, und warf sich hierauf in das feste Bergschloß Nora, befreyte sich aber aus demselben, indem er bey den Unterhandlungen den Antigonus, der ihn für sich zu gewinnen suchte, hinterging. Er änderte nämlich den Eid, den er beschwören sollte, und statt sich bloß gegen Antigonus zu verpflichten, gelobte er den Königen und ihren Freunden Treue. Damit waren die belagernden Macedonier zufrieden; sie entließen ihn, und Antigonus erfuhr zu spät, wie er getäuscht worden sey.

VI. Antipater starb bald, nachdem er seine Würde angetreten hatte, (319). Er bestellte, vielleicht gezwungen, mit Uebergehung seines Sohnes den alten und schwachen Polysperchon zum Reichsverweser, und dieser rief, um sich in Macedonien zu behaupten, Antipaters alte Feindinn, Olympias, aus Epirus herbey. Allein nun ergriff der von seinem Vater übergangene Cassander die Partey des Antigonus, und wirkte dem Königshause entgegen. Polysperchon verband sich dagegen mit Eumenes, den er zum Anführer der Truppen in Asien machte; und um sich die Griechen geneigt zu machen, forderte er diese auf, Antipaters Besatzungen zu vertreiben und ihre väterliche Freyheit

wieder herzustellen. Die Athener vertrieben wirklich die Besatzungen, stellten die Democratie wieder her, und verurtheilten den greisen Phocion nebst einigen seiner Freunde als Verräther des Vaterlandes zum Giftbecher *). Allein diese Freude dauerte nicht lang; denn bald nachher bemächtigte sich Cassander der Stadt, beschränkte die Volksherrschaft wieder, und machte den gelehrten aber schwelgerischen Demetrius Phalereus, Phocions Freund, zum Verwalter der Regierung. Polysperchon konnte nichts ausrichten, und verlor alles Ansehen und Zutrauen.

---

*) Phocion zeigte hiebey jene leidenschaftslose Ruhe, die er seinem Vaterlande, als die einzige demselben übrig bleibende Würde, immer einzuflößen gesucht hatte. Einer der mit ihm Verurtheilten war untröstlich. „Ey," sagte Phocion ruhig, „ist es dir nicht lieb, daß du mit Phocion zugleich stirbst?" Als man im Gefängnisse fragte, ob er noch etwas an seinen Sohn zu bestellen habe, sagte er: „ja, ich befehle ihm, meinetwegen niemals an den Athenern Rache zu nehmen." Als der Gerichtsdiener mit dem großen Giftbecher hereingekommen war, fing die Gesellschaft an, nach der Reihe herum zu trinken, und als der Becher zuletzt an Phocion kam, reichte die Portion nicht mehr hin; und doch wollte der Diener nichts frisches mehr holen, weil das Pfund zwölf Drachmen koste. „O gebt ihm doch das Geld!" sagte Phocion zu seinen umstehenden, weinenden Freunden. „Man kann also," fuhr er lächelnd fort, „in Athen nicht einmal umsonst sterben!" Man schaffte aus Haß seinen Leichnam auf das benachbarte Gebiet von Megara, wo, nach geschehener Verbrennung, eine Frau seine Gebeine nach Hause trug, und mit den Worten neben ihrem Herd vergrub: „Dir, heilige Stelle, vertraue ich den Rest eines rechtschaffenen Mannes an; du wirst ihn dem väterlichen Begräbnisse wiedergeben, wenn die Athener werden klüger geworden seyn." Sie hatte wahr geredet. Die Athener bereuten nur zu bald die That, setzten ihm eine Statue von Erz, und ließen seine Ankläger hinrichten.

Eumenes, in Asien beschäftigt, suchte durch reichen Sold und ungemessene Verehrung gegen den abgeschiedenen Alexander sein Heer sich treu zu erhalten, das Antigonus und Ptolemäus ihm entreissen wollten. Aber seine Flotte, die er sich in Phönicien gesammelt hatte, wurde geschlagen; und als er sich in das innere Asien zurückzog, rief Seleucus den Antigonus gegen ihn herbey. Tapfer hielt sich Eumenes in den Gegenden am Tigris; und welche List auch Antigonus gegen ihn aufbieten mochte, immer verstand es Eumenes, sich durch größere Verschlagenheit und Feldherrnkunst in Vortheil zu setzen. Zweymal siegte er. Als jedoch in der letzten Schlacht das stolze Corps der Argyraspiden Gepäck, Weiber und Kinder an Antigonus verlor, so ließ es sich bewegen, gegen Rückgabe derselben den Eumenes auszuliefern, nach dessen Hinrichtung Antigonus die Truppen zum größten Theile dem seinigen einverleibte (315). Auf diese Weise hatte das Königshaus seinen letzten treuen Freund verloren.

VII. Im Innern wüthete die ergeizige Olympias. Der ohnmächtige Philipp Arrhidäus war gefangen genommen worden, bald darauf ergriff man auch seine Gemahlinn Eurydice, und Polysperchon war schwach genug, beyde der Rache des wüthenden Weibes zu überlassen. Olympias ließ, nach langem und schmählichem Gefängniß, den armen Philipp von gedungenen Thraciern mit Pfeilen erschießen; der Eurydice schickte sie ein Schwert, einen Strick und einen Giftbecher. Diese bath, in Gegenwart des Ueberbringers, die Götter, der Olympias einst gleiche Geschenke zu senden, und nachdem sie den Leichnam ihres Gemahls, so gut es die Umstände verstatteten, eingehüllt, und die Wunden desselben verbunden hatte, erhängte sie sich an ihrem Gürtel. Da die rachsüchtige Mörderinn einmal im Zuge war, und jetzt die Macht in Händen hatte, so ließ sie zunächst den ganzen Grimm ihrer Leidenschaft an der Familie ihres Feindes Antipater aus. Gegen hundert vornehme Macedonier, die einst ihm und jetzt seinem

Sohne Caſſander anhingen, wurden auf ihren Befehl ermordet. Doch bald erfuhr ſie ſelbſt an ſich die Wirkungen des Beyſpiels, das ſie gegeben. Denn auf die Nachricht von ihren Grauſamkeiten hielt Caſſander alsbald mit Bezwingung des Peloponneſes, die ihn damals beſchäftigte, inne, und zog mit ſeinem Heere nach Macedonien hinauf. Polyſperchon, immer mehr von ſeinen Truppen verlaſſen, mußte ſich zurückziehen. Olympias warf ſich mit dem ganzen Reſt der königlichen Familie in das feſte Pydna. Hier belagerte ſie Caſſander bis ins zweyte Jahr. Die Eingeſchloſſenen fütterten zuletzt ihre Elephanten mit Sägeſpänen, und aßen die verhungerten Leichname ihrer eigenen Mitbrüder. Da ergab ſich Olympias; ſie ward verhaftet, und nach längerer Zeit in ihrer Haft überfallen und ermordet (316). Roxane und ihr kleiner Sohn Alexander wurden in die Burg von Amphipolis in engen Gewahrſam gebracht, alles Umgangs beraubt, und der junge Prinz faſt weniger als bürgerlich erzogen. Caſſander ſelbſt vermählte ſich mit Alexanders des Großen jüngerer Schweſter Theſſalonice, und beherrſchte jetzt Macedonien und den größten Theil von Griechenland.

VIII. Im Oſten hob ſich unterdeſſen die Macht des Antigonus immer mehr, beſonders nachdem die Schätze von Ecbatana und Suſa in ſeine Hände gefallen waren. Er vertrieb den Seleucus aus Babylon, unterwarf ſich faſt alle Statthalter Aſiens, und kehrte mit einem furchtbaren Heere nach Vorderaſien zurück. Gern hätte er ſich mit Ptolemäus, Caſſander und Lyſimachus ausgeſöhnt; aber dieſe verlangten Theilung der königlichen Schätze und Anerkennung ihrer Provinzen. Antigonus, nicht geſonnen, ſolchen Forderungen nachzugeben, zog gegen Ptolemäus, der ihm vorſichtig Syrien und Phönicien, die er kurz vorher mit Aegypten vereinigt hatte, preisgab, und beabſichtigte auch, dem Polyſperchon gegen Caſſander zu Hülfe zu kommen, als ſein 22jähriger Sohn Demetrius, welchen er gegen Ptolemäus geſendet hatte, bey Gaza (312) ge-

schlagen wurde. Er war daher zur Rückkehr nach Syrien gezwungen, gewann in kurzem dieses Land wieder, konnte aber nicht hindern, daß sich Seleucus noch im nämlichen Jahre nach Babylon durchschlug und die ganze Statthalterschaft eroberte, deren Einwohner ihm mit Liebe entgegen kamen, da sie sich alle noch mit Vergnügen seiner frühern sehr gelinden Verwaltung erinnerten; von hier aus eroberte er bald die großen Reiche Susiana und Medien, und dehnte in den folgenden Jahren seine Herrschaft bis nahe an Indien aus, weßhalb er den Beynamen Nicanor oder Nicator, der Sieger, erhielt. *)

Einen solchen Feind im Rücken, sah Antigonus sich genöthigt, sich mit seinen übrigen Gegnern zu vergleichen (311) Diese machen billige Bedingungen; sie erkennen den Antigonus als Herrn von Asien, und lassen sich bloß das Ihrige bestätigen: Lysimachus behält Thracien, Ptolemäus Aegypten, Cassander bleibt Feldherr in Europa bis zur Mündigkeit des jungen Alexander, und die griechischen Republiken sind frey. So hatte man Frieden, doch nur auf kurze Zeit.

IX. Cassander athmete nicht frey, so lange noch ein Sprößling des angebeteten Alexander lebte. Daher benützte er den jetzigen Frieden, die gewagte That zu begehen. Der Befehlshaber des Gefängnisses zu Amphipolis mußte auf seinen Befehl ganz in der Stille die Roxane und ihren 12jährigen Sohn Alexander tödten und begraben (311); und zwey Jahre später schloß er sogar mit dem alten Polysperchon Frieden unter der geheimen Bedingung, daß dieser den 17jährigen Hercules, des großen Alexanders unächten Sohn, gleichfals und zwar durch Gift, aus dem Wege räumte (309). Mit dieser schlechten That trat Polysperchon vom öffentlichen Schauplatze

*) Von dem Jahre 312, als dem der Wiedereroberung Babylons durch Seleucus, beginnt die Aere der Seleuciden.

ab, um den Rest seiner Tage als Privatmann zu verleben.

Cassanders vornehmste Stütze bey so vielen Ungerechtigkeiten war seine kluge Vermählung mit Thessalonice, Alexanders jüngerer Schwester. Die ältere, Cleopatra, lebte noch zu Sardes, und auch durch ihre Hand hatten viele zur Erbschaft ihres Bruders zu gelangen versucht. Jetzt erfuhr Antigonus, daß auch der ägyptische Ptolemäus ihr Heirathsvorschläge habe machen lassen, und daß sie diesem geneigt sey. Da befahl er seinem Befehlshaber in Sardes, sich ihrer Abreise zu widersetzen, und dann sie durch gewisse Weiber umbringen zu lassen. Dieß geschah (308); und damit niemand seinen Antheil an dieser That ahnen möchte, ließ er nicht nur die Ermordete königlich bestatten, sondern auch die Weiber, deren er sich zum Morde bedient hatte, öffentlich hinrichten.

X. Jetzt entbrannte der Streit zwischen Antigonus und Ptolemäus, und der Vorwand desselben ward die Herstellung Griechenlands. Antigonus schickte seinen Sohn Demetrius mit einer Flotte nach Athen, um den griechischen Städten ihre Unabhängigkeit zu verschaffen. Dieser junge, für die griechische Vorwelt begeisterte Mann, in dem etwas von Alcibiades Geiste flammte, übernahm den Auftrag eben so gerne, als er ihn geschickt ausführte (307). Er vertrieb den Demetrius Phalereus, gab Athen seine alte democratische Verfassung wieder, und schien die alte Macht dieses Staates wieder herstellen zu wollen. Die Athener äußerten ihre Dankbarkeit und Begeisterung für ihn auf überschwengliche Weise. Sie nannten ihn und seinen Vater Könige, stellten ihre Standbilder neben denen des Harmodius und Aristogiton, machten sie zu ihren Schutzgöttern, errichteten auf der Stelle, wo Demetrius vom Schiffe gestiegen, einen Altar, und beschlossen, denselben künftig wie ein göttliches Orakel zu befragen. Demetrius berauschte sich in diesen Schmeicheleyen seines geliebten Athen, und war nach ähnlichem Danke von dem ganzen

Griechenlande lüstern, als sein Vater ihn abrief, um den Beherrscher Aegyptens aus dem von ihm seit 313 erworbenen Besitze Cyperus zu verdrängen. Hier trat Demetrius so mächtig auf, und entwickelte in der Belagerung von Salamis seine Erfindungskraft in der Aufstellung neuer und eigenthümlicher Belagerungsmaschinen in solcher Weise, daß ihm der Beyname Poliorcetes (Städtebezwinger) zu Theil ward. Als Ptolemäus mit seiner Flotte erschien, errang Demetrius mit seinen durch Größe und andere zweckmässige Einrichtungen ausgezeichneten Schiffen und durch seine Tapferkeit den Sieg (307). Der Milesier Aristodemus, der mit der Nachricht davon an den Vater des jungen Helden gesandt ward, eröffnete seine Botschaft mit den Worten: „Glück zu, König Antigonus!" Diese Anrede fand soviel Beyfall, daß Antigonus sie von jetzt an von jedermann verlangte; und er gab auch dem nächsten Briefe an seinen Sohn die Aufschrift: „An den König Demetrius." Ptolemäus konnte nun auch nicht weniger heissen wollen; und gleich nach ihm nahmen auch Lysimachus, Seleucus und Cassander den königlichen Titel an.

XI. Der letztere hatte unterdessen seine Macht in Griechenland wieder weit ausgebreitet, und, bis auf Sparta, Aetolien und Athen, sich alles unterworfen. Da erschien Demetrius, drängte Cassandern nach Thessalien zurück, und berief, wie einst Philippus und Alexander, eine Versammlung nach Corinth, auf der er sich zum Oberfeldherrn der Griechen gegen Macedonien ernennen ließ. Wirklich bestand seine gesammte Macht aus 65,000 Mann. Cassander schickte Friedensvorschläge nach Asien. Aber der nun 80jährige Antigonus ließ ihm antworten: ohne eine unbedingte Uebergabe seiner Länder und seiner Person sey an Frieden nicht zu denken. Diese Antwort öffnete den Nachbarn Cassanders über des Antigonus Absichten und ihre eigene Unsicherheit die Augen, und sie traten auf's neue in ein Bündniß gegen denselben zusammen. Lysimachus fiel zuerst aus Thracien in Kleinasien ein, und Seleucus

kam mit mehr als 100 Sichelwagen und der bisher unerhörten Zahl von 480 Elephanten, die er unlängst in einem Friedensschlusse von dem Indianerkönig Sandrocottus erhandelt hatte. Beyde vereinigt lieferten dem alten Antigonus und seinem Sohne Demetrius bey Ipsus in Phrygien eine Schlacht, und zwar mit solchem Glücke, daß Antigonus selber blieb, Demetrius aber von dem ganzen geschlagenen Heere nicht mehr als 4000 Reiter und 5000 Fußgänger nach der Meeresküste retten konnte (301). Die beyden Sieger theilten das schöne asiatische Reich unter sich, ohne sich um ihre abwesenden Bundesgenossen zu bekümmern. Lysimachus behielt ganz Kleinasien für sich; Seleucus vereinigte Syrien, Mesopotamien und Armenien nebst noch einigen kleinen Länderstrichen mit seinem schon riesenmäßigen obern Reiche.

XII. Demnach gingen — da das Reich des Lysimachus mit seinem Tode aufhörte, selbstständig zu seyn, — drey große Reiche aus der zersplitterten Monarchie Alexanders des Großen hervor: das macedonische, das die Herrschaft über Griechenland fortzubehaupten suchte, das der Seleuciden in Syrien, und das der Ptolemäer in Aegypten. Was übrig blieb, bildete die kleinen Nebenreiche von Bithynien, Galatien, Paphlagonien, Pontus, Cappadocien, Klein- und Groß-Armenien, und Judäa; dann Pergamum, Parthien und Bactrien, welche sich vom syrischen Reiche losrissen. — Fast alle diese Reiche wurden allmählig von den Römern bezwungen, und ihre Geschichte verliert sich früher oder später in den Alles verschlingenden Strom der römischen Begebenheiten.

Aus der Geschichte dieser Staaten wollen wir hier nur die weitern Schicksale des Demetrius Poliorcetes und dann Einiges aus der Geschichte Aegyptens, Syriens, Macedoniens und Griechenlands kurz erzählen. (Die Geschichte Judäa's wird im nächsten Bande bey der Erzählung von der Stiftung des Christenthums nachgeholt werden.)

5.

Demetrius Poliorcetes.

I. Demetrius richtete nach der Schlacht bey Ipsus seine Hoffnung auf Athen; dahin wollte er von Ephesus aus segeln. Allein er schiffte noch zwischen den Cycladen herum, als schon die Athener ihrem Schutzgotte Gesandte entgegenschickten, ihm zu sagen, daß sie jetzt neutral zu bleiben wünschten, und deßhalb seine Gemahlinn nebst ihrem Hofstaate bereits nach Megara hätten geleiten lassen. Demetrius knirschte; und um doch seiner Mannschaft Unterhalt zu verschaffen, segelte er nach dem Chersonesus hinauf, und plünderte des Lysimachus Staaten. So mußte der, der vorher Griechenland die Freyheit geschenkt hatte, nun, von Griechenland verbannt, unter thracischen Horden ein Räuberleben führen.

Unterdessen sah sich der neue König von Syrien, der seinen Nachbarn Ptolemäus und Lysimachus nicht traute, nach einem tüchtigen Bundesgenossen um, und erinnerte sich des irrenden Demetrius. Er wirbt nun um dessen noch sehr junge Tochter Stratonice, und ladet ihn selbst zur Hochzeit ein. Freudig segelt Demetrius nach Cilicien, giebt die Tochter dem Seleucus, nimmt mit dessen Hülfe das Land, an dessen Küste er gelandet, dem rechtmäßigen Besitzer weg, und ist nun auf einmal wieder König über ein reiches und fruchtbares Küstenland.

Jetzt gedachte er wieder an Athen. Er hörte, in der Stadt sey ein Bürgerkrieg entstanden, ein gewisser Lachares habe sich zum Tyrannen aufgeworfen, und große Noth herrsche dort. Sogleich segelte er mit einer Flotte vor den Pyräus, nahm alle Schiffe weg, welche den Athenern Getreide zuführen wollten, und brachte in der Stadt eine furchtbare Hungersnoth hervor. Der Philosoph Epicur zählte sich und seinen Schülern aus einem mit Bohnen gefüllten Beutel eine bestimmte Anzahl zur täglichen Ernährung vor. Die Aermsten aßen Gras und Blätter. Endlich öff-

nete man zitternd die Thore. Demetrius zog ein, ließ das ganze Volk sich auf dem Marktplatze versammeln, und es mit Soldaten umringen. Darauf bestieg er die Rednerbühne, und warf seinen geliebten Athenern in den sanftesten Ausdrücken ihre Treulosigkeit vor, erklärte ihnen dann seine Verzeihung, stellte die Freyheit wieder her, und schenkte den armen Verhungerten 100,000 Schäffel Getreide. Von da zog er nach Sparta, schlug die Spartaner, und gebot nun über den ganzen Peloponnes.

II. Um diese Zeit (298) starb Cassander, und hinterließ sein macedonisches Reich seiner Gemahlinn Thessalonice und seinen drey Söhnen, von denen jedoch einer, Philipp, sehr bald starb. Unter den zurückgebliebenen stiftete die Herrschsucht Zwietracht an; der ältere, Antipater, hatte seine Mutter in Verdacht, daß sie den jüngern ihm vorziehe, und ließ sie, die letzte Schwester Alexanders des Großen, ermorden; und der jüngere, Alexander, rief aus Furcht den Pyrrhus von Epirus und den Demetrius zu Hülfe. Pyrrhus traf zuerst ein und vertrieb den Muttermörder, eignete sich aber auch für seine Mühe ein ansehnliches Stück von Macedonien zu. Alexander mußte es geschehen lassen, und freute sich nur, daß er von seinem Bruder befreyt war. Aber nun kam auch noch Demetrius mit Truppen an. Ihn abzuweisen, war sehr gewagt, und doch konnte Alexander seine Hülfe nun nicht mehr brauchen. Er ging ihm daher sehr verbindlich entgegen, lud ihn unter den größten Freundschaftsbezeigungen zur Tafel, und ein feiges Mißtrauen gab ihm den Plan ein, Meuchelmörder gegen ihn zu dingen. Doch Demetrius schöpfte Verdacht, ließ den Speisesaal mit Bewaffneten füllen, und als Alexander den zweyten Mord an ihm versuchen wollte, kam er ihm zuvor, und ließ ihn niederhauen. Die Macedonier riefen ihn sogleich an Alexanders Stelle zum Könige aus. Demetrius vergaß gern sein unsicheres Cilicien, und ward nun Herr von Macedonien, Thessalien, und einem großen Theile von Griechenland.

Aber seine Herrschaft in diesen Ländern weise und friedlich zu befestigen, war seine Sache nicht. Er brachte fast alle seine Macedonier unter die Waffen, führte mit den Aetoliern und Pyrrhus Krieg, und nahm ein höchst übermüthiges, tyrannisches Betragen an. In seinem Anzuge ahmte er den morgenländischen Despoten nach, seiner hülfesuchenden Unterthanen Bittschriften warf er ungelesen ins Wasser, die Gesandten der Athener ließ er zwey Jahre lang auf Antwort warten, und einen spartanischen fuhr er mit den Worten an: Was? nur Einen Gesandten schicken mir die Spartaner? „Ja," antwortete dieser kurz, „Einen an Einen."

Nach einer siebenjährigen Regierung in Macedonien gab ihm sein Glück den Gedanken ein, das große asiatische Reich seines Vaters Antigonus wieder herzustellen, das in der Schlacht bey Ipsus verloren gegangen war. Damit aber zog er das Bündniß von ehemals wieder gegen sich zusammen. Noch ehe er mit seinen gewaltigen Kriegsmaschinen und fünfzehnrudrigen Schiffen fertig war, fiel ihm ein König nach dem andern ins Land. Seine Soldaten, seiner Herrschaft überdrüßig, gingen schaarenweise zu Pyrrhus und Lysimachus über; unter Ptolemäus Beystand machten die griechischen Städte sich frey; und der Glückliche sah sich nun plötzlich wieder so vom Glücke verlassen, daß er sein Heil nur in einer schimpflichen Flucht fand (287). In sein schönes Reich theilten sich sogleich Pyrrhus und Lysimachus; Demetrius sah es nie wieder.

III. Und doch schien das Glück ihn noch einmal erheben zu wollen. Indem er auf seiner Flucht in den griechischen Städten umherzog, lockte sein berühmter Name und die Beute, die seine Züge versprachen, eine Menge herrenloses Gesindels unter seine Fahnen. Er brachte wieder eine Flotte zusammen, und glaubte stark genug zu seyn, um nach Asien übersetzen und dem Lysimachus Carien und Lydien wegnehmen zu können. Sein Heer vermehrte sich, viele Städte unterwarfen sich willig, Demetrius schöpfte

wieder neue Hoffnungen; er vermählte sich noch mit einer Tochter des Ptolemäus, und bereicherte seine Soldaten durch Plünderungen. Aber sein Herumkreuzen in Asien machte seinem Schwiegersohne Seleucus viele Sorgen; aus dem geheimen Mißtrauen entstand bald offene Feindschaft, und Demetrius hatte den Schmerz, sein von Seuchen schon geschwächtes Heer fast ganz zu Seleucus übergehen sehen. Dazu kam, daß ihn selber eine Krankheit niederwarf. In dieser Noth wagte er es, sich dem Seleucus zu ergeben. Er ward schonend aufgenommen, und nach Cherrones in Syrien gebracht. Eine Gefangenschaft also, in der er jedoch königlich behandelt wurde, war das Ende seines unruhigen und wechselvollen Lebens. Er vertrieb sich die Zeit mit Jagen, Spielen und Trinken, und starb im dritten Jahre seiner Haft, und im fünf und fünfzigsten seines Alters (284).

6.

Aegypten unter den Ptolemäern.

I. Ptolemäus hatte sich in dem Kampfe mit den übrigen Feldherren Aegypten, das ihm nebst Libyen, einem Theile von Arabien und Palästina gleich nach Alexanders Tode (323) als Statthalterschaft zugetheilt worden war, als ein eigenes unabhängiges Königreich zu verschaffen gewußt. Mit diesem Besitze zufrieden, suchte er nichts weiter zu erobern, als Cyrene, dann Phönicien und Cölesyrien, die ihm wegen ihrer Holzungen unentbehrlich waren, und endlich die Insel Cyprus wegen seiner Seemacht. Dagegen war er nun vor allem darauf bedacht, Aegypten zum Hauptsitze des Welthandels und der Wissenschaften zu machen.

Die fortdauernde Ruhe, welche Aegypten unter der fast 40jährigen Regierung des Ptolemäus genoß, hätte selbst unter einem mittelmäßigen Regenten den Flor dieses Landes beförden müssen. Aber Ptolemäus war ganz der Fürst, wel-

cher glückliche Conjuncturen zu nützen verstand. Zwar Krieger, aber dennoch in hohem Grade gebildet, und selbst sogar Schriftsteller, hatte er Sinn für alle Künste des Friedens, und beförderte sie mit königlicher Freygebigkeit. Um den Großhandel nach Alexandria zu ziehen, suchte er die Stadt immer mehr zu bevölkern, und versetzte viele der im Kriege gemachten Gefangenen dahin, die wegen seiner Gütigkeit und Milde Aegypten gern für ihr Vaterland vertauschten. Zum Besten der Schiffahrt ließ er auf der Insel Pharus vor Alexandria den berühmten Leuchtthurm aufführen, welcher von dieser Insel den Namen bekam. Die Schönheit dieses Thurms kam seinem Nutzen gleich. Er war viereckig, ganz von Marmor aufgeführt, und des Nachts ward stets ein großes Feuer darauf unterhalten. Seine Errichtung hatte 800 Talente gekostet. Doch durch Handel und Bevölkerung ein Land blühend zu machen, ist vieler guten Fürsten Sorge gewesen; an dem Ruhme aber, durch Bekanntschaft mit Künsten und Wissenschaften den rauhen Character seiner Unterthanen zu mildern, und ächte Aufklärung unter ihnen zu verbreiten, hat Ptolemäus alle Könige der alten Welt übertroffen. Er legte deßwegen ein Museum an, daß unter allen Stiftungen zum Besten der Wissenschaften in der ganzen Welt kaum seines Gleichen gehabt hat. Hier lebte eine beträchtliche Anzahl von Gelehrten bloß für die Wissenschaften; und für ihren Unterhalt sowohl, als für die zum Studium nöthigen Hülfsmittel war mit königlicher Freygebigkeit gesorgt. Für diese Gelehrte ward hauptsächlich die weltberühmte Bibliothek angelegt, welche, wenn man die Umstände der damaligen Zeit in Betrachtung zieht, wohl den reichsten Sammlungen unsrer Zeiten den Vorzug streitig machen möchte. Durch den rühmlichen Eifer, mit welchem sich die Nachfolger des Ptolemäus ihre Vermehrung angelegen seyn ließen, stieg die Anzahl der Bücher bald auf 400,000 Stücke, so daß in dem für sie bestimmten Gebäude kein Platz mehr vorhanden war. Und doch hörte man nicht zu sammeln auf,

ſondern legte in dem Tempel des Serapis eine zweyte Bibliothek an, welche ebenfalls bis auf 300,000 Stücke anwuchs. Freylich waren alle dieſe Bücher gegen unſere gedruckten nur ſchwache Bändchen; aber auch ſo war es eine auſſerordentliche, wahrhaft königliche Sammlung. Man bedenke nur, wie ſchwer es bey damaliger Seltenheit der Bücher ſeyn mußte, ſie nur in ſolcher Menge aufzufinden, und dann, welche unermeßliche Koſten es erforderte, ſie zu Hunderttauſenden abſchreiben zu laſſen. Dieſe beyden Stiftungen waren nicht bloß für Aegypten, ſondern für das ganze Menſchengeſchlecht bis auf die ſpäteſte Nachwelt wohlthätig. Da kurz hernach der bisherige Sitz gelehrter Kenntniſſe, Griechenland, durch innerliche Unruhen und durch die Kriege der Römer mit den griechiſchen Republiken, den macedoniſchen und ſyriſchen Königen bis auf den Grund erſchüttert ward: ſo wäre es um die Wiſſenſchaften geſchehen geweſen, wenn ſie dieſen Zufluchtsort nicht gefunden hätten. Die herrlichſten Denkmäler des menſchlichen Geiſtes würden untergegangen, und die ganze Welt wieder in Unwiſſenheit und Barbarey verfallen ſeyn. So aber blühte die aus Griechenland und Aſien verſcheuchte Gelehrſamkeit in Alexandria fort, und ob ſie gleich in der Folge auch aus Aegypten wieder flüchten mußte, ſo waren doch indeß in jenen Ländern die Umſtände nun für ſie günſtiger geworden, ſo daß ſie zu Athen, Rhodus, Antiochien und andern Städten von neuem aufleben konnte.

Ptolemäus Lagi ſtarb im 84ſten Jahre ſeines Alters. Er war der beſte Fürſt ſeines Stammes, und ein Muſter der Klugheit, Gerechtigkeit und Milde. Auf dem Throne behielt er die Einfalt der Sitten und Entfernung von aller Pracht bey, die er vorher in ſeinem Privatſtande gezeigt hatte. Seine Unterthanen hatten freyen Zutritt zu ihm, und fanden ihn immer bereit, ihren Beſchwerden abzuhelfen. Durch vertrauten Umgang mit Perſonen aus dem gemeinen Stande fürchtete er nicht, ſeiner Würde Abbruch zu thun; er fand vielmehr in demſelben oft Wahrheit, welche ihm

außerdem war verschwiegen worden. Wenn er große Gastmahle gab, schämte er sich nicht, das erforderliche Silbergeschirr bey Freunden zu borgen, weil er nicht mehr davon besaß, als zum gewöhnlichen Gebrauche hinlänglich war. So lebte ein König, der bey seinem Absterben Aegypten, Phönicien, Cölesyrien, Palästina, Cyprus, Aethiopien, Libyen und einen großen Theil von Arabien besaß, und durch seine Seemacht auch in den Küstenländern Kleinasiens und auf den cycladischen Inseln den Herrn spielte.

II. Sein Sohn Ptolemäus II. Philadelphus (284 — 246) folgte in der Regierung überhaupt den Grundsätzen seines Vaters, besonders in Beförderung gelehrter Cultur und des Handels. Wie sehr die Alexandrinische Bibliothek unter ihm zugenommen hatte, ist schon gesagt worden. Vorzügliche Gelehrte, von aller Gattung, genoßen seine Achtung und seinen Schutz. An seinem Hofe lebten die Dichter Theocritus, Callimachus und Aratus, der Geschichtschreiber Manetho, die Critiker Aristomachus, Zenodotus und Zoilus, welche sich vorzüglich mit Untersuchungen über die Aechtheit der ältern griechischen Werke beschäftigten, und die Mathematiker Conon und Hipparchus. Um sein Land zu bereichern, suchte er den Handel von Tyrus ganz weg, und nach Aegypten zu ziehen. Zu diesem Ende erbaute er die Städte Berenice und Myos Hormos, und ließ längs der Straße vom Meere nach Coptus einen Canal graben. Zum Schutze dieses Handels hielt er sowohl im arabischen als im mittelländischen Meere große Flotten. Der Tod dieses zweyten Ptolemäers erfolgte 246. An seine Stelle trat sein Sohn Ptolemäus III. Euergetes (246 — 221), ein würdiger Nachfolger seiner beyden trefflichen Vorfahren. (Seine Gemahlinn war jene Berenice, deren vielbesungenes Haar noch jetzt auf den Himmelscharten als Sternbild lebt.)

III. Ein ganzes Jahrhundert, von drey weisen Fürsten ausgefüllt, hätte auch ein weniger von der Natur begün-

stigtes Land blühend machen müssen. In der That war Aegypten in demselben das beruhigteste, das reichste und glücklichste Land auf der Erde. Die stehende Heeresmacht bestand, nach Appian, in 200,000 Fußsoldaten, 40,000 Reitern, 2000 Streitwagen, 1500 Kriegsschiffen und 300 Elephanten, und im Schatze befanden sich unter Ptolemäus II. 74,000 ägyptische Talente. Alexandrien war der Mittelpunct des Welthandels, der Künste und Wissenschaften, und des Luxus aller Art; es hatte die Herrschaft zur See, und Phönicien, Cölesyrien, Cyrene und Cyprus waren auswärtige Provinzen des ägyptischen Reichs. Nur das Steuersystem, oder vielmehr die Art, wie die Abgaben eingetrieben wurden, mußte für die Einwohner drückend seyn. Man verpachtete dieß Geschäft jährlich an die Meistbietenden, und gab diesen eine militärische Beyhülfe. Unter Ptolemäus II. betrugen die Abgaben von Aegypten außer den großen Kornlieferungen 14,800 Talente Silbers; allein unter seinem Nachfolger Euergetes, der noch vieles in Afrika und Asien dazu eroberte, wurden die Abgaben von Syrien, Phönicien und den neuen Provinzen auf das Doppelte getrieben.

IV. Wie aber alles Blühende auf Erden einmal verblüht, so sank auch Aegyptens Wohlstand von dem Jahre 221, da der vierte Ptolemäer (wegen des Verdachtes der Ermordung seines Vaters ironisch zugenannt Philopator) eine Reihe schlechter Könige eröffnete. Gemeine Naturen vergessen es oder denken nie daran, wieviel Einsicht und Kraft es den Vätern gekostet hat, den Thron zu gründen, auf dem sie jetzt sorglos schlummern. Um sich desto bequemer der Trägheit und den Wollüsten hingeben zu können, überlassen sie die Leitung der Geschäfte Günstlingen, die aber gewöhnlich nur ihrem Eigennutze fröhnen, und denen von den untern Beamten immer nur mit Widerwillen und Lässigkeit gehorcht wird, weil jeder weiß, daß es nicht die eigenen Ideen des rechtmäßigen Oberhauptes sind, die er ausführen soll. So dringt die Schlaffheit und Ver-

drossenheit bis auf die untersten Behörden, die Liebe zum Vaterlande erstirbt, und das entnervte Volk sinkt bis zur schlaffsten Versunkenheit hinab. Dieß ist die Geschichte Aegyptens von der Regierung des vierten Ptolemäers an bis zu der des letzten und seiner berühmten Schwester Cleopatra, nach deren Tod Aegypten unter die Herrschaft der Römer fiel, die es längst schon mittelbar durch ihre gewohnten Einmischungen beherrscht hatten (30 v. Chr.).

7.

Syrien unter den Seleuciden.

1. Das syrische Reich des tapfern Seleucus Nicator umfaßte zuletzt die ungeheure Strecke Landes vom Hellespont bis an den Indus, also alle asiatischen Provinzen des persischen Reichs zur Zeit des Cyrus. Die letzte Eroberung des alten Kriegers bestand in den asiatischen Ländern seines Collegen Lysimachus, der durch Weiberränke in seinem Hause noch als Greis um Ruhe und Reich kam, und in der Schlacht gegen Seleucus bey Curupedion in Phrygien (282) auch das Leben verlor. Lysimachus fand einen Rächer in dem von seinem Vater verstoßenen und aus Aegypten verwiesenen Ptolemäus Ceraunus, der den 73jährigen Seleucus sieben Monate später auf europäischem Boden, da er eben noch sein Vaterland Macedonien erobern wollte, meuchlings niederstieß (281).

Seleucus hatte in den Friedensperioden seiner Regierung vieles zur Organisirung seines ungeheuren Reiches gethan. Syrien hatte er dabey, vielleicht um dem geliebten Europa nahe zu sein, zum Hauptlande gemacht, und seine Residenz war das von ihm erbaute Antiochia am Orontes in Obersyrien, zuweilen auch Seleucia am Tigris, das an die Stelle des seitdem verfallenen und verlassenen Babylon trat, bald eine Anzahl von 600,000 Einwohnern zählte, und die Hauptstadt im hohen Asien wurde. Das

ganze Reich ward schon von ihm in 72 Satrapien getheilt, wobey jedoch die weise Maßregel Alexanders, diese Satrapien mit Einheimischen zu besetzen, nicht beobachtet wurde. Die Folge davon war, daß nach Seleucus Tode die entferntern Provinzen das verhaßte Joch schnell abschüttelten, und auch wohl manche nähere nicht völlig in Ordnung gehalten werden konnten.

II Schon unter Seleucus Sohn, Antiochus I. Soter (281 — 262) bildete sich aus einem Theile seiner Staaten, ohne daß er es hindern konnte, ein neues Reich. Philetärus, des Lysimachus Schatzmeister, machte sich nämlich mittelst der Schätze seines verstorbenen Herrn in Pergamum, einer festen Stadt in Mysien, unabhängig, und stiftete durch Hülfe wohlbesoldeter Miethsoldaten das sogenannte pergamenische Reich in einem Theile Kleinasiens, das sich durch Pflege der Wissenschaften und durch Fortpflanzung der griechischen Classiker in zahlreichen Abschriften einen ehrenvollen Namen gemacht hat. Bey dieser Gelegenheit ward, als man ein einheimisches Surrogat für den ägyptischen Papyrus suchte, die Bereitung der Ziegen- und Eselshäute zum Schreibgebrauche erfunden; die hiefür zubereiteten Häute hießen charta pergamena, Pergament. Des Philetärus dritter Nachfolger, Attalus I., nahm zuerst den königlichen Titel an (224).

Die Regierung des dritten Königs von Syrien, Antiochus II., der Gott, (Theos, zuerst genannt von den Milesiern, welche er von einem Tyrannen befreyt hatte), war schon eine Weiberregierung (262 — 247). Während der Hof in schamloser Ueppigkeit schwelgte, und das mißmuthige und niedergedrückte Volk erschlaffte, rissen sich zwey der mächtigsten Satrapien los, und bildeten zwey eigene neue unabhängige Reiche, das parthische und das bactrische. Der Stifter des erstern war Arsaces, ein tapferer Parther, der den tyrannischen Statthalter des Antiochus tödtete, und die Syrer und Macedonier aus dem Lande jagte (256). In der Vertheidigung gegen die syrischen

Könige wuchs unter den Arsaciden die Stärke und der Umfang des parthischen Reichs. Seine Hauptstadt ward Ctesiphon. — In Bactrien war es kein Asiate, sondern der griechische Statthalter Theodotus, der sich zu gleicher Zeit mit dem Stifter des parthischen Reiches von Syrien unabhängig machte.

III. Der vierte syrische König, Seleucus II. Callinicus, starb selbst in parthischer Gefangenschaft, 227. Der fünfte, Seleucus III. Ceraunus, starb 224 auf seinem Zuge gegen den König Attalus von Pergamum an Gift. Der sechste, Antiochus III. (224 — 187), erwarb sich zwar durch große Eroberungszüge bis nach Indien hin den Beynamen des Großen, gerieth aber zuletzt noch in unangenehme Verwickelung mit den Römern, in deren Geschichte wir ihn wiederfinden werden.

8.

Macedonien und Griechenland.

I. Kein Reich hat in dieser seltsamen Periode der allgemeinen Verwirrung so oft die Herren gewechselt, als Macedonien. Seit des rechtmäßigen Statthalters Antipater Tode haben wir dort den schwachen Polysperchon, den kräftigen Cassander, dann dessen drey Söhne, und zuletzt den Abenteurer Demetrius regieren gesehen. Als den letztern auf dem Zuge gegen Pyrrhus von Epirus sein Heer verließ, rief es eben diesen Pyrrhus 287 zum König aus; aber da sich unterdessen der thracische Lysimachus schon der einen Hälfte des Reichs bemächtigt hatte, konnte sich Pyrrhus als Fremder in der andern auch nicht lange behaupten, sondern mußte schon 286 wieder nach Epirus zurückgehen. Lysimachus verlor bekanntlich aber auch schon 282 das Leben, und nun ließ sich sein Ueberwinder Seleucus zum Könige von Macedonien ausrufen. Doch fiel auch er schon 281, von dem Meuchelmörder Ptolemäus Ceraunus durchbohrt. Mit Hülfe

der Truppen des Lyſimachus ſchwingt ſich hierauf der Mörder ſelbſt auf den Thron. Aber nach zwey Jahren bricht ein germaniſches Volk, Celten oder Gallier genannt, plötzlich über Pannonien und Illyrien herein, überſchwemmt Thracien, Macedonien und Griechenland, und im Kampfe mit ihnen findet auch Ptolemäus Ceraunus 279 den frühen Tod. Nach ihm behauptet ſich ſein Bruder Meleager 60, und ein gewiſſer Antipater 45 Tage. Während der Verheerungen der Gallier bekümmert man ſich zuletzt um gar keine Regierung mehr. Endlich, da ſie abgezogen ſind, bemächtigt ſich der Sohn des Städtebezwingers Demetrius, Antigonus Gonnatas (geboren zu Gonni, einer Stadt in Theſſalien), durch Hülfe der väterlichen Truppen, mit denen er noch immer einen Theil des untern Griechenlands beſetzt gehalten, des erledigten Throns (278), während Pyrrhus ſich in Italien zu ſchaffen machte. Als aber dieſer von da zurückkehrte, wendete er ſich abermals nach Macedonien, verdrängte den Antigonus, und ließ ſich zum zweyten Male von dem Heere zum König von Macedonien ausrufen (274). Allein er ward zwey Jahre nachher (272) in Argos getödtet; und nun erkämpfte ſich Antigonus Gonnatas neuerdings die Heerſchaft, und vererbte ſie glücklich auf ſeine Nachkommen.

II. Nicht viel beſſer erging es in dieſer Zeit dem eigentlichen Griechenland. Dieſe, einſt ſo volkreiche Halbinſel konnte in der großen, allgemeinen Noth, als 278 die Gallier bis nach Delphi vordrangen, nicht mehr als 20,000 Bewaffnete ſtellen, und nur Hungersnoth und der Tod ihres Anführers vertrieb die wilden Gäſte wieder. So ſehr hatten die innern Kriege und die ſtarken Truppenſendungen nach Aſien, Aegypten und Macedonien die griechiſchen Republiken erſchöpft. Zwar ſchloſſen einige Städte Bündniſſe zur Erhaltung ihrer Sicherheit; aber nur Sparta, bey deſſen Armuth es ſeit Perſiens Fall ohnehin nichts mehr zu plündern gab, und Aetolien mit ſeinen wilden Einwohnern blieben frey. Ja, Sparta hielt ſich auch nicht

nicht einmal durch seine Armuth allein sicher genug, sondern umgab sich in diesen traurigen Zeiten noch mit einer Mauer, ganz gegen die alte Verfassung.

Die Städtebündnisse dieser Zeit waren der achäische und der ätolische Bund. Die Landschaft Achaia war, wie wir wissen, schon vor Alters mit ihren 12 Republiken verbündet gewesen. Dieser Bund war unter Alexander eingegangen, und erneuerte sich erst 281 wieder. Die Aetolier hatten seit 284 einen ähnlichen Bund, der oft mit dem achäischen in Krieg gerieth.

III. Da diese Verbrüderungen nur Vertheidigung zum Zweck hatten, so erregten sie wenig Aufsehen, und blieben wohl gegen dreyßig Jahre verborgen. Während dieser Zeit litt das übrige Griechenland alle Gräuel, die mit entkräfteten und zerrissenen Staatsverfassungen verbunden zu seyn pflegen. In vielen Städten despotisirten Macedonier; in andern warfen sich Tyrannen auf, oder stürzten einander durch Meuchelmord. Große Räuberbanden machten das Land unsicher, und fielen oft sogar die Städte an. Das Bedürfniß eines großen Mannes ward jetzt lebhafter als je gefühlt. Ein solcher stand endlich zu Sicyon auf. Aratus, ein neunzehnjähriger Jüngling, von kühnem Muthe und glühendem Tyrannenhasse, geboren in dieser Stadt, aber in Argos erzogen, weil der Tyrann von Sicyon seinen Vater hatte umbringen lassen, überfiel seine Vaterstadt in der Nacht mit einem Räuberschwarm, und verjagte den Tyrannen ohne alles Blutvergießen. Die Anstalten, die er traf, erweckten ihm das Zutrauen der Bürger. Man wünschte sich eine Stütze für den Angriffsfall. Aratus schlug Vereinigung mit dem achäischen Bunde vor. Sie geschah 251. Man erwählte ihn zum Bundesfeldherrn für das folgende Jahr, und jetzt ward allmählig aus der kleinen stillen Verbrüderung ein mächtiger Staatenverein. Fast alle übrigen Städte von Achaia traten hinzu, der Aegypter-König Ptolemäus Philadelphus unterstützte den Bund mit Geld, um den Macedoniern durch ihn entgegen zu arbeiten, und 243 ver-

trieb Aratus durch Hülfe eines Verraths die macedonischen Besatzungen aus Corinth und Megara, und vereinigte beyde Städte mit dem Bunde. Dieß war das erstemal seit Philipps von Macedonien Zeiten, daß die Corinther die Schlüssel zu ihrer eigenen Stadt wieder erhielten.

Dennoch ging es sehr langsam mit der Vertreibung der macedonischen Besatzungen aus dem Peloponnes. Die Könige hatten zum Glück in ihrem eigenen Lande viel zu thun. Im Jahre 231 v. Chr. ward endlich auch Athen von ihnen befreyt und in den achäischen Bund aufgenommen. An Sparta ließ man gleichfalls Aufforderungen ergehen, allein dieß wollte nur unter der Bedingung der beständigen Anführerschaft beytreten. Die Eifersucht zwischen beyden Staaten brach sogar in einen gefährlichen Krieg aus. Aratus, ehe er dem spartanischen König Cleomenes seine Stelle bey dem Bunde einräumte, wollte lieber die kaum vertriebenen Macedonier wieder zurück rufen. Sie kamen und halfen zwar die Spartaner schlagen, behielten aber zugleich Corinth wieder inne, und blieben unter dem Namen der Bundesgenossen, wie ehemals, Herren der verbündeten Griechen. Der folgende macedonische König ließ sogar (213) den Aratus, damit er ihm nicht ferner schade, durch heimliches Gift aus dem Wege räumen.

IV. Der letzte Held, den das freye Griechenland hervorgebracht hat, ist Philopömen, gebürtig aus Megalopolis im untern Arcadien. Er war schon als Jüngling ein tüchtiger Reiter, und immer der Anführer seiner Kameraden. Er gewöhnte die Jugend seiner Vaterstadt zu künstlichen Manövern, und war ungemein sinnreich in der Erfindung neuer Kriegsvortheile, Schwenkungen und Stellungen. Sein Kriegsruhm verschaffte ihm sechs Jahre nach Aratus Tode die Feldherrnstelle im achäischen Bunde. Seitdem richtete er sein ganzes Streben dahin, den kriegerischen Geist der Vorfahren in seinen Zeitgenossen wieder anzufachen. Viele achäische Jünglinge kamen zu Fuß und zu Pferde nach Megalopolis, und die freyen Plätze vor die-

ser Stadt schienen alle Exercierplätze zu seyn. Sein eigener Muth im wirklichen Kriege befeuerte auch jene zu größerer Tapferkeit. In einem Gefechte mit den Spartanern bei Mantinea (206) erstach er deren König mit eigener Hand, und mehrmals schlug er ihre Heere zurück. Außer dieser Tapferkeit suchte er sich auch durch Enthaltsamkeit und Einfalt der Sitten auszuzeichnen. Er lebte so schlecht, als der gemeine Soldat, und folgender Zug wäre wohl des Aristides würdig gewesen.

Es war ihm nach der Ermordung eines spartanischen Tyrannen, Nabis, gelungen, endlich auch die Spartaner in den achäischen Bund zu ziehen (191); und die Ephoren dieses Volkes setzten ein solches Vertrauen in ihn, daß sie unter seiner Leitung Griechenland wieder mächtig und blühend zu sehen hofften. Ihn zu ehren, beschlossen sie, ihm mit dem Gelde, welches aus Nabis verkauften Gütern gelöset worden war, einer Summe von 120 Talenten, ein Geschenk zu machen. Die Gesandten, welche ihm dasselbe überreichen sollten, da sie seine Mäßigkeit bey der Tafel, seinen zurückschreckenden Ernst im Umgange, und die ganze Hoheit seines Betragens sahen, wagten es nicht, ihm von dem Gelde etwas zu sagen, und reiseten verlegen wieder ab. Sie wurden aufs neue hingesandt; aber es ging ihnen wieder so. Endlich zum dritten Male faßten sie ein Herz und sagten ihm die wahre Absicht ihrer Sendung. Er lächelte anfangs, fuhr aber darauf ganz ernsthaft fort: „Nicht eure Freunde braucht ihr zu bestechen; die bösen Bürger sind es, die mit Gelde gewonnen werden müssen, auf daß sie schweigen, und den guten nicht zuwider seyen."

Einst kam er nach Megara, und ein dortiger Gastfreund, der vorher von seiner Ankunft benachrichtigt war, hatte, weil er selbst nicht zu Hause seyn konnte, seiner Frau aufgetragen, den Gast standesmäßig zu empfangen. Die arme Frau gerieth in eine große Unruhe, als sie hörte, daß der achäische General bey ihr einkehren werde. Sie richtete eben das Essen zu, als Philopömen schon ins Haus

trat, allein und in einem schlechten Kleide. Sie hielt ihn für eine vorausgesandte Ordonanz, und rief ihm ängstlich zu: Ach, guter Freund! sey doch so gut und hilf mir geschwind ein wenig. Der General legte sogleich seinen Mantel ab, und fing an, Holz zu spalten. Indem kam der Wirth des Hauses dazu, und fragte verwundert: Was soll das bedeuten, Philopömon? „Was sonst," antwortete dieser, „als daß ich wegen meines schlechten Anzugs gestraft werde."

Züge dieser Art erwarben ihm die Achtung aller Griechen, und das, was er als Feldherr für den achäischen Bund gethan hatte, gab ihm gerechte Ansprüche auf den Dank des ganzen Vaterlandes. Auch er genoß daher, wie einst Themistocles und Plato, den ehrenvollen Lohn, daß auf den nemeischen Spielen, wo er mit seiner neugeformten Ritterschaft erschien, das ganze versammelte Griechenland auf ihn die Augen richtete; ja als der Sänger Pylades mit seiner vortrefflichen Stimme eine Tragödie vortrug und an die Worte kam: „Ich gebe Griechenlands Söhnen den herrlichen Schmuck der Freyheit!" wendeten sich alle Zuhörer entzückt nach Philopömen hin, und unterbrachen den Sänger durch ein lautes Händeklatschen.

Die Zerrüttung der griechischen Staaten war jedoch zu groß, als daß eine dauerhafte Vereinigung durch Einen Mann möglich gewesen wäre. Und schon hatten die Römer festen Fuß in Griechenland gefaßt, sie hatten Philipp von Macedonien geschlagen, und wandten sich bereits nach den untern Provinzen. Philopömen erregte den Neid der römischen Generale, und wäre gewiß von römischen Händen gefallen, hätte ihn nicht ein früheres Unglück in Messene ereilt. Dinocrates, ein angesehener Bürger daselbst, bewegte diese Stadt zum Abfalle vom achäischen Bunde und brachte eine ansehnliche Mannschaft unter die Waffen. Philopömen lag eben zu Argos krank; dennoch raffte er sich bey dieser Nachricht auf, ritt nach Megalopolis, rief seine Reiter zusammen, und ging auf Messene los.

Bey dem ersten Scharmützel zerstreuten sich seine Begleiter zu sehr; er kam ins Gedränge, auf einem felsigten Wege stolperte sein Pferd, und warf ihn so gefährlich ab, daß die Feinde ihn für todt hielten. Als sie ihn aber das Haupt wieder aufrichten sahen, eilten sie auf ihn zu, banden ihn, und führten ihn im Triumph nach Messene. Hier ward er in ein feuchtes finsteres Gefängniß geworfen, und Dinocrates eilte, ehe die Achäer seinetwegen Unterhandlungen anfingen, ihn durch Gift wegzuschaffen. Der Bote, der deßhalb mit dem Schierlingsbecher zu ihm gesandt ward, fand den alten Mann auf feuchter Erde liegend kraft- und bewußtlos. Er richtete sich mit Mühe auf, als er das Licht erblickte, trank, ohne ein Wort zu sagen, den Becher aus, und legte sich dann still wieder nieder (183).

Griechenland konnte nicht mehr frey seyn Es fiel aus macedonischer Despotie in die römische.

XII.

Die Römer.

Nachdem wir das Menschengeschlecht von seiner geheimnißvollen Wiege bis zu einem schon erwachsenen Alter begleitet, und gesehen haben, wie Assyrier, Babylonier, Aegypter, Phönicier und Juden nacheinander emporgekommen, wie sie von den Persern verschlungen worden, wie sich hierauf Kunst und Wissenschaft in Hellas entfaltete, wie Alexanders Eroberungslust die ganze Welt verschlang, und in welche Trümmer nach seinem Tode sein großes Reich zerfiel: kommen wir nun zur Geschichte jenes Volkes, welchem es auf eine nie gesehene Weise gelang, so weit und über so viel zu herrschen, als es nur wollte, — zur Geschichte der Römer.

1.

Italien.

I. Zu Homer's Zeiten waren, wie wir aus seinen Gesängen sehen, Italien*) und Sicilien noch fabelhafte Länder

*) Italien hatte in den ältesten Zeiten mehrere Namen. Es hieß Ausonia (von den Ausonern, einem der ältesten Völker Italiens), Oenotria (von den Oenotrern, die aus Griechenland nach Italien kamen, und die Ausoner verdrängten), Hesperia, (weil es den Griechen gegen Abend lag), und Saturnia (weil Saturn daselbst geherrscht haben soll). Den Namen Italien erhielt dieses Land vermuthlich von den herrlichen Kühen, die daselbst waren, und in griechischer Sprache Italoi genannt wurden. Doch keiner dieser Namen umfaßte das ganze Land, welches wir Italien nennen.

Das alte Italien war in drey Theile getheilt, nämlich in Ober-Italien, von den Alpen bis zu den Flüssen Rubico und Maera; in Mittel-Italien, vom Rubico und Maera bis zum Silarus (Silaro) und Frento (Fortore); und in Unter-Italien, von diesen Flüssen bis zu den südlichen Landspitzen.

I. Ober-Italien enthielt 1. das cisalpinische (diesseits der Alpen gelegene) Gallien, Gallia cisalpina oder togata, welches der Padus (Po) in zwey Theile theilte, den nördlichen, Gallien jenseits des Po (Gallia transpadana), und den südlichen, Gallien diesseits des Po (Gallia cispadana); 2. Ligurien, von dem Flusse Varus (Varro) bis zum Flusse Maera.

II. Mittel-Italien oder das eigentliche Italien (Italia media oder propria) enthielt: 1. Etrurien (Tuscien, Tyrrhenien), nördlich durch den Fluß Maera, südlich durch den Tiberis (die Tiber) begrenzt; 2. Latium, zwischen dem Tiberis im Norden und dem Liris (Garigliano); 3. Campanien, zwischen dem Liris im Norden und dem Silarus im Süden; 4. Umbrien, nördlich vom Ru-

für die Griechen. Den Phöniciern mochten sie wohl bekannter gewesen seyn, aber dieses Volk hat uns nichts schriftliches hinterlassen.

Ob die Ureinwohner Italiens Galen oder Celten oder Cimbrer zu nennen seyen, darüber mögen sich diejenigen streiten, denen Namen auch ohne Sachen etwas werth sind. Daß in der Folge eine Menge Städte, besonders in Unteritalien, von griechischen Emigrirten angelegt worden sind, ist schon oben gesagt worden. Als der erste dieser Emigrirten wird ein gewisser Evander genannt, der schon zur Zeit der Argonauten eine Colonie Pelasger nach der Ostküste Italiens geführt haben soll (um 1240).

Mögen aber die Bewohner Italiens so oder so geheißen, und ihre Cultur von Griechen oder Phöniciern erhalten haben: so viel ist entschieden, daß sie zu der Zeit, da die griechischen Staaten ihre Consistenz erhielten, auch keineswegs mehr auf der untersten Stufe der Entwickelung gestanden haben. Auch sie hatten Städte, Handel, Ackerbau und Künste, und noch in den neuesten Zeiten sind auf den Apenninen, an jetzt unbewohnten Stellen, Ruinen von Gebäuden gefunden worden, die aller Wahrscheinlichkeit nach weit über die Periode der Römer hinausreichen. Unter den Bewohnern des mittlern Italiens ragten besonders die Etrurier oder Etrusker hervor, die in zwölf mächtige Stämme vertheilt, und ein sehr kunstreiches Volk waren, und als die ersten Lehrer der Römer zu betrachten sind.

II. Um die Zeit, da in Asien die assyrische Herrschaft blühte, und das Reich Israel anfing nebst Syrien und Mesopotamien demselben zinsbar zu werden, Aegypten den Ae-

---

bico südlich von den Flüssen Aesis, (Gesano) und Nar (Nera) begrenzt; 5. Picenum, nördlich von Aesis, südlich vom Atarnus (Pescara) begrenzt; 6. Samnium, vom Flusse Atarnus im Norden bis zum Frento im Süden.

thiopiern unterworfen war, Iphitus die olympischen Spiele erneuerte, und Lycurg auf seine Staatsverbesserung dachte; um diese Zeit blühte in Latium eine Stadt, Namens Alba longa, die angeblich von dem Sohne des aus Troja geflüchteten Aeneas erbaut seyn sollte, und jetzt eben von zwey Brüdern, Numitor und Amulius, beherrscht wurde, von denen, der Eifersucht der menschlichen Natur gemäß, der stärkere den schwächern verdrängte. Und hier treten nun die Mythen ein, in welche die Tradition die Jugendgeschichte der Erbauer Roms gehüllt, und zu denen vielleicht die Geschichte des Cyrus als Vorbild gedient hat.

2.

Romulus.

(754 — 717).

1. Nachdem Amulius seinen Bruder Numitor vom Throne gestoßen hatte, tödtete er zu seiner Sicherheit dessen Sohn, und die Tochter Rhea Sylvia machte er zur Vestalinn, d. h., zur Priesterinn der Göttinn Vesta, ein Amt, kraft dessen sie Jungfrau bleiben sollte. Aber trotz dem Gelübde, das sie abgelegt hatte, gebar sie zwey Knaben, die der tyrannische Oheim sogleich in einem Troge in die Tiber tragen ließ. Die Mutter ward ins Gefängniß geworfen.

III. Unter-Italien oder Groß-Griechenland enthielt: 1. Apulien, vom Frento bis zum japygischen Vorgebirge (Capo di Leuca), in drey Theilen: a. Daunia, vom Frento bis zum Aufidus (Ofanto); b. Peucetia, vom Aufidus bis zum tarentinischen Meerbusen (Golfo di Taranto), und c. Calabria (griechisch Japygia) vom Anfange des tarentischen Meerbusens bis zum japygischen Vorgebirge; 2. Lucanien, zwischen dem tyrrhenischen Meere und dem tarentinischen Meerbusen. 3. Bruttium, vom Flusse Laus (Laino) bis zur sicilianischen Meerenge.

Allein der ausgetretene Fluß trat bald zurück, und die Kinder blieben im Trocknen liegen. Hier, sagt die Mythe, säugte eine Wölfinn sie, bis Faustulus, des Königs Oberhirt, sie fand, und sie mitleidig seiner Frau nach Hause brachte. Er zog sie als Hirtenknaben groß, und nannte sie Romulus und Remus. Schon im Spiele mit andern Knaben zeichneten sie sich durch ein herrisches Wesen aus, und immer machten sie in Streitigkeiten die Schiedsrichter. So entschieden sie einmal einen Streit der Hirten des Amulius und des Numitor (denn dieser war trotz seiner Absetzung im Lande geblieben) zum Vortheil der erstern. Dafür fingen die letztern wieder bey einem Feste mit den beyden Brüdern einen Streit an, ergriffen den jüngern, und brachten ihn vor seinen unbekannten Großvater, Numitor. Bey dieser Gelegenheit erfuhren die Brüder selbst durch den Faustulus das Geheimniß ihrer Geburt. Die alte Sitte verlangte von ihnen Rache an dem Beleidiger ihres Vaters, und kriegerischer Sinn machte sie dazu nur williger. Sie sammelten sich im Stillen unter den Hirten eine Partey, überfielen mit derselben den nichts ahnenden Oheim, tödteten ihn, und setzten dessen Bruder Numitor, ihren Großvater, wieder ein.

Einmal an der Spitze eines unternehmenden Haufens, wollten sie denselben nicht gern wieder entlassen; denn wer giebt gern eine Herrschaft auf? Sie verlangten daher von ihrem Großvater zur Belohnung die Erlaubniß, an dem Orte, wo sie einst ausgesetzt worden, an der Tiber, eine unabhängige Niederlassung anlegen zu dürfen. Dort waren sieben Hügel, zum Theil schon bewohnt; dieser bemächtigten sie sich, und baueten sich Wohnungen daselbst. Ein großer Schwarm güterloser Jünglinge fand sich zu ihnen, viele Familien verließen Albalonga, in der Hoffnung, hier bey der neuen Ländervertheilung mehr zu gewinnen. So wuchs der kleine Haufe bald zu einem Volke an.

Allein jetzt zeigte sichs abermals, daß zwey Herrschergenies neben einander nicht bestehen können. Längst moch-

te die geheime Eifersucht zwischen Romulus und Remus schon im Stillen geglimmt haben; endlich brach sie aus, als die Frage, wer König seyn sollte, zur Sprache kam. Beyde stellten sich auf zwey verschiedene Hügel, um die Götterzeichen zu erwarten. Remus erhielt das erste, sechs Geyer flogen zu seiner Rechten auf. Sogleich rief ihn ein Theil des Volks zum ersten Anführer aus. Später erschienen dem Romulus zwölf Geyer, und nun wollte seine Partey ihn zum Könige haben. Darüber kam es zum Handgemenge, und Remus ward in demselben erschlagen.

II. Romulus, nun einziger König, begründete sofort auf dem palatinischen Hügel seine neue Stadt, im 754sten Jahre vor Christi Geburt. Er spannte einen weißen Stier und eine weiße Kuh vor einen Pflug, und zog damit im Vierecke rings um den Hügel eine Furche, die den Umfang der neuen Stadt bezeichnen sollte. In dieser Linie führte man nachher die Mauern und Gräben um die Stadt. Wo ein Thor stehen sollte, ward der Pflug ausgehoben.*) So entstand das erste Rom, welches freylich bey der damaligen Armuth und Einfalt der Zeiten mehr das Ansehen eines elenden Dorfes, als einer Stadt hatte. Allein der kriegerische Character seiner Bürger machte es bald allen Nachbarn furchtbar, und schon die ersten Bewegungen des Knaben ließen den künftigen Riesen ahnen.

III. So gewiß Romulus ein Mann im vollsten Sinne des Worts, und zum Herrscher geboren war, so waren doch seine Kameraden viel zu sehr seines Gleichen, nnd selbst ein viel zu kräftiger Menschenschlag, als daß sie ihm eine sehr große Gewalt über sich hätten einräumen sollen. Je mehr ihn also sein Character zum Despotismus hintrieb, desto kräftiger widersetzte sich der Freyheitssinn seiner Gemeine, und durch die Etrurier an griechische Sitten gewöhnt, gestatteten die neuen Römer keine andere Regie-

*) Daher porta, ein Thor, von portare, tragen.

rungsform, als die republicanische, so daß der König nur erster Anführer, erster Richter und erster Priester blieb. Es bildete sich demnach ein Senat (Reichsrath), der aus hundert der Angesehensten bestand *), und von welchem, ganz nach griechischer Weise, jede Angelegenheit erst besprochen wurde, ehe man sie dem versammelten Volke vorlegte. Denn auch der Geringste in diesem Volke wollte, wie in Athen und Sparta, mit um die Regierung wissen; dafür war er freyer Bürger und Herr seiner Sclaven, denen er sich gleich geachtet haben würde, wenn auch er einen Herrn über sich hätte erkennen müssen.

Um bey den Stimmensammlungen auf dem Markte die nöthige Ordnung beobachten zu können, wurden die 3300 römischen Bürger, welche man bey der ersten Zählung fand, in drey Tribus (Zünfte), und jede dieser Tribus wieder in zehn Curien getheilt. Nach dieser Eintheilung mußte sich nun jeder Bürger in der Volksversammlung zu derjenigen Curie (gleichsam zu der Compagnie) stellen, zu der er gehörte. Bey der Ländervertheilung erhielt jeder römische Bürger zwey Morgen Landes zu seinem Antheile; aber dieß änderte sich bald, als die Römer durch neue Eroberungen ihr Gebiet erweiterten. Auch hier, wie überall, bereicherte sich jeder Stärkere auf Kosten seines schwächern Nachbars. Die Familien der ersten hundert Senatoren (Patres, Väter) bekamen bald einen solchen Vorsprung an Reichthum und Ansehen, daß aus ihnen ein ordentlicher Geburtsadel hervorging. Sie nannten sich Patricier, und die gemeinen Bürger Plebejer.

Der Geldumlauf in diesem neuen Staate war noch geringe, vielleicht noch gar nicht vorhanden. Jeder baute im Frieden seinen Acker, oder ließ ihn von seinen Sclaven bauen, und das war sein einziges Capital. Von Finanzen und einem Staatsschatze wußte man noch nichts. Gesetze

*) Späterhin aus 200, 300 und noch mehr.

hatte man auch noch nicht, und ebenso fehlten bürgerliche Richter. Die Religion ersetzte auch hier diese Mängel. Die Gebräuche derselben sammt der ganzen Götterlehre waren fast durchaus griechisch. Ein Priesteramt ward aus dem Adel errichtet, und Romulus selbst übernahm das Geschäft des obersten Priesters. Keine Handlung durfte vorgenommen werden, ohne vorhergegangene Befragung der Götter. Zu diesem Geschäfte wurden zwey Priestercollegien, die Augurn und die Haruspices, eingesetzt. Jene weissagten aus dem Fluge der Vögel, aus dem Gesange derselben, aus dem Fressen gewisser Hühner, die bloß zu diesem Behufe unterhalten wurden, aus Donner und Blitz, aus dem Zuge der Lastthiere, und wer weiß, woraus sonst noch. Stellten sie am Himmel Beobachtungen an, so saßen sie, das Gesicht gegen Morgen gerichtet, in einem Kreise, den sie mit einem krummen Stabe rings um sich her gezogen hatten, und den sie Templum nannten. Die Haruspices waren bey der Schlachtung der Opferthiere zugegen, und weissagten aus dem Fette, und besonders aus den Eingeweiden derselben den Willen der Götter.

Der König selbst legte sich die Insignien bey, welche die benachbarten Etrurier ihren Häuptern bewilligten. Wenn er öffentlich ausging, traten zwölf Lictoren (Gerichtsdiener), einer hinter dem andern, vor ihm her, von denen jeder ein Bündel Stäbe (fasces), aus denen ein Beil hervorsah, unter dem Arme trug, zum Symbol der Gewalt über Leben und Tod. Auch eine reitende Leibwache von 300 Mann errichtete sich Romulus, aus welcher in der Folge ein allgemeiner Stand, die Ritterschaft, hervorging.

Aus allen diesen Einrichtungen ergiebt sich, daß die ersten Römer gar nicht so roh und uncultivirt gewesen seyn können, als man sie gewöhnlich macht, sondern daß sie an den Etruriern schon recht gute Muster gehabt haben müssen, und vielleicht den Griechen (bis auf den Reichthum) nicht viel nachgegeben haben.

IV. Das, worauf Romulus bey seinem neuen Staate mit Recht am eifrigsten bedacht war, war die möglichste Vergrößerung der Menschenmenge. Unter andern Mitteln zu diesem Zwecke errichtete er auf dem capitolinischen Hügel eine Freystadt für Ueberläufer aller Art, für mißvergnügte Bürger anderer Staaten und für entlaufene Knechte. Er wies ihnen daselbst Wohnungen an, und versprach ihnen in dieser Freystadt völlige Sicherheit. Dieß lockte viele herbey und mit jedem Tage wuchs die Zahl der neuen Bürger. Allein es fehlte an Frauen. Diesem Mangel abzuhelfen, schickte der Senat Gesandte zu den benachbarten Völkern, und ersuchte sie, ihre Töchter den römischen Männern zur Ehe zu geben. Doch diese Einladungen wurden überall mit der größten Verachtung zurückgewiesen.

Die Römer suchten sich nun mit Gewalt und List zu verschaffen, was man ihnen durch Güte nicht bewilligen wollte. Romulus ließ bekannt machen, daß an einem gewissen Tage eine ganz neue Art von Kampfspielen dem Neptun zu Ehren gefeyert werden sollte. Das lockte die Bewohner der benachbarten Städte herbey, die doch bey der Gelegenheit zugleich die neue Stadt sehen wollten; es erschienen Cäninenser, Crustuminer, Antemnater, ganz besonders aber viele Sabiner mit ihren Frauen und Kindern. Die Römer nöthigten die Fremden freundlich in ihre Häuser, und zeigten ihnen die Anlagen in ihrer kleinen Stadt. Man besieht sich, man wundet sich, man setzt sich zu den Spielen nieder. Aber als aller Augen auf die Kämpfer gerichtet sind, wird ein Zeichen gegeben, die römischen Jünglinge brechen in die Haufen der Zuschauer ein, jeder ergreift sich in der Geschwindigkeit eine Tochter, und die bestürzten Aeltern fliehen.

V. Die Geraubten ließen sich in Rom von ihren Männern leicht besänftigen; aber die Väter daheim sannen auf blutige Rache. Hätten sich die Völker alle gegen Rom verbunden, so wäre es wohl um die Römer geschehen gewesen; aber daran dachten sie nicht. Die Cäninenser

griffen zuerst an, und wurden geschlagen; Romulus tödtete ihren König Acron mit eigner Hand, zog ihm seine Rüstung aus, und hielt damit einen feyerlichen Einzug in die Stadt. Dann stieg er auf den capitolinischen Hügel, hängte sie daselbst an einer heiligen Eiche auf, und weihte an diesem Orte zum Gedächtnisse seines Sieges dem Jupiter den ersten Tempel. Darauf kamen die Antemnater, denen es nicht besser ging. Ihre Stadt ward erobert: sie bathen demüthig, ihrer zu schonen, und sie dem römischen Gebiete einzuverleiben. Auch die Crustuminer wagten noch einen Angriff, mußten sich aber unter gleichen Bedingungen ergeben. Durch diesen Zuwachs dreyer Städte erweiterte sich die römische Herrschaft schon sehr. Aber die gefährlichsten Feinde kamen zuletzt, die Sabiner aus der Stadt Cures, welche sich unter Anführung ihres Königs Tatius der auf dem capitolinischen Berge angelegten Verschanzungen bemächtigten, und die Römer in verschiedenen Treffen besiegten. Romulus konnte zuletzt seine Krieger gar nicht mehr zum Stehen bringen, und gelobte in der Angst dem Jupiter noch einen Tempel an dem Orte, wohin sie jetzt zurückgedrängt waren, wenn er nur dießmal noch den Römern Muth einflößen wollte. Wirklich gelang es ihm, die nächste angreifende Partey zurückzuschlagen, und ihren Anführer in einen Sumpf zu treiben. Aber nun sollte noch eine Hauptschlacht, eine entscheidende, geliefert werden. Die Römer waren in Verzweiflung: die geraubten Weiber wurden ihre Retterinnen. Sie traten zwischen die beyden feindlichen Heere und bathen ihre Väter, sie nicht zu Wittwen, und ihre Männer, sie nicht zu Waisen zu machen. Ihre Thränen siegten. Die alten Sabiner standen gerührt, das Vaterherz wuchs über, sie machten Frieden mit den Römern unter der Bedingung, daß beyde künftig Ein Volk seyn sollten. Von der Stadt Cures *) sollten nun alle römische Bürger Quiriten

*) Nach andern von der sabinischen Waffe Quiris.

heißen, König Tatius sollte Mitregent des Romulus seyn, und der Senat durch 100 edle Sabiner vermehrt werden. Es geschah. Die Stadt Rom gewann nun einen größern Umfang, die Römer behielten den palatinischen Berg inne, die Sabiner besetzten den capitolinischen und quirinalischen Hügel, und das Thal, welches zwischen diesen drey Hügeln lag, ward der Versammlungsplatz des ganzen Volkes, das in der Folge so berühmt gewordene Forum. Nach diesen Verschmelzungen war es kein Wunder, daß die 3300 römischen Bürger, die die neue Stadt erbaut hatten, nach 20 Jahren schon zu 47,000 streitbaren Männern angewachsen waren.

VI. Die Bedingungen, unter denen man die mächtigen Sabiner in Rom aufgenommen hatte, mußten dem Herrschergeiste des Romulus bald sehr drückend werden. Vor allem legte ihm die Mitregentschaft ihres Königs Tatius den unerträglichsten Zwang auf. Denn kein Herrscher, der es wirklich ist, kann auf seinem Gebiet einen zweyten neben sich dulden; und wie einst sein Bruder Remus, so mußte auch jetzt dieser Tatius seiner überlegenen Macht oder List unterliegen. Er ward in einem Tumulte bey einem Opferfeste erschlagen. Aber man kann denken, daß die sabinische Partey dieß nicht so ruhig werde hingenommen haben. Sie stellte dem allgefürchteten Despoten lange heimlich nach, und endlich gelang es einer Rotte Verschworner, den Mord ihres Königs an ihm zu rächen. Als er einmal auf einem Felde vor der Stadt, am Ziegensumpfe, eine allgemeine Heeresmusterung hielt, und ein fürchterliches Gewitter das anwesende Volk zerstreute, ward er plötzlich niedergestoßen und auf die Seite gebracht (717). Das Volk war bey seinem Verschwinden nicht gleichgültig, sondern forderte den Senat zur Rechenschaft. Da trat ein gewisser Julius Proculus in die Volksversammlung und erzählte mit wehmüthiger Geberde: Romulus Geist sey ihm diesen Morgen in glänzender Gestalt vom Himmel schwebend erschienen, und habe ihm zugerufen, er solle den Römern ver-

kündigen, es sey der Wille der Götter, Rom zum Haupte der Erde zu machen, sie sollten nur ihren Kriegersinn bewahren; den römischen Waffen werde keine menschliche Gewalt jemals widerstehen; ihn selber sollten sie aber von nun an unter dem Namen Quirinus göttlich verehren, denn er sey zum Gott erhoben. Das Volk beruhigte sich, da es seinen König unsterblich wußte, und diejenigen, die etwa nicht an die Erzählung glaubten, wurden durch die Furcht vor der Macht der Sabiner im Schweigen erhalten.

3.

Numa Pompilius.

(715—672.)

I. Wie groß diese Macht gewesen sey, geht sehr deutlich aus dem Umstande hervor, daß nach einem zweyjährigen, vermuthlich sehr heftigen Streite über die Besetzung der Königswürde doch noch endlich ein Sabiner, und zwar der Schwiegersohn des ermordeten Königs Tatius, Numa Pompilius, gewählt ward. Glücklicher Weise hatte dieser Mann Sanftmuth und Klugheit genug, die Partey des Romulus nicht ferner zu kränken, sondern zur Verbrüderung des Volkes aus allen Kräften hinzuwirken. Dieß gelang ihm so gut, daß seit seiner Regierung nie wieder von Römern und Sabinern, als von zwey verschiedenen Parteyen, sondern immer nur von einem einzigen Römervolke die Rede gewesen ist.

Leider haben wir nur sehr unsichere Nachrichten von diesem merkwürdigen Manne. Spätere Erzähler haben ihn zum Ideal eines weisen Regenten erhoben und ihm eine philosophische Cultur zugesprochen, die er durchaus nicht haben konnte. Was sich aber durch allen Nebel verworrener Sagen und poetischer Träume doch mit ziemlicher Gewißheit erkennen läßt, ist das, daß Numa seine größte

Sorge darauf gerichtet hat, die großen, ungeschlachten Volkshaufen, die Romulus im Kriege zusammengetrieben, und nur durch Krieg zusammengehalten hatte, durch das Band der Religion zu zähmen, und so der Vorläufer eines künftigen Gesetzgebers zu werden. Eines künftigen; denn jetzt waren sie der Gesetze noch nicht fähig. Gesetze zwingen durch Furcht vor der Strafe, aber den Gedanken an willkührliche Strafe erträgt ein so kriegerisches, freyheitliebendes Volk noch nicht. Die Furcht vor göttlicher Strafe allein kann seine Begierden zähmen. Man mußte also, wenn man diese Furcht benutzen wollte, vor allen Dingen die Verehrung der Götter und den Gedanken an die Allgegenwart derselben durch tausenderley Erinnerungsmittel zu unterhalten suchen.

II. Dieß that Numa. Ein dunkler Glaube, der im Volke herrschte, daß er in einem heiligen Haine oft geheime Zusammenkünfte mit einer Nymphe Egeria habe, die ihn mit göttlicher Weisheit ausrüste, kam ihm bey seinem Unternehmen trefflich zu Statten. Wohl wissend, daß ein feyerlicher Anblick auch eine feyerliche Stimmung des Gemüths erwecke, führte er vor allen Dingen einen recht glänzenden Götterdienst ein. Er stiftete acht verschiedene Priesterorden, viele Feyertage, Opfer, heilige Chorgesänge, feyerliche Aufzüge, und erbaute verschiedene neue Tempel. Doch gewöhnte er die Römer zuerst, ihre Schutzgötter als unsichtbare Wesen zu verehren, weil sie zu sehr über alle menschliche Begriffe erhaben wären, als daß sie durch Abbildungen würdig vorgestellt werden könnten. Man sah auch wirklich in den ersten 170 Jahren nach Erbauung der Stadt keine Statue einer Gottheit in derselben; erst nach dieser Zeit verbreitete die griechische Kunst ihren Einfluß bis dahin.*)

*) Ueberhaupt glich die Volksreligion der Römer der griechischen völlig; nur die Namen der Götter waren verschieden. Hier stehen sie neben einander: Chronos und Saturnus,

Numa war fast bey allen religiösen Handlungen selbst zugegen, und sein feyerlicher Ernst theilte sich allen Römern mit. Es mußte auch jedesmal vorher durch Herolde in der ganzen Stadt verkündigt werden, wann etwas Festliches geschehen sollte, damit kein Geräusch, kein Lärmen und Schreyen, kein Ton der Handarbeit den Götterdienst störte; ja es war eine völlige Enthaltung von Geschäften verordnet, damit jedes Gemüth einzig auf die heilige Handlung und auf die Götter gerichtet seyn sollte.

III. Um die Römer von hinterlistigen Ueberfällen ihrer friedlichen Nachbarn abzuhalten, setzte er einige Priester ein, die er Fecialen nannte, welche künftighin allemal erst unter gewissen Ceremonien einem andern Volke den Krieg ankündigen mußten, ehe von Seiten der Römer die geringste Feindseligkeit ausgeübt werden durfte.

Den Weibern Sittsamkeit, diese erste Tugend ihres Geschlechts, zu empfehlen, nahm er den Dienst der keuschen Göttinn Vesta von den Albanern auch in seinen Staat auf. Er erbaute ihr einen Tempel, und verordnete zum täglichen Dienste und zur Unterhaltung des heiligen Feuers in demselben vier Jungfrauen *), die den unbescholtensten

---

Zeus und Jupiter, Poseidon und Neptunus, Aides und Pluto, Demeter und Ceres, Here und Juno, Athene und Pallas, Aphrodite und Venus, Hephästos und Vulcanus, Ares und Mars, Dionysos und Bacchus, Hermes und Mercurius, Helios oder Apollo und Phöbus, Artemis und Diana, Erinnyen und Furien, Moiren und Parcen, Charitinnen und Grazien ꝛc. Die Ursache dieser Aehnlichkeit liegt wohl in der Abstammung des römischen Götterdienstes von dem etruriſchen, welcher so, wie der griechische, seinen Ursprung wahrscheinlich in Aegypten und Phönicien hatte, wozu noch später der öffentliche und Privat-Umgang der Römer mit den Hellenen kam.

*) Späterhin sechs.

Wandel führen mußten. Konnte man eine solche Priesterinn der Vesta einer offenbaren Unsittlichkeit überführen, so war ihre Strafe fürchterlich: eine entehrte Vestalinn ward lebendig begraben. Am sogenannten collinischen Thore, noch innerhalb der Stadt, war ein breiter Hügel, in welchen man eine tiefe Höhle grub. In die Höhle setzte man ein Bett und einen Tisch mit wenigen Lebensmitteln, Brod, Wasser, Milch und Oel, und stellte eine brennende Lampe darneben. Die Verurtheilte ward in einer ganz verhüllten Sänfte durch die Stadt hierher getragen. Am Eingange der Höhle verrichtete der oberste Priester einige Gebethe, hob dann die tief verschleyerte Vestalinn aus der Sänfte, und stellte sie auf die Leiter, an der sie hinabsteigen mußte. Die Leiter ward zurückgezogen, und eingeschlossen in den engen Grabeskerker hörte die Unglückliche die auf ewig verriegelte Thüre zum Leben mit Erde bewerfen, und die Seite des Hügels wieder füllen.

Zucht und Ehrbarkeit in Sitten und Worten forderte Numa von jedem römischen Weibe und Mädchen. Er führte daher eine sittsame weibliche Kleidung ein, gewöhnte die Jungfrauen in Männergesellschaften zum Schweigen und zur Enthaltung vom Weine, und gebot, daß kein Weib sich in männliche Händel mischen sollte. Das Letzte war auch wirklich in Rom so unerhört, daß einstmals, als eine Frau sich vor Gericht einfand, um ihren Streithandel selbst zu vertheidigen, der Senat die Götter befragen ließ, was diese fremde Erscheinung wohl für eine Vorbedeutung für die Stadt Rom haben könnte.

Die Weiber sollten nach Numa's Gesetzen ihren Männern mit treuer Liebe ergeben seyn, und sich gehorsam in ihren Willen fügen. Ein großer Beweis der Religiosität und der noch nicht durch Afterbildung verdrängten Einfalt der Naturgefühle jener Zeiten ist es, daß erst 230 Jahre nach Erbauung Roms die erste Ehescheidung unter den Römern vorfiel, und daß man erst unter dem siebenten Könige das erste Beyspiel erlebte, daß eine Frau mit ihrer

Schwiegermutter Streit hatte. Beyde Vorfälle schienen den Geschichtschreibern jener Zeit so merkwürdig, daß sie uns sogar noch die Namen der schuldigen Personen aufbehalten haben.

Sanfte Menschlichkeit ist überhaupt der Character aller Verordnungen des Numa. Durch eine derselben führte er die Gewohnheit ein, daß die armen Sclaven ein Paar Tage im Jahre, am sogenannten Feste der Saturnalien, mit ihren Herrschaften an Einem Tische essen, und sich von diesen bedienen lassen mußten. Er gab der Treue und den Grenzen eigne Gottheiten, denen er Tempel erbaute und Heiligthümer weihte, damit die Römer die Treue und das gegebene Wort als heilig und unverbrüchlich ehren, und die Grenzen des fremden Eigenthums achten und schonen lernten. Er richtete endlich, so gut es sich damals thun ließ, einen bessern Calender ein, und machte darin unter andern den Januar zum ersten Monat des Jahres, da dieß bisher der März gewesen war. Da wurde der sonst zehnte Monat December nun der zwölfte, wie er es auch noch jetzt ist, ob er gleich noch seinen alten, jetzt unrichtigen Namen behalten hat.

VI. Die schöne Ordnung, welche sich durch Numa's sanfte Gesetze über den ganzen römischen Staat verbreitet hatte, die Ehrfurcht vor dem Heiligen und die Liebe zum Frieden theilte sich unmerklich allen benachbarten Völkern mit. Romulus hatte sein Volk furchtbar gemacht, Numa machte es achtungswürdig, und mit liebendem Vertrauen schloßen sich die Völkerschaften rings umher an den römischen Namen an. Die Schwerter ruhten im sichern Hause. Bogen und Pfeile wurden nur zur Jagd gebraucht, der Ackerbau und die Gewerbe verschafften den Römern Arbeit und Wohlstand, und bey feyerlichen Zügen, Opfern und Gesängen zur Ehre der segnenden Götter ward Stadt und Land zur Freude begeistert.

Numa starb im hohen Greisenalter nach einer glücklichen Regierung von 43 Jahren, und sein Tod versetzte

nicht die Römer allein in tiefe Trauer. Alle benachbarte Völkerschaften schickten Abgesandte zu seinem Leichenbegängnisse nach Rom mit Kränzen und köstlichem Schmucke. Patricier trugen das Leichenbett, auf dem er lag, die Priester begleiteten ihn, und das Volk, Männer, Weiber und Kinder, folgten dem Zuge weinend nach, mit einem Schmerze, als ob jeder einzelne seinen Vater verloren hätte. Auf dem Berge Janiculus ward sein Leichnam in einem steinernen Sarge begraben.

4.

Tullus Hostilius.

(672—640.)

I. So hieß der junge König, welchen das römische Volk zu Numa's Nachfolger wählte. Er war seinem Vorgänger so unähnlich, daß er selbst noch den Romulus an Wildheit übertraf. Nach seiner Meinung hatten die Römer schon viel zu lange in träger Muße geruht, und damit sie das Kriegshandwerk nicht ganz verlernten, störte er mit Fleiß den Frieden, dessen Erhaltung dem sanften Numa so sehr am Herzen gelegen hatte. Eine unbedeutende Gelegenheit gab ihm Anlaß, den Einwohnern von Alba longa, der Mutterstadt von Rom, den Krieg anzukündigen. Die Albaner rüsteten sich, und bezogen ein verschanztes Lager unweit Rom. Die Römer traten ihnen gegenüber in Schlachtordnung, und eben sollte das blutige Treffen beginnen, als der albanische Feldherr Fuffetius den Tullus Hostilius zu einer Unterredung einladen ließ. Beyde Anführer kamen zusammen, und der Albaner sprach: „Wir können es nun nicht verbergen, o König, daß diese Heere hier zusammengeführt worden sind aus einer langen Eifersucht, um zu entscheiden, welche von beyden Städten, Alba oder Rom, die Beherrscherinn der andern seyn soll. Darum laßt uns nicht in langen Gliedern verwandtes Blut vergießen: ein unparteyischer Zweykampf einzelner Männer aus deinem

und meinem Heere mag es auf ewig entscheiden, wer dem andern unterworfen seyn soll. Gehorsam wollen wir uns vor Roms Uebermacht beugen, wenn eure Kämpfer siegen. Versprecht ihr uns das Nämliche, so nehmt den Vorschlag an, und schonet des Menschenbluts."

Das gefiel dem Tullus, und beyde gingen aus einander, um jeder aus seinem Heere die Tapfersten auszusuchen. Zufällig fanden sich im römischen Heere drey Brüder, deren Vater Horatius hieß, und im albanischen drey andere, aus dem Geschlechte der Curiatier. Diese werden von beyden Seiten ausgelesen; man fragt sie, ob sie den Kampf für die Herrschaft ihres Volkes ausfechten wollen, und sie weigern sich nicht. Die Fecialen oder Bundespriester rufen unter vielen Ceremonien die Götter zu Zeugen an, daß die Römer treue Erfüllung der Verabredung den Albanern gelobt haben, und nun greifen die Brüder zu den Waffen. Ermahnt von ihren Parteyen treten sie zwischen beyden Heeren in die Mitte. Erwartungsvoll und nicht ohne Furcht sitzen hier die Römer, dort die Albaner vor ihren Lagern. Das Zeichen wird gegeben, und mit feindseligen Waffen stürzen die Jünglinge auf einander. Nach langem, wüthendem Kampfe sinkt endlich ein Römer und noch ein Römer zu Boden. Schwer verwundet stehen alle drey Albaner dem einzigen noch übrigen Römer gegenüber; ein Jubelgeschrey ertönt aus dem albanischen Lager, und der tiefgebeugte römische Stolz wagt keine Hoffnung mehr zu fassen. Da entflieht plötzlich der Horatier, noch durch keine Wunden entkräftet, und nöthigt die drey Curiatier, ihn zu verfolgen. So trennt er die dreyfache Gewalt, wohl vorausseh end, daß die Feinde ihm einzeln nur ungleich, nach dem Verhältnisse ihrer größern oder leichtern Wunden, folgen würden. Nach kurzer Flucht bleibt er stehen, und blickt zurück. Da sieht er die drey Feinde weit von einander getrennt, und einen nur nahe hinter sich. Auf diesen stürzt er mit gewaltiger Wuth, und indem das ganze albanische Heer den beyden andern Curiatiern zuruft,

ihrem Bruder beyzuspringen, hat der Horatier ihn schon durchbohrt, und rennt auf den zweyten los. Durch alle Lüfte schallt der tausendstimmige Zuruf der hoffnungschöpfenden Römer, und kräftig gestärkt durch die Ermunterung der Seinen, giebt der Horatier auch diesem Feinde den Todesstoß. Das Geschrey der Römer verdoppelt sich, und als er auch den dritten endlich, der schwer verwundet und athemlos herbeykeucht, mit leichter Mühe zu Boden streckt, da läuft alles von seinem Sitze auf ihn zu, und umarmt und begrüßt ihn jauchzend als Sieger. Mit schwerem Herzen begruben die Albaner ihre drey Landsleute, jeden an dem Orte, wo er gefallen war, und unterwarfen sich traurig der römischen Herrschaft.

II. Stolz ging der Sieger Horatius, die Rüstungen der drey Curiatier im Triumphe tragend, an der Spitze des römischen Heeres nach der Stadt zurück. Am Thore begegnete ihm seine Schwester; sie war einem gefallenen Albaner verlobt gewesen, und da sie nun dessen Gewand, von ihr gewirkt, unter den Siegeszeichen ihres Bruders erblickte, fing das arme Mädchen laut zu jammern an; sie rang die Hände, löfete das Haar, und nannte schmerzlich klagend den Namen ihres Geliebten. Im Taumel seines Sieges erbitterte dieß den wilden Sinn des Bruders; ihm schien diese einzige Klage unter tausend Tönen der Freude ein Verbrechen zu seyn. Er fuhr die Schwester wild an, und da sie ihn den Mörder ihres Bräutigams schalt, stieß er sie mit seinem noch blutigen Schwerte nieder. „Geh' hin zu deinem Buhlen," sprach er, „mit deiner unzeitigen Liebe, Unwürdige, die du der todten Brüder und des lebenden und deines Vaterlandes vergessen kannst! So fahre jede Römerinn hin, die einen Feind betrauern wird." So vaterländisch gesinnt war aber kein Römer, daß nicht diese That ihn mit Abscheu und Entsetzen erfüllt hätte. Der Schwestermörder ward den Richtern übergeben, und diese verdammten ihn, nach vorher empfangenen Streichen an einen Baum aufgehängt zu werden. Selbst der König

milderte nicht die Strenge des Urtheils, und schon war der Lictor im Begriff, ihn an den Pfahl zu binden, als sein alter Vater klagend herbeykam. „Noch vor wenigen Tagen," sprach er, „war ich ein glücklicher Greis, glücklich durch vier brave Kinder. Drey habe ich nun an Einem Tage verloren, und der vierte soll am Galgen sterben. O weh mir armen alten Manne! So peitscht ihn denn und knüpft ihn auf, der noch kurz zuvor euer Retter und euer Abgott war! Vergesset, was er für Rom gethan; aber schämet euch vor den Albanern: die würden so nicht mit ihm verfahren haben!" Diese Worte rührten alle Anwesenden. Der Sohn ward begnadigt; doch mußte er sich mit einer Geldstrafe lösen, und die Beschimpfung erleiden, daß ihn die Lictoren mit verhülltem Gesichte unter einer Art Galgen hindurchführten, der aus zwey senkrecht eingegrabenen Pfählen bestand, über welche ein Balken gelegt war, und der zum Andenken an diese Begebenheit, so wie das Grabmal seiner Schwester an dem Thore, wo er sie erstochen hatte, noch viele Jahrhunderte nachher erhalten, und von Zeit zu Zeit erneuert wurde.

III. Die Albaner, denen das Kriegsglück ihrer Curiatier so ungünstig gewesen war, trugen das römische Joch mit dem größten Unwillen. Fuffetius, ihr Feldherr, sann sogar heimlich auf Mittel, seine Vaterstadt wieder zu befreyen. Er hetzte die Fidenater und Vejenter, zwey andere Nachbarn Roms, zum Kriege gegen dasselbe auf, und versprach ihnen, wenn es zur Schlacht käme, mit allen seinen Albanern zu ihnen zu stoßen. Sie erschienen vor Rom. König Tullus rückt ihnen entgegen, bietet in der Geschwindigkeit die Albaner auf, sich mit ihm zu vereinigen, und stellt sie unter ihrem Feldherrn Fuffetius auf den rechten Flügel des römischen Heeres. Das Treffen beginnt. Tullus mit seinen Römern stürzt sich wüthend auf die Vejenter; Fuffetius dagegen, anstatt auf die Fidenater einzuhauen, zieht seine Albaner allmählig rechts herum, zögert mit dem Angriffe der Feinde, und wagt es doch

auch nicht, sich öffentlich mit ihnen zu vereinigen, sondern will es abwarten, auf welche Seite sich der Sieg neigen werde. So versetzt er die Römer und die Fidenater in die größte Bestürzung. Endlich sprengt ein Reiter zum Tullus heran, und meldet ihm laut: die Albaner entblößten die rechte Seite, und zögen sich hinter den Bergen herum zu den Feinden. Tullus erschrickt, doch faßt er sich schnell, und ruft mit scheinbarer Freude so laut, daß die Vejenter es hören: „Das ist recht, ich hab's ihnen befohlen; sie umzingeln die Fidenater; seht, dort unten fliehen sie schon." Bey diesen Worten sinkt den Vejentern der Muth, und die Römer werden ermuntert, den Angriff lebhafter zu erneuern. Tullus gelobt der Furcht und dem Schrecken einen Tempel zu erbauen, wenn er hier Furcht und Schrecken allein unter zwey Feinde verbreiten würde. Es gelingt ihm, die Vejenter fliehen, die getäuschten und unschlüssigen Fidenater werden von den Geschlagenen mit fort gerissen, und die Römer erfechten den glänzendsten Sieg.

IV. Nach der Schlacht vereinigten sich die Albaner wieder mit dem römischen Heere, und Fuffetius stattete dem Tullus seinen Glückwunsch ab. Tullus stellte sich freundlich, und dankte ihm; dann ließ er eine allgemeine Volksversammlung zum folgenden Morgen ausrufen, in der er etwas vortragen wollte. Zugleich gab er den Hauptleuten allerley heimliche Befehle. Mit Tagesanbruch schloß das römische und albanische Heer einen Kreis um ihn, und er begann: „Römer! wenn uns jemals in einer Schlacht die Götter sichtbar beygestanden haben, so ist es gestern gewesen; denn ihr wißt es selbst noch nicht, mit wem ihr gekämpft habt; nicht mit den Feinden allein, sondern auch mit der Treulosigkeit und der Verrätherey unserer Freunde. Denn nicht auf meinen Befehl zogen sich die Albaner von unsrer Seite fort; es war ihr heimlicher Plan, zu den Feinden überzugehen, und es fehlte ihnen nur an Muth, die Bosheit auszuführen. Doch nicht auf das Heer schiebe ich die Schuld, es folgte nur den Befehlen seines Führers. Aber ich denke, Niemand soll

wieder etwas Aehnliches wagen, so wahr ich an diesem ein schreckliches Exempel den Völkern geben will!"

Bewaffnete umringten den Fuffetius; der König fuhr darauf fort:

„Ich habe beschlossen, das ganze Volk der Albaner nach Rom herüberzuführen, den Plebejern das Bürgerrecht, und den Häuptern der Patricier Sitz und Stimme im Senate zu geben, und so aus beyden Städten Eine zu machen, so wie sie beyde vormals aus Einer hervorgegangen sind."

Hier ward die albanische Mannschaft schnell entwaffnet, und von römischen Bewaffneten eingeschlossen. Keiner wagte ein Wort zu sprechen, und Tullus wandte sich nun zum Fuffetius.

„Hättest du," sprach er, „gelernt, was Pflicht und Treue sey, so würdest auch du mir willkommen seyn. Aber dein unruhiger Sinn ist unheilbar, dein Tod kann lehrreich und heilsam für deines Gleichen werden. So wie du also zwischen Römern und Fidenaten doppelsinnig geschwankt hast, so soll auch dein Körper jetzt zweyfach zertheilt werden."

Er gab den schrecklichen Wink, und Fuffetius ward von angespannten Pferden lebendig zerrissen. Jedermann wendete von dem unmenschlichen Schauspiele die Augen weg, welches in der ganzen römischen Geschichte das erste und letzte in seiner Art gewesen ist.

Während dessen wurden albanische Reiter schon vorangeschickt, um die Menge nach Rom zu führen. Römische Legionen zogen dagegen in Alba ein, die Stadt zu zerstören. Sie hatte über 400 Jahre gestanden. Traurig zogen die Einwohner mit ihren Gütern und ihren kleinen thönernen Hausgöttern (Penaten) fort. Tullus räumte ihnen einen neuen, bisher unbebauten Hügel, den cölischen, zum Wohnsitz ein, und dieser ward nun mit der Stadt vereinigt, die durch solche Verstärkungen allerdings in kurzem eine ansehnliche Größe erhalten mußte.

V. Das alles war noch nicht genug für die unbändige Herrschsucht und Kriegslust des Tullus. Keinen Tag konnte er seine Römer müßig sehen. Er fing sogleich wieder mit einem Sabinerstamme Händel an, und ruhte nicht eher, als bis er ihn überwunden und in das römische Gebiet aufgenommen hatte. Darauf brach eine Pest aus, auch diese konnte ihn nicht zur Schonung seiner Bürger bewegen; selbst die Priester legten sich darein, konnten aber nur eine kurze Frist der Ruhe von ihm erhalten. Endlich wurde er selbst von einer langen Krankheit befallen, und das erst machte ihn sanfter. Er machte nun die Verehrung der Götter zu seinem Hauptgeschäfte, und das Volk glaubte schon, die alten Zeiten des gefeyerten Numa wiederkehren zu sehen. Ein schnell zündender Blitzstrahl soll ihn mit seinem ganzen Hause verbrannt haben.

5.

Ancus Martius.

(630—616.)

I. Dieß war der Name des vierten Königs von Rom. Das Volk wählte ihn wegen seines edlen Characters, da er vieles von der Sanftheit des Numa hatte, dessen Tochtersohn er war. Er gab seinem Volke die Ruhe wieder, deren es so lange hatte entbehren müssen, und gewöhnte es wieder zu der Verehrung der Götter, von welcher es während der kriegerischen Regierung des Tullus ganz zurückgekommen war. Die Feste wurden wieder mit ihrem vormaligen Glanze gehalten, Opfer und öffentliche Aufzüge mit Gesang und Tanz erhielten ihr altes Ansehen wieder.

II. Da glaubten die Lateiner, unruhige Nachbarn, nun sey es Zeit, sich von den Römern loszureißen, da ihr König zwischen Altären und Opferthieren ruhe, und fingen an, die römischen Grenzen zu verheeren. Aber König Ancus hatte nicht Numa's Sanftmuth allein; er fühlte auch

etwas von Romulus Geiste in sich, und wie ein Adler schoß er hinter seinen Altären hervor, und stand den Feinden gegenüber. Er zerstörte ihnen mehrere Städte, und führte nach der hergebrachten Weise die Einwohner derselben nach Rom, wo sie sich auf einem andern, noch wüsten Hügel, dem aventinischen, anbauen mußten. Den Einwohnern von Veji nahm er den Hafen Ostia, an der Mündung der Tiber, weg, sammt den dabey gelegenen Salzquellen. Nun hatte er Friede, und dachte an die Befestigung der Stadt. Vor derselben, auf der andern Seite der Tiber, lag ein Hügel, Namens Janiculus; auf diesem legte er starke Verschanzungen an, und verband ihn durch eine kleine hölzerne Brücke, Sublicinsbrücke genannt, mit der Stadt. Dieß war die erste Brücke, welche in Rom gebaut ward. Auch vergrößerte und verschönerte er den ältesten Jupitertempel, welchen Romulus auf dem capitolinischen Hügel erbaut hatte. Nach einer glücklichen Regierung von 24 Jahren starb endlich Ancus Martius, und hinterließ zwey Söhne mit dem Wunsche, daß einer von ihnen sein Nachfolger werden möchte.

6.

Tarquinius der ältere.

(616—578.)

I. Während der Regierung des Ancus war ein reicher Fremdling, Lucumo, mit seiner Frau nach Rom gezogen, dessen Vater, Demarat, ein Grieche, aus der Stadt Corinth, um den Bedrückungen eines dortigen Tyrannen zu entfliehen, nach Italien geschifft war, und sich in der etruscischen Stadt Tarquinii niedergelassen hatte. Nach dem Tode des Demarat hoffte sein Sohn leichter in Rom sein Glück zu machen; er wandte sich also lieber dahin, und man nannte ihn daselbst, anstatt Lucumo, Lucius den Tarquinier. Seine Reichthümer gaben ihm bald ein Ansehen, seine Freundlichkeit gegen die Römer, und

seine lebhafte, uneigennützig scheinende Theilnahme an den öffentlichen Geschäften machten ihn allgemein beliebt. Er wollte völlig als ein Römer angesehen seyn, er focht tapfer mit in der Schlacht, bewies Klugheit und Ernst im Senate, und schmeichelte sich dadurch selbst bey dem Könige Ancus so ein, daß ihm dieser vor seinem Tode sogar die Vormundschaft über seine beyden Söhne anvertraute. Allein Lucius Tarquinius war ein treuloser Vormund; denn anstatt die königliche Würde einem seiner Mündel zu verschaffen, suchte er sie bey dem Volke für sich selbst nach, und erhielt sie auch durch seine Gewandtheit und Beredsamkeit.

II. Es war indessen für die Römer kein Unglück, daß er zur Regierung gekommen war; denn er bewies in allen seinen Unternehmungen Einsicht, Muth und Entschlossenheit. Den aufs neue ausgebrochenen Krieg mit den Lateinern endigte er sehr glücklich, und bereicherte dadurch Rom mit vieler Beute. Bald darauf demüthigte er auch durch glänzende Siege die Etrusker und Sabiner. Die besiegten Etrusker übersandten ihm die bey ihnen gewöhnlichen Zeichen der königlichen Würde, einen elfenbeinernen Stuhl und ein mit Goldstreifen durchwirktes Oberkleid, Ehrenzeichen, welche nun auch in Rom eingeführt wurden.

III. Die bisherigen Könige hatten nur für die Vergrößerung Roms gesorgt; Lucius Tarquinius dachte zuerst auf die Verschönerung desselben. Die reiche Beute aus so vielen Kriegen setzte ihn in den Stand, mehr und prächtiger zu bauen, als seine Vorgänger hatten thun können. Er legte innerhalb der Hügel, auf denen Rom stand, in einem Thale einen großen Platz zu öffentlichen Kampfspielen und Leibesübungen an, der nachher den Namen Circus maximus erhalten hat. Dieser Circus war von gewaltigem Umfange, länglicht rund, und ringsum mit einer Mauer umzogen, auf welcher vier Reihen Bänke zu Sitzen für die Zuschauer angebracht waren. Mitten in der Rennbahn stand eine lange Mauer, welche spina hieß, und an

jedem Ende mit einer kegelförmigen Säule, meta, versehen war. Um diese Mauer wurde herumgelaufen, geritten und gefahren. An dem einen Ende des Circus waren die Behältnisse angebracht, in denen die Pferde und Wagen bis zum gegebenen Zeichen sich aufhielten, und das Aeußere der großen Ringmauer wurde späterhin mit Buden für allerley Verkaufswaaren besetzt.

Auch Wasserleitungen legte dieser König zuerst in Rom an. Da nämlich die Stadt so hoch auf lauter Hügeln lag, so hatte sie keine Brunnen, und das Wasser mußte mit vieler Mühe weit her aus der Tiber heraufgetragen werden. Da ließ er nun ein Druckwerk erbauen, welches die Stadt mit Wasser versorgte, und desgleichen in Rom späterhin noch weit mehrere angelegt worden sind, worunter einige als Meisterstücke der alten Baukunst gepriesen werden. Unstreitig waren auch davon Etrurier die Urheber.

Was man aber, als ein Werk so früher Zeiten, vorzüglich bewundert, sind die Cloaken, zu denen Tarquinius der ältere gleichfalls den Grund legte. Dieß waren lange unterirdische Gewölbe, durch welche aller Unflat aus Rom, sowohl von den Straßen als aus den einzelnen Häusern, in die Tiber geleitet wurde. Man muß sich diese Cloaken nicht als enge, niedrige Canäle denken, sondern als weite Gewölbe, zuweilen über 12 Fuß hoch. Die Mauern dieser Gewölbe waren so stark, daß sie in der Folge die größten über ihnen erbauten Thürme und Paläste trugen, ja, daß sie an vielen Stellen noch bis auf den heutigen Tag vorhanden sind. Freylich wurden auch diese Anstalten erst in folgenden bessern Zeiten zu ihrer höchsten Vollkommenheit gebracht; aber es ist doch immer bemerkenswerth, daß man sich schon zu Tarquinius Zeit an so große Unternehmungen wagte. Da indessen dieser König aus Griechenland herstammte, so läßt sich seine Baulust aus diesem Umstande leichter erklären.

Ferner ließ auch eben dieser König zuerst eine steinerne Mauer um die ganze Stadt ziehen, und legte den Grund

zu dem nachmals so berühmten Jupiterstempel auf dem capitolinischen Hügel.

IV. Tarquinius erreichte beynahe das achtzigste Jahr seines Lebens, starb aber dennoch keines natürlichen Todes, sondern fiel als ein spätes Opfer einer lange verhaltenen Rache. Die beyden Söhne des Ancus Martius räumten ihn nämlich aus dem Wege, da sie sahen, daß er damit umging, sich einen Nachfolger festzusetzen, wobey sie wieder übergangen werden sollten, während sie doch ein nahes Recht zum Throne zu haben glaubten. Auf ihr Anstiften mußten Hirten mit ihren Holzhauerwerkzeugen zankend und lärmend in das Haus des Königs dringen, und den König zu sprechen begehren, der ihren Streit entscheiden sollte. Der alte Tarquinius kam heraus, und indem er der erdichteten Erzählung des Einen aufmerksam zuhörte, schlug ihn der Andere mit der Axt plötzlich nieder, worauf beyde schnell entflohen.

7.

Servius Tullius.

(578 — 534.)

I. Dem Tarquinius war in den ersten Jahren seiner Regierung bey der Bezwingung der Lateiner unter mehreren Sclaven und Sclavinnen auch eine Fürstinn einer eroberten Stadt in die Hände gefallen, deren Gemahl bey der Eroberung ums Leben gekommen war. Nach damaliger Sitte war nun diese Fürstinn Tarquin's Sclavinn; allein Tanaquil, die Gemahlinn des Königs, hatte Mitleid mit ihr, zumal da sie kränklich war, und bald nachher im Hause des Tarquinius mit einem Sohne niederkam. Tanaquil, aus Liebe zu der unglücklichen Fürstinn, brachte es bey ihrem Gemahle dahin, daß dieser Knabe nicht zum Sclaven auferzogen, sondern frey gemacht wurde. Sie behandelte ihn auch fernerhin wie ihren eigenen Sohn,

nannte ihn Servius Tullius, und als er erwachsen war, verschaffte ihm der König den Rang eines Senators, und gab ihm sogar seine eigene Tochter zur Ehe. Der junge Mann zeigte sich der Wohlthaten nicht unwerth, welche er von seinen Pflegeältern empfangen hatte.

Tanaquil hatte längst heimlich die Hoffnung genährt, ihren geliebten Schwiegersohn einst als König von Rom zu sehen; allein seine Sclavengeburt stand dieser Hoffnung mächtig entgegen. Sie wußte indessen durch den Schein des Wunderbaren das Volk für ihn zu interessiren, und hatte daher unter andern schon früh ausgesprengt, ihm hätte einst, noch als zartem Kinde, im Schlafe das Haupthaar wie in hellen Feuerflocken gebrannt, die bey seinem Erwachen auf einmal verschwunden wären; ein Wunderzeichen, welches sie als eine etruscische Wahrsagerinn so deutete: es hätten die Götter dadurch die hohe Bestimmung des Kindes anzeigen wollen.

Als nun der König ermordet war, die Lictoren den Mördern nachsetzten, und das Volk neugierig und bestürzt zusammenlief, ließ Tanaquil sogleich das Haus verschließen, und den Servius holen. Sie zeigte ihm den entseelten Leichnam, und beschwor ihn, den Tod seines Schwiegervaters zu rächen. Zugleich entflammte sie seinen Ehrgeiz: „nicht die Mörder, sagte sie, müssen herrschen; dein ist das Königreich, wenn du ein Mann bist.“

Darauf rief sie aus einem obern Fenster des verschlossenen Hauses dem gewaltig stürmenden Volke zu, der König lebe noch, und sey nicht gefährlich verwundet; Servius werde während der Krankheit dessen Amt verwalten, und ihm solle jeder, wie dem Könige selbst, gehorchen. Wirklich ließ sich auch bald darauf der junge Servius mit dem Königsmantel und den zwölf Lictoren vor dem Volke sehen, entschied Streitigkeiten, stellte sich in manchen Fällen, als ob er darüber erst mit dem kranken Könige sprechen müßte, und gewöhnte so das Volk einige Wochen lang an sich, welches auch mit seiner Amtsverwaltung wohl

zufrieden war. Die beyden Söhne des Ancus, da sie hörten, der König lebe noch und habe die Mörder einziehen lassen, flohen eiligst davon, und ließen sich nie wieder in Rom sehen. Endlich wurde der Tod des alten Tarquinius bekannt gemacht, und Servius Tullius dem Volke vom Senate als neuer König vorgestellt. Das lief nun zwar ohne Aufruhr ab; doch murrte das Volk noch lange im Stillen, ungeachtet der junge König sehr weise regierte.

II. Servius gab der Staatsverfassung eine ganz neue Gestalt. Die Eintheilung des Volks in drey Tribus und dreyßig Centurien war jetzt sehr unbequem geworden, da die Volkszahl seitdem so erstaunlich angewachsen war. Servius Tullius dachte auf eine Einrichtung, durch welche man die Volkszahl jederzeit übersehen könnte. Er verordnete zu dem Ende ein Opferfest auf dem Marsfelde, Lustrum genannt, welches alle fünf Jahre wiederholt werden, und mit welchem eine allgemeine Volkszählung und Vermögensschätzung verbunden seyn sollte. Um nun die Zahl der Gebornen und Gestorbenen zu erfahren, befahl er, daß für jeden der erstern ein Geldstück in den Tempel der Juno Lucina (der Geburtshelferinn), und für jeden der letztern eines in den der Leichengöttinn Libitina bezahlt werden sollte. Bey der ersten Zählung und Schätzung (Census) fand man 84,700 waffenfähige Bürger zusammen; folglich kann die ganze Volksmenge, ohne die Sclaven, über 300,000 betragen haben. Man machte bey dieser Schätzung einen sechsfachen Unterschied unter den sämmtlichen Bürgern, nach dem Betrage ihres Vermögens. In die erste Classe setzte man die, welche über 100,000 römische As (4000 fl.) im Vermögen hatten; zur zweyten Classe gehörte ein Vermögen von 75,000 As (3000 fl.); zur dritten 50,000 As (2000 fl.); zur vierten 25,000 As (600 fl.); und zur fünften 12,500 As (300 fl.). Wer auch soviel nicht einmal hatte, gehörte in die sechste Classe. Auf diese Eintheilung wurde nun eine neue bestimmtere Verpflichtung zum Kriegsdienste gegründet. Die ganze sechste Classe, da sie aus den Aerm-

sten bestand, die nichts zu verlieren hatten, und denen daher wenig Patriotismus zuzumuthen war, ward ganz und gar, bis auf die äußersten Nothfälle, von allem Kriegsdienste ausgeschlossen. Die fünfte Classe lieferte bloß Schleuderer und Steinwerfer, die vierte brachte Spieß und Wurfpfeil mit, die dritte mußte schon einen großen, länglichten Schild, und Spieß und Schwert haben, die zweyte hatte überdieß noch Beinschienen, und die erste endlich Beinharnisch, Panzer, Spieß, Schwert, Helm und einen runden Schild. Für dieß alles, so wie für seine Nahrung, mußte der römische Soldat, d. h. der römische Bürger in Kriegszeiten, selbst sorgen.

Wie aber der ganz gemeine Haufe vom Kriegsdienste entfernt war, so suchte Servius ihn auch auf den Volksversammlungen (Comitien) so sehr als möglich zu beschränken, die erste Classe hingegen aus allen Kräften zu heben. Zu diesem Ende nahm er eine zweyte Eintheilung sämmtlicher Bürger in 193 Centurien vor, d. i. Compagnien, die nach oben hinauf sehr klein, nach unten hinab hingegen sehr zahlreich waren. So zerfiel die erste Classe allein in 98 Centurien, indeß jede der drey folgenden nur in 21, die fünfte in 31 getheilt war, und die sechste Classe gar nur eine einzige Centurie ausmachte. Kamen nun sämmtliche Bürger zu einem großen Comitium auf dem Marsfelde zusammen, um zu irgend einem Vorschlage des Senats, einem Gesetze, einer Wahl, oder dergleichen ihre Stimme zu geben, so mußten sie sich nach ihren Centurien stellen (comitia centuriata), und gewöhnlich gab dann jede Centurie nur Eine Stimme, so daß also die erste Classe allein mehr Stimmen, als alle übrigen zusammen genommen, und die unterste Classe so gut als gar nichts mitzureden hatte. Diese außerordentliche Begünstigung des Adels brachte in der Folge heftige Streitigkeiten hervor.

Um der bequemern Erfragung und polizeylichen Aufsicht willen nahm endlich Servius Tullius noch eine dritte Eintheilung aller Bürger nach ihren Wohnungen vor.

Alle in der Stadt wohnende wurden nämlich in vier Tribus abgetheilt (tribus urbanae), die bey weitem größere Zahl der Landbewohner hingegen in 15 (tribus rusticae), welche letztern in der Folge bis auf 31 anwuchsen, da es bis in die spätesten Zeiten römische Sitte blieb, daß die vornehmsten Bürger auf ihren Landsitzen wohnten, indeß die Hauptstadt selbst nur die allerärmste Classe in sich schloß, daher es auch ein Schimpf war, wenn jemand aus einer der ländlichen Tribus in eine städtische versetzt wurde.

Unter der Regierung des Servius sollen auch die ersten römischen Münzen aus Kupfer geprägt worden seyn. Sie trugen das Bild eines Opferthiers, daher der Name pecunia (von pecus, Thier). Staatsausgaben hatte man noch nicht, daher waren auch noch keine Auflagen nöthig; als man aber der letztern in der Folge bedurfte, trieb man sie verhältnißmässig von den Centurien ein.

III. Noch waren, ungeachtet aller Kriege, nicht alle Städte Latiums besiegt. Servius Tullius verband sie seinem Reiche auf dem Wege der Güte, indem er sie zu Bundesgenossen der Römer aufnahm, und auf dem aventinischen Hügel einen Tempel der Diana erbaute, in welchem hinfort durch Abgeordnete von diesen Städten und von Rom jährlich einmal alle Streitigkeiten zwischen ihnen ausgeglichen werden sollten. Die Puncte des darüber geschlossenen Vertrags wurden in griechischer Sprache auf einem ehernen Pfeiler dieses Tempels eingegraben.

IV. Aus Bescheidenheit, einem schönen Zuge in Servius edlem Character, erbaute er der Göttinn des Glücks, der Fortuna, einen Tempel, da ihm diese Göttinn so vorzüglich wohlgewollt hatte; und angetrieben von Dankbarkeit, die ihm nicht weniger zur Ehre gereicht, hängte er in einem gleichfalls neu erbauten Tempel den Spinnrocken seiner Wohlthäterinn Tanaquil nach ihrem Tode zum ewigen Gedächtnisse auf. Ja, um diese Frau noch in ihren Kindern zu ehren, ließ er die Letztern immer in seinem Hause wohnen, und als er alt wurde, und selbst zwey er-

wachsene Töchter hatte, verheirathete er sie beyde an die zwey hinterlassenen Söhne des Tarquinius, Lucius und Aruns. Der sanften ältern gab er den wilden Lucius zum Gemahl, die ungestüme jüngere, Tullia, dagegen verheirathete er an den friedlichen Aruns. So hoffte er die heftigen Gemüther durch die Verbindung mit den sanftern zu mildern. Aber er hatte sich verrechnet; dem wilden Tarquin ward seine allzuzarte Gemahlinn verhaßt und verächtlich, und der sanfte Aruns ward seiner wilden Gattinn ein Spott, die ihre Schwester beneidete, daß sie an einen Mann gekommen sey, der Muth und Feuer besitze. Ja wäre sie mit diesem Tarquinius vermählt worden, ließ sie sich oft verlauten, so würde Rom ganz andere Dinge sehen.

Die gleiche Gesinnung machte die beyden Herrschsüchtigen bald vertraut, und kurz hinter einander fielen Aruns und die Frau des Tarquin als Opfer dieser Vertraulichkeit. Der Brudermörder Tarquin heirathete die Schwestermörderinn Tullia, und der unglückliche alte Servius konnte nicht verhindern, was er doch unmöglich billigen konnte.

V. Aber dieß war nur das Vorspiel zu weit empörendern Gräuelthaten. Der alte Servius hatte sich durch seine kühne kräftige Regierung viele Feinde gemacht, und diesen Umstand wollte der herrschsüchtige Tarquinius benützen, ihn noch vor seinem Tode der königlichen Würde zu berauben. Er wiegelte eine Menge Senatoren und einen Theil des Volkes durch Geschenke und noch weit größere Versprechungen auf, und verklagte den alten König öffentlich bey dem Volke als einen Tyrannen, der noch dazu aus sclavischem Geblüt entsprossen sey und schon zu lange ungestraft mit seinen neuen Einrichtungen das Volk drücke. Aber Servius, der kurz zuvor ein großes Gebiet von Aeckern und Wiesen, vom Feinde erobert, unter die Bürger vertheilt hatte, siegte dießmal, ward einstimmig als ein guter und rechtmässiger König anerkannt, und Tarquin zu einer verstellten Aussöhnung genöthigt. Doch bald zog

dieſer die Larve ab. Eines Tages trat er, mit allen Zeichen der königlichen Würde bekleidet, in die Rathsverſammlung ein, und ließ ſich auf dem gewöhnlichen Sitze des Königs nieder, wo er eine lange Rede gegen die Regierung desſelben hielt. Jedermann glaubte den alten König todt, bis er endlich zu Aller Erſtaunen an der Thür erſchien. Der alte Mann, vom lange verhaltenen Zorne hingeriſſen, wollte den Unverſchämten von dem elfenbeinernen Königsſtuhle herunter ziehen; aber Tarquinius faßte ihn um den Leib, trug ihn zum Saale hinaus, und ſtürzte ihn von der oberſten Stufe des Rathhauſes auf den Markt hinunter. Ein Theil der Senatoren, die auf der Seite des Tarquinius waren, traten zuſammen, und andere, die nicht wußten, wie groß oder klein die Verſchwörung ſey, wagten es nicht, gegen den Frevler etwas zu unternehmen. So gelang es demſelben, ſich eigenmächtig die Herrſchaft anzumaßen, und das Volk, welches die Senatoren ſo unthätig ſah, ließ es auch bey einem bloßen Aufſtande bewenden. Der arme blutende Greis, der ſich mit Mühe vom Boden aufgerichtet hatte, und ſich von mitleidigen Menſchen nach Hauſe bringen ließ, ward auf dem Wege von nachgeſchickten Anhängern des Tarquin völlig ermordet. Und nun noch eine Schandthat, die kaum ihres Gleichen hat: des alten Servius eigene unnatürliche Tochter Tullia, die von Allem wohl unterrichtet war, und ihrem Gemahle gern die erſten Glückswünſche abſtatten wollte, befahl dem Kutſcher, als ſie durch die Straße kamen, in welcher ihr Vater ermordet lag, die Räder des Wagens über den Leichnam hinrollen zu laſſen, ja ſie ſoll das Blut am Wagen den Penaten (Hausgöttern) zum Opfer gebracht haben. Was iſt die Wuth eines Tigers gegen die Wuth menſchlicher Leidenſchaften!

8.

Tarquinius der Stolze, der letzte König der Römer.

(534 — 509.)

I. Der wilde Tarquinius wurde König, und herrschte immer eigenmächtiger. Er stärkte sich durch ein Bündniß mit 47 benachbarten Städten, und legte sich eine starke Leibwache von gut besoldeten Ausländern zu. So konnte er schon dem römischen Adel die Spitze bieten. Wirklich nahm er sich heraus, eine Menge Sachen ohne Zuziehung des Senats oder des Volkes zu entscheiden. Um das Letztere zu beschäftigen, fing er große Bauten an; um den Adel zu zerstreuen, führte er ihn ins Feld. Die Sabiner und Volsker wurden bekriegt, und ihnen einige Städte abgenommen. Nach und nach ging er schon so weit, unter allerley Vorwänden diejenigen hinrichten zu lassen, die ihm im Wege standen; ja sein böses Gewissen trieb ihn an, selbst die Söhne seiner Schwester Tarquinia nicht zu verschonen, aus Furcht, sie möchten einst an ihm das thun, was er an dem alten Servius gethan. Nur Einer dieser Neffen, Lucius Junius, entging dem Tode dadurch, daß er sich blödsinnig stellte, um damit seinen Oheim zu täuschen. Dieß gelang ihm auch. Tarquinius hielt ihn wirklich für dumm, gab ihm den Namen Brutus (der Dumme), und nahm ihn, der Kurzweil wegen, an seinen Hof. Ebendeßwegen gab er ihn auch seinen Söhnen, als er sie nach Delphi schickte, zum Reisegefährten mit. Gleichwohl äußerte Brutus mitunter einige Spuren der in ihm versteckten Klugheit. Als er mit den Söhnen des Tarquinius nach Delphi gekommen war, und gefragt wurde, was für ein Geschenk er dem Apollo bringen würde, so zeigte er auf einen Stab von Cornel-Kirschbaum, den er in der Hand trug. Jedermann lachte darüber; aber Brutus, klüger als alle, hatte diesen Stock ausgehöhlt und mit Gold angefüllt.

Nachdem die königlichen Prinzen den Auftrag ihres Vaters ausgerichtet hatten, fragten sie noch das Orakel: wer von ihnen einst herrschen würde. Der Gott antwortete: daß derjenige von ihnen die Regierung erlangen sollte, der zuerst seine Mutter küßte. Die Prinzen, die ihre Mutter, die Gemahlinn des Tarquinius, verstanden, machten unter sich aus, ihre Mutter zu gleicher Zeit zu küssen, und dann miteinander gemeinschaftlich zu regieren. Allein Brutus glaubte, daß der Ausspruch des Orakels auf die Erde, die gemeinschaftliche Mutter aller Menschen, zu beziehen sey. Als er daher nach Italien zurückgekehrt war, so stellte er sich, als wenn er von ungefähr niederfiel, und küßte die Erde. Von dieser Zeit an faßte Brutus Hoffnung, der Befreyer seines Vaterlandes zu werden. Und bald ward seine Hoffnung erfüllt.

II. Während Tarquinius Ardea, die Hauptstadt der Rutuler belagerte, suchten sich die königlichen Prinzen die Langeweile in dem stehenden Lager durch Gastmahle und Trinkgelage zu vertreiben. Als sie nun einst bey Sextus Tarquinius schmausten, fiel die Rede unter andern auch auf die Tugend und Häuslichkeit ihrer Gemahlinnen. Ein jeder von ihnen erhob die seinige auf Kosten der übrigen. So entstand ein Streit, der um so heftiger wurde, je mehr sie alle von Wein erhitzt waren. Endlich that Collatinus, ein vornehmer Römer und Gemahl der Lucretia, den Vorschlag, sie möchten nach Rom und Collatia reiten und mit eigenen Augen sehen, wie weit seine Lucretia alle übrigen überträfe. Dieser Vorschlag gefällt. Sie besteigen die Pferde, und reiten zuerst nach Rom, wo sie die königlichen Schwiegertöchter bey üppigen Gastmählern treffen. Darauf eilen sie noch bey später Nacht nach Collatia. Hier finden sie die Lucretia mitten unter ihren Mägden, mit Wollwebereyen beschäftigt. Ihre Sittsamkeit und Häuslichkeit gefiel allen so sehr, daß sie für die vorzüglichste erklärt wurde. Insbesondere hatte sie auf Sextus einen solchen Eindruck gemacht, daß ihn die Leidenschaft ganz in Flammen setzte. Bald nachher ritt er wieder nach Collatia,

und ward hier von Lucretia freundschaftlich aufgenommen und aufs anständigste bewirthet. Allein mitten in der Nacht drang Setrus in ihr Zimmer und entehrte mit Gewalt das tugendhafte Weib. Fröhlich kehrte er dann nach Rom zurück, ohne daran zu denken, wie theuer ihm diese schändliche That zu stehen kommen würde. Am folgenden Morgen ließ Lucretia sogleich ihren Gemahl und ihren Vater zu sich rufen. Beyde erschienen, und mit ihnen zwey Verwandte, unter denen auch Brutus war. Von dem größten Schmerze durchdrungen erzählte nun Lucretia unter Vergießung vieler Thränen, was ihr widerfahren war. Vergebens suchten ihr Gemahl, ihr Vater und die übrigen Freunde sie zu trösten; vergebens versicherten sie, daß sie ihr keine Schuld beymessen könnten. Sie selbst erklärte sich der Verzeihung und des Lebens für unwürdig; und nachdem sie die Anwesenden aufgefordert hatte, die erlittene Gewaltthat zu rächen, zog sie einen bisher verborgen gehaltenen Dolch hervor und stieß sich denselben in die Brust. Voll Blut sank sie zu den Füssen ihres Vaters nieder, und sorgte noch sterbend dafür, daß sie züchtig niedersänke.

Diese Frevelthat, die durch den Selbstmord der unbescholtenen Frau noch empörender wurde, gab das Signal zum lange besprochenen Aufruhr. Brutus legte jetzt die geheuchelte Einfalt ab, zog den Dolch aus der Wunde der Lucretia, und beschwor alle Anwesenden, ihren Tod zu rächen und das Joch abzuschütteln, das schon lange alle Römer gedrückt hatte. Dann verschloß er die Thore von Collatia, setzte den Leichnam der Lucretia öffentlich aus, benachrichtigte dem versammelten Volke die Frevelthat, und forderte es zur Empörung gegen den König auf. Hierauf eilt Brutus nach Rom, bringt dort Patricier und Plebejer auf seine Seite, stellt sich an ihre Spitze, und verschließt dem nach Rom zurückmarschirenden Tarquinius die Thore. Vergebens versucht dieser, sich mit seinen Ausländern in die Stadt zu werfen; vergebens bietet er gütliche Unterhandlungen an. Er ist und bleibt ausgeschlossen, und der Adel

richtet bereits eine neue, ganz aristocratische, beynahe der spartanischen ähnliche, Regierungsform ein.

III. So wird Rom im Jahre 509, in eben dem Jahre, da Athen von seinen Tyrannen befreyt wurde, eine Republik. Eines der ersten Edicte der neuen Gewalthaber ist, daß die Königswürde auf ewig abgeschafft, und die Familie des Tarquinius verbannt seyn solle. Die Regierung des Staats (der nun gegen 42 Quadratmeilen mit 600,000 Einwohnern enthielt) ruht einzig in den Händen des Senats, der bloß aus Patriciern bestehen darf. Eine Volksversammlung wird nur im äußersten Nothfalle zusammenberufen. Die Häupter des Senats sind zwey Consuln, die durch Stimmensammlung und nur auf Ein Jahr gewählt werden. Sie erhalten bey öffentlichen Ausgängen die Ehrenbegleitung der 12 Lictoren mit den Fascen, die vormalige Auszeichnung der Könige. Zum ersten Male wurden Brutus und Collatinus einmüthig zu dieser Würde erwählt.

9.

Kampf der neuen Republik mit Tarquinius. (509 — 496)

I. Der vertriebene König war indessen weit entfernt, den Königsthron für ganz verloren zu halten. Vielmehr rechnete er nicht allein auf die leichte Gewinnung des wandelbaren Volkes, sondern unter den Patriciern selbst hatte er noch eine große Partey, die seinen Wünschen entgegen kam. Auch von seinen Bundesgenossen erwartete er Hülfe. Besonders gewann er die Etrusker, aus welchem Volke seine Mutter stammte, für sich. Gesandte gingen daher im Namen der etruscischen Stadt Tarquinii nach Rom, um für den vertriebenen König die Erlaubniß auszubitten, sich vor dem Volke rechtfertigen zu dürfen, und, da dieß abgeschlagen ward, wenigstens das ansehnliche Privateigenthum desselben zurückzufordern. Zugleich hatten die Gesandten

den Auftrag, mit der unzufriedenen Partey in Rom Unterhandlungen anzuknüpfen und eine Empörung gegen die Consuln zu Stande zu bringen. Allein, ehe noch die Gesandten Rom verlassen konnten, ward die Verschwörung entdeckt. Ein Sclave hatte die Verschwornen belauscht, und ihren schändlichen Plan den Consuln angezeigt. Welch ein Schrecken für die beyden Männer! Die eigenen zwey Söhne des Brutus und die Neffen des Collatinus waren unter den Schuldigen. Das Gesetz sprach Tod, und aller Augen waren erwartungsvoll auf Brutus gerichtet. Die Würde des Richters, die Nothwendigkeit des Beyspiels, der Ruhm des treuen Vaterlandsfreundes traten dem kämpfenden Manne lebendig vor die Seele. Er zähmte das Vaterherz, sprach als Consul und Römer das Todesurtheil, und sah unverwandt die Köpfe seiner Söhne in den Sand rollen. Collatinus war nicht so entschlossen. Als seinen Neffen das gleiche Urtheil gesprochen ward, versuchte er, durch Bitten das Schicksal derselben zu mildern, und den Tod in eine bloße Verbannung umwandeln zu lassen. Aber Brutus, der sich selbst nicht nachgegeben hatte, ward hier noch unerbittlicher; vielmehr sah er in diesen und einigen andern Aeußerungen seines Collegen eine noch schwankende und unbestimmte Vaterlandsgesinnung, mit der dem jungen Staate nicht gedient war. Er brachte es also dahin, daß Collatinus seine Würde niederlegen, und mit seinem Vermögen, nebst einem aus der öffentlichen Casse dazugefügten Geschenke von 25 Talenten, Rom verlassen mußte.

In der Stadt selbst suchte Brutus die königliche Partey nicht nur dadurch, daß an allen übrigen Verschwornen das Todesurtheil vollzogen wurde, zu schrecken, sondern auch völlig zu schwächen, indem er aus dem Volke dreyhundert der Vornehmsten in die Classe der Patricier und den Senat aufnahm und des Königs Ländereyen unter die ärmern Bürger vertheilte. Durch diese Maßregeln wurde ein sehr bedeutender Theil der Bürger für die neue Verfassung gewonnen, und die Ruhe im Innern befestigt, die um

so nothwendiger war, weil Tarquinius durch offenen Kampf sein ferneres Heil gegen Rom versuchte.

II. Die etruscischen Städte Veji und Tarquinii brachten zuerst für den vertriebenen König ein ansehnliches Heer zusammen, welches sein Sohn Aruns anführte. Als er damit auf römischem Gebiete erschien, gingen ihm die Consuln mit ihren tapfern Schaaren entgegen. Brutus, schon von ferne durch die ihn umgebenden Lictoren kenntlich, stürzte sich mitten in die Schlacht. Ihn erblickt Aruns, und sogleich stürzt er auf ihn zu. Brutus sieht ihn kommen; auch er eilt ihm entgegen, und mit gewaltiger Wuth rennt jeder dem andern die Lanze durch den Leib, daß beyde aufgespießt von den Pferden fallen. Die römischen Frauen trauerten ein Jahr lang um Brutus, wie um einen Vater. Die Schlacht entschied zwar nicht; doch gingen die Feinde still nach Hause zurück, und überließen es dem Tarquin, sein Heil anderswo zu suchen.

III. Er fand es bey Porsenna, dem Könige von Clusium, einer andern etruriſchen Stadt. Diesem stellte er vor, wie groß die Gefahr für alle Könige wäre, wenn jedes Volk an Rom ein Beyspiel sähe, wie man ungestraft Könige absetzen und verjagen könnte. Dadurch bewegt, rückte Porsenna mit einer großen Heeresmacht gegen die Römer, und nöthigte diese, sich über die schmale hölzerne Tiberbrücke in die Stadt zurückzuziehen. Die Feinde folgten ihnen auf dem Fuße nach, und waren schon im Begriffe, mit ihnen in die Stadt zu dringen. In dieser Gefahr stellte sich Horatius Cocles mit zwey andern Römern an das Ende der Brücke, wo sie mit tapferer Hand einem ganzen Heere den Weg so lange sperrten, bis die Brücke hinter ihnen größtentheils abgetragen war. Jetzt rufen die Römer ihre treuen Streiter zurück; doch nur die beyden andern gehen; Horatius bleibt noch auf den schwankenden Bohlen allein stehen, und wehrt sich so lange, bis er hinter sich das Geprassel der zerbrechenden Brücke und das Jubelgeschrey der jenseits stehenden Römer hört. Nun stürzt

er sich mit der ganzen Rüstung in den Fluß hinab, und schwimmt unter einem Hagel von Wurfspießen unverletzt zu den Seinigen hinüber.

IV. Die tapfere That des Horatius hatte das Verderben Roms zwar verzögert, aber doch nicht abgewandt. Porsenna schloß nämlich die Stadt ganz ein, und veranlaßte dadurch eine Hungersnoth. Auch diese Gefahr erzeugte einen Helden von seltener Art. Ein edler Jüngling, Cajus Mucius, entschoß sich, den König zu tödten und so Rom von der Belagerung zu befreyen. Ohne Verzug zeigte er diesen Entschluß den Consuln an, und unternahm dann sogleich die Ausführung desselben. Er kam in der Kleidung eines feindlichen Soldaten in das königliche Lager, und bis an das Zelt des Königs. Hier wurde eben der Sold ausgezahlt. Der König und sein Schreiber, beyde fast gleich gekleidet, standen in dem Zelte, und Mucius, der nicht wußte, welcher Porsenna sey, auch durch Fragen sich nicht verrathen durfte, stürzte auf den, an welchen die Soldaten sich am meisten wandten, auf den Schreiber los, und durchbohrte ihn statt des Königs. Ergriffen, entwaffnet, soll er bekennen, wer er sey. Mehr Schrecken erregend, als selbst erschrocken blickt er um sich und spricht: „Ein römischer Bürger bin ich, Mucius ist mein Name. Ich habe als Feind den Feind ermorden wollen, und scheue jetzt nicht den eigenen Tod. Männlich handeln und männlich leiden, beydes ist römisch.“ Zugleich streckte er, sich selbst für seinen Fehlstreich zu strafen, seine rechte Hand in die lodernde Flamme eines nahen Opferherdes, ohne das geringste Zeichen von Schmerz zu verrathen. Als der König dieß sah, verwandelte sich sein Zorn in Bewunderung; er riß ihn selbst vom Feuer weg, und sagte: „Geh! du hast feindlicher an dir als an mir gehandelt. Ich entlasse dich ungestraft. Wie glücklich wäre ich, wenn für mein Land solche Tapferkeit stritte!“ — „Gut, sagte Mucius, „so nimm denn zum Danke für dein Geschenk die Nachricht hin, daß dreyhundert Jünglinge einen Bund gemacht haben

gegen dein Leben. Wir looseten, und mich traf das Loos zuerst. Die folgenden werden zu seiner Zeit dich nicht verfehlen."

Porsenna, voll Achtung gegen den römischen Männersinn, trug den Belagerten nun selbst den Frieden an, der auch bald zu Stande kam (508). Porsenna befreyte Rom von der Belagerung, und forderte nicht länger die Aufnahme des Tarquinius. Die Römer aber gaben ihm dafür ein Stück Land, das sie den Vejentern abgenommen hatten, und zehn Jünglinge, nebst eben so viel Jungfrauen, als Geißeln *). Mucius bekam den Ehrennamen Scävola, der Linkhändige, und ein Stück Feld zur Belohnung.

V. Doch kaum war dieser Feind beruhigt, so traten auch die Sabiner unter der Anführung des Sextus Tarquinius als Kämpfer auf, und als sie von den Römern gezwungen wurden, sich zu einem kostbaren Frieden zu verstehen, versuchten die Lateiner unter Octavius Mamilius, des vertriebenen Königs Schwiegersohn, die Römer zur Wiederaufnahme des Tarquinius zu nöthigen. Allein eine mörderische Schlacht, die von beyden Seiten mit der größten Hartnäckigkeit gekämpft ward, und in welcher zwey Söhne und der Schwiegersohn des Tarquinius blieben, wurde für die Römer dadurch am entscheidendsten, daß die friedlichgesinnte Partey unter den Lateinern das Uebergewicht erhielt, und nun mit den Römern sich vertrug. Unter den Friedensbedingungen war auch diese, daß alle römische Ausgewanderte aus dem Lande gejagt werden soll-

*) Eine von den Geißeln, Namens Clelia, entwischte ihren Aufsehern, und schwamm über den Fluß. Vergebens schossen die Feinde Pfeile auf sie ab. Sie kam glücklich nach Rom. Allein der Consul Valerius lieferte sie dem etrurischen Könige wieder aus. Durch diese Treue des Consuls und jene Kühnheit des Mädchens bewegt, gab er allen Geißeln die Freyheit.

ten. Der alte Tarquinius, ein neunzigjähriger Greis, aller seiner Kinder durch die bisherigen Kämpfe beraubt, flüchtete sich nun nach Cumä in Campanien, wo er auch bald starb. So endete sich der vierzehnjährige Kampf der römischen Republik gegen ihren ehemaligen König.

10.

Die Volkstribunen.

(493).

I. Ein bedeutender Feind hatte sich nun zwar entfernt; aber unzählige Streitigkeiten mit benachbarten Völkern machten, daß nimmer Friede in Rom war. Die Consuln führten gewöhnlich das Heer an, bekriegten den Feind, und gingen gegen den Winter wieder nach Haus. In sehr gefährlichen Fällen aber mußten die Consuln ihre Stelle niederlegen, und man wählte dafür einen Dictator mit unumschränkter Gewalt, die er jedoch nicht über sechs Monate besitzen sollte. Vier und zwanzig Lictoren schritten mit Ruthen und Beilen vor ihm her, um seiner Würde mehr Nachtruck zu geben. Die neue Würde kam im Jahre 498 auf, und der erste, der sie bekleidete, war Titus Lartius.

Aber nicht bloß mit den benachbarten Völkern, sondern auch unter sich hatten die Römer Streitigkeiten und Feindschaften, indem statt der vertriebenen Könige nunmehr die Patricier mit den aus ihrer Mitte erwählten Consuln regierten, und ihre niedern Mitbürger, die Plebejer, von ihnen auf alle Art gedrückt wurden. Jene bekleideten ausschließlich alle öffentlichen Aemter, und hatten den Nießbrauch aller Staatsländereyen, die sie gegen hohen Zins den Plebejern verpachteten. War nun ein Feldzug zu Ende, so fand der gemeine Bürger die Seinigen daheim meistentheils in Dürftigkeit; er mußte, um sie zu ernähren, von den Patriciern borgen, deren weitläuftige Aecker während des Feldzugs von Sclaven bearbeitet wurden; und so war

endlich kein Patricier, der nicht einen Haufen Schuldner unter den Plebejern hatte, welche nach römischem Herkommen ganz seiner Willkühr überlassen waren. Er konnte sie zu den unbarmherzigsten Strafen, zum Gefängnisse, ja zur Leibeigenschaft verdammen, wenn sie nicht Capital und Zinsen pünctlich zahlten. Die Plebejer klagten allgemein über harte Behandlung; sie weigerten sich, Kriegsdienste zu thun, und der kaum befestigte Staat stand in Gefahr, durch innere Uneinigkeit zu Grunde zu gehen.

II Die Volsker, eine mächtige Völkerschaft, bedrohten Rom von außen her, und der Senat griff in seiner großen Verlegenheit zu dem oben erwähnten Mittel, einen Dictator zu wählen. Marcus Valerius Poplicola (Volksfreund), welchen die Stimmenmehrheit traf, war ein Mann von bekannter Rechtschaffenheit, und versprach den Armen, nach geendigtem Feldzuge gegen die Volsker, Erleichterung ihrer Lasten. Er kam siegreich zurück, und trug nun im Senate darauf an, das Mißverhältniß zwischen Patriciern und Plebejern aufzuheben. Der Senat wollte die Sache aufschieben; da legte der ehrliche Dictator voll Unmuths sogleich seine Stelle nieder, und die Plebejer, die noch bewaffnet außerhalb der Stadt standen, so wie sie aus dem Kriege gekommen waren, beschloßen trotzig, draußen zu bleiben, verschanzten sich unter Anführung des von ihnen selbst gewählten Sicinius Bellutus einige Meilen von Rom auf dem heiligen Berge, und lebten hier acht Wochen lang auf Kosten der reichen Gutsbesitzer. Hierüber entstand in Rom eine allgemeine Bestürzung. Das Volk welches noch in der Stadt war, fürchtete die Patricier, und diese das völlige Entweichen des Volks oder einen auswärtigen Krieg. Der Senat beschloß, nach einer langen Berathschlagung, eine Gesandtschaft abzuschicken, um das Volk zur Rückkehr zu bewegen. An der Spitze dieser Gesandtschaft stand Menenius Agrippa, weil er dem Volke am angenehmsten war, und dasselbe am besten zu behandeln wußte. Er fand die Mißvergnügten höchst

aufgebracht über die Anmaßungen des Adels. Sie seyen doch eigentlich die Hauptpersonen im Staate, hieß es; denn sie ernährten und beschützten die Uebrigen. Da erzählte ihnen Menenius folgende Fabel. „Die Glieder des Körpers empörten sich einst wider den Magen; sie wollten es nicht länger dulden, daß dieser allein in behaglicher Ruhe in der Mitte sitze, und sich von den andern füttern und tragen lasse. Sie versagten ihm also ihren Dienst. Die Hände wollten keine Speise mehr in den Mund bringen, der Mund sie nicht aufnehmen, und die Zähne sie nicht zermalmen. Diesen Vorsatz führten die Glieder eine Zeit lang aus. Aber bald bemerkten sie, daß sie sich selbst dadurch schadeten. Sie fühlten nämlich, daß es der Magen sey, der die Säfte der empfangenen Speise durch alle Glieder verbreite, und dadurch ihnen alle Kraft und Munterkeit ertheile. Sie verließen daher ihr Vorhaben, und sehnten sich wieder mit dem Magen aus." — Das Volk begriff den Sinn dieser Dichtung wohl, und zeigte sich auch geneigt, wieder in die Stadt zu kommen; nur verlangte es, daß es gleich der patricischen Partey auch seine Wortführer im Senate erhalte, die für das Wohl der plebejischen Partey redeten und sorgten. Der Senat mußte dieser billigen Forderung nachgeben: die Schulden der Plebejer wurden erlassen, und es wurden aus diesem Stande zwey Vorsteher gewählt, die man Volkstribunen nannte (493). (Sie wurden bald auf fünf, und später auf zehn vermehrt.) Ihre Personen wurden für unantastbar und ihre Häuser für Freystätten der Verfolgten erklärt, und es ward ihnen das Recht zugestanden, sich jedem Schlusse des Senats zu widersetzen, durch welchen die Rechte der Plebejer im geringsten geschmälert zu werden schienen. Sie durften zwar kein Gesetz vorschlagen, aber sie konnten mit dem einzigen Worte Veto (ich will nicht) jeden Beschluß des Senats ungültig machen. Ihnen wurden zwey Gehülfen, Aedilen genannt, zugesellt, welche die Aufsicht über die öffentlichen Plätze, Gebäude, Straßen u. dgl. führten. Das

Einzige, was sich der Stolz der Patricier vorbehielt, war, daß diese plebejischen Magistrate nicht auf den Bänken der Senatoren Platz nehmen durften, sondern an der Thür der Curie (des Rathhauses) stehen bleiben mußten.

11.

Bürger-Versammlungen.

(492.)

I. Von dem Zeitpuncte an, als das Volk seine Tribunen erhalten hatte, begann ein großer Kampf zwischen den Plebejern und Patriciern. Gegen zweyhundert Jahre dauerte er. Die Plebejer trugen den Sieg davon.

Die erste Gelegenheit zur Schmälerung der Macht der Patricier gab eine große Hungersnoth (492), welche unter dem Volke einen Aufruhr veranlaßte, weil man es beredet hatte, die Reichen hielten aus Neid mit ihren großen Vorräthen an Getreide zurück. In einer deßhalb angestellten Versammlung, in welcher es sehr stürmisch zuging, ließ sich der Consul unbedachtsamer Weise ein Wort entfallen, als wenn die Tribunen das Volk selbst versammeln und ihm Vorträge thun dürften, welches diese sogleich für ein ihnen zugestandenes Recht annahmen, und fortan in Ausübung zu bringen nicht unterließen.

II. Indeß ward die Hungersnoth immer größer und allgemeiner, weil der Ackerbau während der ewigen Kriege mit den nahe gelegenen Völkern liegen blieb, und die Felder von dem Feinde verwüstet wurden. Mit schwerem Gelde mußte der Adel das nöthige Getreide aus den benachbarten Staaten und aus Sicilien kommen lassen, und als es ankam, stürzte das ganze Volk darüber her. Die Furchtsamen im Senate waren auch der Meinung, man müsse einen Theil davon an das Volk verschenken; aber die andern drangen auf den Verkauf. Da stand ein junger rascher Patricier, Cajus Marcius, der wegen der Zer-

störung der volskischen Stadt Corioli den Beynamen Coriolanus erhalten hatte, in der versammlung auf, und sagte: „Will der Pöbel von unserm theuer erkauften Brode essen, so diene er uns auch dafür, und lege die Herrschaft wieder ab, die er sich so frech über uns ertrotzt hat. Weg mit den Tribunen! Haben wir darum den Tarquin vertrieben, daß uns Tyrannen aus dem Pöbel beherrschen sollen? Warum gehen sie jetzt nicht aus der Stadt, und verschanzen sich auf dem heiligen Berge oder einem andern Hügel, und suchen sich Korn auf unsern Feldern? Laßt sie doch jetzt hinausgehen! da mögen sie zahm werden, und lernen, was aus den Feldern wird, von deren Bestellung man die Eigenthümer abhält!“ Diese Rede setzte die Plebejer in Wuth; sie drangen darauf, den stolzen Patricier vor dem Volke zu richten: eine bisher unerhörte Sache. Coriolan willigte endlich selbst darein, in der Hoffnung, daß die Patricier ihn, wenn nach Centurien gestimmt würde, durch Mehrheit der Stimmen befreyen würden. Aber die Tribunen setzten durch, daß das Volk, um zu stimmen, sich nicht in Centurien, sondern in Tribus theilen sollte, worin Mann für Mann seine Stimme gab, das Volk also offenbar das Uebergewicht hatte. Dieß waren die ersten comitia tributa (Bürger-Versammlungen), und der zweyte große Sieg, den die Plebejer errangen. Coriolan, obgleich zu denselben vorgeladen, erschien nicht; man verdammte ihn daher abwesend zum Tode. Er floh zu den Volskern, Wuth und Rache schnaubend gegen sein Vaterland. Die Volsker nahmen den Zerstörer ihrer Stadt Corioli mit Freuden auf, und ihr König errichtete mit ihm ein gastfreundschaftliches Bündniß.

III. Nicht lange darauf erschien der beleidigte Römer an der Spitze eines großen Heeres der Volsker an den Grenzen des römischen Gebiets. Er nahm eine Stadt nach der andern weg, verheerte alles weit und breit, die Güter der Patricier ausgenommen, und schlug sein Lager 5000 Schritte vor Rom auf. Furcht und Schrecken er-

griff das Volk. Die Consuln wollten die Bürger, wie sonst, hinaus gegen den Feind führen; aber kein Plebejer wagte es, sich dem erbitterten Rächer gegenüber zu stellen. Sie baten einmüthig den Senat, er möchte Friedensunterhandlungen eröffnen. Es geschah; aber die Abgesandten wurden stolz zurückgewiesen. Eine zweyte Gesandtschaft wurde gar nicht angenommen. Zuletzt machten sich die Priester auf, geschmückt mit ihren Ehrenzeichen und Opferbinden, und warfen sich flehend im feindlichen Lager nieder; aber auch sie erweichten den harten Sinn des Siegers nicht. Da gingen die römischen Frauen zu Coriolans alter Mutter Veturia und zu seiner Gemahlinn Volumnia, und bewegten sie, mit ihnen ins volskische Lager zu gehen. Volumnia mußte noch ihre beyden Kinder auf den Armen tragen, und so hoffte man durch weibliche Thränen zu erlangen, was Gesandten und Priestern nicht gelungen war. Als Coriolan von einer angekommenen Procession von Weibern hörte, wandte er sich mit Widerwillen weg. Doch da ihm ein entflohener Römer sagte, er sehe seine Mutter, seine Gemahlinn und seine Kinder in dem Zuge, ging er den Kommenden entgegen. Die Thränen der Mutter, ihre strafenden Worte, und die Bitten und Liebkosungen der Gattinn und der Kinder brachen seinen Männersinn, und mit Thränen rief er am Halse der Mutter: „O Mutter, Mutter! Rom hast du gerettet; aber ich bin verloren!“ Er entließ die Frauen, führte das Heer zurück, und ward dafür von den getäuschten Volskern erschlagen. Die Römer aber errichteten, zum Andenken an die schöne That der Frauen, dem weiblichen Glücke einen Tempel.

12.

Die Gesetze der zwölf Tafeln.

(452.)

I. Bisher hatten vor Gericht die Willkühr der Consuln, das Herkommen und die Gesetze der Könige, die dem

Volke unbekannt waren, entschieden, und die Patricier suchten diese, so wie die Formalitäten des Rechts, auf alle mögliche Weise vor dem Volke zu verheimlichen. Diesem Uebel abzuhelfen, schlug ein Senator, Cajus Terentillus Arsa, 462 v. Chr. vor, man sollte einige verständige Männer nach Athen schicken, um dort eine Anzahl auch für Rom passender Gesetze zu sammeln, und diese öffentlich vor der Curia aufzustellen. Aber so groß war die Eifersucht des Adels, daß sich der ganze Senat diesem billigen Ansuchen mit der größten Heftigkeit widersetzte. Daraus entstanden neue Unruhen: das Volk weigerte sich zu fechten, da der Sabiner Herdonius in das römische Gebiet einfiel. In dieser Noth ward ein Dictator, Lucius Quinctius Cincinnatus, erwählt, den man — so einfach waren die Sitten — vom Pfluge abrufen mußte*);

*) Dieser Cincinnatus zeichnete sich mitten unter den Streitigkeiten der Patricier und Plebejer durch Klugheit, Rechtschaffenheit, Vaterlandsliebe und Sitteneinfalt aus. Nachdem sein Sohn Cäso, durch den Haß der Tribunen verfolgt, aus Rom geflüchtet war, war er mit seiner Gemahlinn Attilia auf sein kleines Landgut am jenseitigen Ufer der Tiber gezogen. Hier lebte er in stillem Frieden, bloß mit dem Ackerbau beschäftigt. Allein man kannte zu Rom den Werth dieses Mannes. Daher kam es, daß er schon im folgenden Jahre (459) zum Consul erwählt wurde, um Ruhe und Frieden in dem zerrütteten Staate wieder herzustellen. Die Gesandten des Senats überbrachten dem Cincinnatus diese Nachricht, als er eben auf dem Felde arbeitete, und nur die Noth seines Vaterlandes konnte ihn bewegen, das Consulat anzunehmen. Er verließ sein Landgut, und beym Weggehen sagte er zu seiner Gemahlinn: Ich fürchte, meine liebe Attilia, unser kleines Feld wird in diesem Jahre unbebaut bleiben. Als Cincinnatus nach Rom gekommen war, zeigte er sich als einen eben so verständigen als redlichen Staatsmann. Er verwaltete das Consulat mit so vieler Klugheit und Gerechtigkeit, daß er Ruhe und Ordnung

und auch das Volk wurde befriedigt. Noch ein paar Weigerungen, und der Adel mußte den Plebejern statt fünf Tribunen zehn, und diesen das Recht, Consuln vor Gericht fordern und den Senat versammeln zu dürfen, gewähren (457). Endlich ging auch jetzt das Terentillische Gesetz *) durch, und drey Männer gingen, Gesetze zu sammeln, nach Griechenland ab (454).

II. Nach zwey Jahren kamen sie zurück, und nun ward eine eigene Gesetz-Commission von zehn Senatoren (Decemvirn) gewählt, um aus den fremden Schätzen und den bisher landüblichen Gebräuchen eine Anzahl zweckmäßiger Landesgesetze zusammen zu suchen. Die Resultate dieser Bemühungen stellte man sodann, auf eichene Tafeln geschrieben, zur allgemeinen Beurtheilung aus, und grub sie hierauf, nachdem Senat und Volk sie gebilligt, in zehn eherne Platten. Diese wurden öffentlich auf dem Markte aufgestellt, und im nächsten Jahre (451) noch mit zwey Tafeln vermehrt. Auch in diesen Gesetzen hatte der Adel sein Ansehen wohl verwahrt; denn unter andern war darin die Ehe zwischen Patriciern und Plebejern streng verboten, auch sogar jede Maßregel gegen Schuldner erlaubt; nur sollte man nie mehr Zinsen als Eins vom Hundert nehmen. Processe sollten, wie in Athen, durch Redner geführt werden, und auch der schwierigste in Einem Tage abgemacht seyn.

III. Man hatte während dieses Geschäfts den dazu bestellten Decemvirn consularische Gewalt gegeben, und

---

bald wieder herstellte. Aber am Schluße des Jahres eilte er auch sogleich wieder in seine ländliche Wohnung zurück, um sein Feld aufs neue zu bestellen. Die Achtung aller Redlichen war ihm gefolgt. Zwey Jahre darauf wurde er zum Dictator ernannt.

*) Die römischen Gesetze wurden gewöhnlich nach den Namen derer benannt, die sie zuerst in Vorschlag gebracht hatten.

dafür die Consuln suspendirt. Nachdem nun die Zehn ihr Geschäft vollendet hatten, bezeigten sie keine Lust, ihr Amt niederzulegen, sondern fingen vielmehr an, despotisch zu regieren. Dadurch erbitterten sie das Volk gegen sich, bis endlich durch die Tyranney und Zügellosigkeit des Appius Claudius, des Vornehmsten unter den Decemvirn, eine völlige Empörung ausbrach. — Appius strebte nämlich nach dem Besitz der Virginia, einer Tochter des Lucius Virginius und Braut des Icilius. Anfangs suchte er sie durch Bestechungen zu gewinnen. Da ihm aber dieses nicht gelang, so bewog er seinen Clienten Marcus Claudius, die Virginia für eine Tochter seiner Sclavinn auszugeben und als sein Eigenthum zurückzufordern. Dieß geschah. Als Virginius eben im Felde war, ergriff Claudius dessen Tochter auf offener Straße und führte sie vor den Richterstuhl des Appius. Hier behauptete er abgeredetermassen, daß Virginia ihm angehöre. Der Decemvir fand auch sogleich diese Behauptung gegründet. Allein Icilius trat auf, und bewirkte nach langem Streite wenigstens so viel, daß vor der Ankunft des Vaters nicht entschieden werden sollte. Virginius wurde durch Boten aus dem Lager geholt. Am folgenden Tage erschien er vor Gericht und bewies, daß er der Vater der Virginia sey. Aber der Decemvir achtete nicht auf dessen Beweise, sondern erklärte, daß Virginia dem Claudius angehöre. Da Virginius sah, daß seine Tochter verloren sey, bath er noch um eine kurze Unterredung mit derselben. Diese wurde ihm vergönnt. Nun führte er sie zu einer Fleischerbude. Hier ergriff er schnell ein Messer und stieß es ihr in die Brust, indem er ausrief: „Hiermit allein, mein Kind, kann ich deine Ehre retten!“ Darauf wendete er sich gegen Appius und schrie: „Bey diesem Blute weihe ich dein Haupt den Göttern der Unterwelt!“ Durch diese That gerieth alles in den größten Aufruhr, der nicht eher gestillt wurde, als bis die Decemvirn gezwungen ihr Amt niederlegten, Appius ins Ge-

fängniß geworfen, und die Consuln wieder eingesetzt waren (449). Appius entleibte sich selbst.

13.

Theilnahme der Plebejer an den höchsten Staatswürden.

(445 — 300.)

I. Die Schritte der Plebejer wurden jetzt immer kühner, rascher und glücklicher. Das Mittel, den Kriegsdienst zu verweigern, that immer seine Wirkung. Sie forderten, daß Plebejer und Patricier sich wechselseitig heirathen, und auch Plebejer an dem Consulat und Priesterthume Theil nehmen durften. — Schon im Jahre 445 erreichten sie die erste Forderung, indem das Verbot der Heirathen zwischen Plebejern und Patriciern durch das Canulejische Gesetz aufgehoben wurde. Aber noch achtzig Jahre mußte die Volkspartey kämpfen, bis sie endlich auch die Theilnahme an dem Consulate errungen hatte.

II. Anfangs wählten die Patricier, welche den Plebejern das Consulat schlechterdings nicht gestatten wollten, Auswege. Die Consuln wurden für manches Jahr ganz aufgehoben, und an ihrer Stelle sogenannte Kriegstribunen mit Consulargewalt, drey patricische und drey plebejische, eingesetzt. Damit aber die Vermischung der verschiedenen Classen von Bürgern verhindert wurde, stiftete man (444) eine eigene Polizeybehörde, zwey auf 18 Monate gewählte Censoren, welche sorgfältige Listen aller Arten von Einwohnern halten mußten. (Noch wichtiger wurde das Amt dieser Censoren, als sie auch Sittenrichter wurden.) Im Jahre 406 sahen sich die Patricier zum ersten Male gezwungen, den Plebejern für ihre Kriegsdienste einen ordentlichen Sold zu reichen. Endlich 366 ward der erste Consul aus dem Plebejerstande erwählt; es war L. Sextius. Dagegen sollte das Richteramt von dem

Consulate getrennt, und einer besondern Magistratsperson, Prätor genannt, der immer ein Patricier seyn mußte, übertragen werden. Die Theilnahme der Plebejer an den übrigen Staatswürden — der Dictatur 356, der Censur 351, der Prätur 337 — folgte hierauf von selbst. Im Jahre 300 erhielten sie endlich auch Ansprüche an das Priesterthum. Der Unterschied zwischen Patriciern und Plebejern war von dem an nur wenig mehr, als Namens-Unterschied.

14.

Kriege mit Roms Nachbarn.

(500 — 396.)

I. Während die Bürger der ewigen Stadt auf diese Weise ihre Freyheit begründeten, erweiterten sie zugleich ihr Gebiet nach außen, so daß Rom bereits 410 v. Chr., also ungefähr hundert Jahre nach der Vertreibung der Könige, durch die wiederholte Besiegung der Sabiner, Heniker, Volsker und Etrusker, der beträchtlichste Staat von Italien war.

Manches Einzelne von diesen Kriegen haben wir schon in der Geschichte des Freyheitskampfes der Römer sowohl mit Tarquinius dem Stolzen, als unter sich, kennen gelernt. Hier nur die Erzählung von der Eroberung der etruscischen Städte Falerii und Veji durch Marius Furius Camillus.

II. Schon lange Zeit hatte dieser treffliche General die Stadt Falerii belagert, als ihn nicht römische Tapferkeit, sondern römische Ehrlichkeit in den Besitz derselben setzte. Ein Lehrer der Jugend hatte nämlich treuloser Weise die Kinder der vornehmsten Einwohner unter dem Vorwand, sie ins Freye spazieren zu führen, in das römische Lager geführt. Als er daselbst ankam, wurde er vor Camillus gebracht. In der Hoffnung hier eine Belohnung zu erhal-

ten, sagte er: „Ich übergebe dir jetzt die Stadt, indem ich dir diese Kinder ausliefere.“ Aber Camillus ward über diese schändliche Verrätherey heftig erzürnt. Anstatt den Lehrer zu belohnen, wie dieser gehofft hatte, bestrafte er dessen Treulosigkeit. Er befahl nämlich, denselben zu entkleiden, ihm die Hände auf den Rücken zu binden, und so ihn durch seine eigenen Schüler mit Ruthen in die Stadt zurückpeitschen zu lassen. Diese Gerechtigkeit des Camillus rührte die Einwohner von Falerii so sehr, daß sie freywillig ihre Stadt den Römern übergaben.

III. Der hartnäckigste Feind der Römer war der etruscische Staat Veji, der desto schwerer zu besiegen war, weil er seine kriegerische Stärke durch den Besitz höherer Cultur verstärken konnte, und eine durch die Natur befestigte und durch jähe und herabhangende Felsen geschierte Hauptstadt hatte. Die Demüthigung dieses Staates kostete die Römer einen fortgesetzten Kampf von zehn Jahren (406—397), der für sie eine wahre Schule in der Kriegskunst wurde. Endlich gelang es dem Camillus, die Stadt auf folgende Weise zu erobern. Er hatte einen unterirdischen Gang unter ihren Mauern hin graben lassen. Während er nun von außen stürmen ließ, stiegen innerhalb derselben die geharnischten Soldaten aus dem Gange herauf. Unbarmherzig plünderte nun der rohe Sieger die Stadt, und Camillus, welcher vorher dem Apoll den zehnten Theil der Beute gelobt hatte, konnte jetzt nicht daran denken, der Raubgier der Plünderer Einhalt zu thun, oder sie zu einer Theilung zu bewegen. Da er aber doch den Zorn der Götter fürchtete, wofern er das Gelübde nicht erfüllte, so gaben die römischen Frauen von ihrem Schmucke freywillig so viel her, als beyläufig der zehnte Theil der Beute betrug (396).

IV. Veji gefiel den Römern so wohl, daß sich viele dort ansäßig machen wollten. Diesem arbeitete aber Camillus entgegen, damit die Macht des Volkes nicht getheilt würde. Dafür lud er den ganzen Haß der Volkstribunen

auf sich, die ihn unter mancherley nichtigen Vorwänden anklagten. Der Senat selbst gab dem Volke nach, und verurtheilte ihn zu einer Geldstrafe. Entrüstet über diese Behandlung verbannte er sich selbst aus seiner Vaterstadt, und ging nach Ardea, die Götter bittend, daß sie doch bald eine Zeit der Reue und der Sehnsucht nach ihm über seine undankbaren Mitbürger schicken möchten. Und nur zu schnell ward ihm sein Wunsch gewährt.

15.

Die Gallier in Rom.

(390.)

I. Bald nach Camillus Verbannung erschien vor dem römischen Senate eine unerwartete Gesandtschaft. Abgeordnete der etruscischen Stadt Clusium bathen die Römer um Beystand gegen einen wilden Feind, der von jenseit der Alpen hergekommen sey; Gallier nenne sich die Schaar, und ihr Anführer Brennus. Die Römer fanden es nicht rathsam, ein Heer so weit hinzusenden. Um aber doch die Hülfe nicht ganz zu verweigern, beschloß man, drey patricische Jünglinge als Gesandte mitzuschicken, die den Galliern im Namen des römischen Volkes bedeuten sollten, daß man in Rom unzufrieden sey über ihr feindliches Verfahren gegen Leute, die sie nie beleidigt hätten, und daß man jetzt noch in Güte, bald aber im Ernst zu ihnen reden werde, wenn sie nicht abließen, die Freunde der Römer zu beunruhigen. Die Gallier antworteten: Man wolle den Vorschlag zum Frieden nicht verachten, wenn nur die Clusiner von ihren überflüßigen Aeckern ihnen, die daran Mangel litten, etwas mittheilen wollten; wenn aber das nicht geschähe, so wollten sie ihnen und aller Welt zeigen, wie sehr die Gallier an Tapferkeit allen andern Sterblichen überlegen wären. Als nun die Gesandten fragten: mit welchem Rechte sie fremdes Eigenthum be-

gehrten? antworteten sie: „Wir tragen das Recht auf der Spitze des Schwertes, und tapfern Männern gehört alles.“

11. Hierauf begaben sich die Jünglinge in die belagerte Stadt, erzählten die Antwort der Feinde, und munterten die Clusiner zu einem heftigen Ausfalle auf. Dieser wurde gemacht; und die Gesandten selbst fochten an der Spitze und erlegten eines der gallischen Oberhäupter. Kaum waren die Jünglinge, mit der Rüstung des erlegten Feindes prunkend, nach Rom zurückgekommen; so folgten ihnen auch schon auf dem Fuße gallische Gesandte nach, die sich über die Verletzung des Völkerrechts beschwerten, und auf die Auslieferung der drey unbesonnenen Jünglinge drangen. Der Senat fand die Forderung billig; aber das Volk verweigerte sie, und erwählte sogar noch die drey tollkühnen Jünglinge zu Kriegstribunen für das folgende Jahr. Brennus rückte nun im höchsten Zorn gegen Rom, begegnete dem römischen Heere am Flusse Allia, eilf Stunden vor der Stadt, und erfocht einen vollkommenen Sieg über dasselbe. Die Flucht war allgemein; ein großer Theil rettete sich nach dem nahen Veji, und überließ Rom seinem Schicksale. Die noch Rom erreichten, blieben nicht in ihren Häusern, sondern flüchteten auf das befestigte Capitol hinauf. Die Feinde rückten nun in die leere Stadt. Als sie sahen, daß die römische Macht auf dem Capitol verschanzt sey, beschlossen sie, dieselbe dort auszuhungern. Sie besetzten daher mit einem Theile des Heeres die Zugänge zum Capitol, während der andere in der Nachbarschaft umherstreifte, um Lebensmittel herbeyzuschaffen.

Einer dieser Schwärme beunruhigte oft die Felder von Ardea, eben der Stadt, wohin Camillus sich begeben hatte. Dieser sammelte die kühnsten Leute des Ortes, überfiel die sorglosen Gallier bey Nacht in ihrem Lager, und richtete ein fürchterliches Gemetzel unter ihnen an. Das hörten die nach Veji geflüchteten Römer; und so geschah es, daß sich bey Ardea ein ansehnliches Heer sammelte,

voller Zuversicht, wenn Camillus sie anführte, diese Gallier aus Rom zu vertreiben, und das bedrängte Capitol zu befreyen. „Ich kann euer Anführer nicht seyn," erwiederte Camillus auf ihren Antrag, „wofern nicht der Senat mich dazu bevollmächtigt." Aber wie sollte man zu diesem auf das Capitol kommen? Ein wackerer Mann, Pontius Cominius, schwamm in finsterer Nacht durch die Tiber, täuschte die Wachen, erkletterte an einer unzugänglichen Stelle den Felsen, erzählte oben den ganzen Vorgang, und brachte glücklich die Dictatorwürde für Camillus zurück.

IV. Jedoch die Spur des Hinaufgekletterten blieb am folgenden Tage den Galliern nicht verborgen. Sie untersuchten die Gelegenheit genau, und die Entschlossensten versprachen, in der nächsten Nacht hinaufzuklimmen. Dieß geschah auch, ohne daß ein Wächter oder ein Hund die Ankunft der Feinde gewahr ward. Nur die der Juno geheiligten Gänse erhoben ein Geschnatter, das den Senator Manlius zuerst erweckte. Er eilt hinzu, haut den ersten Gallier nieder, stößt einem zweyten den Schild ins Gesicht, daß er rücklings den Felsen hinabstürzt, und als auf sein Geschrey noch mehrere Römer herbeyeilen, wird jeder Gallier, der noch im Klettern begriffen ist, zurückgeworfen. Die dankbaren Römer verehrten jetzt, wo die Lebensmittel so kostbar waren, ihrem Retter Mehl und Wein, und selbst die Aermsten darbten sich ab, um nur erkenntlich seyn zu können. (Sechs Jahre später wurde Manlius, weil man ihn auf einem Plan ertappte, die Staatsverfassung umzuwerfen, von dem nämlichen Felsen herabgestürzt.)

V. Fast sieben Monate hatte die Belagerung gedauert, als die Römer, denen Camillus zu lange ausblieb, mit den Feinden in Unterhandlung traten, und sich gefallen hießen, den Galliern, welche wegen Seuchen und Mangel an Lebensmitteln die Belagerung aufzuheben wünschten, ihren Abzug mit tausend Assen Goldes zu bezahlen. Als die Römer sich über das zu schwere Gewicht der Gallier be-

schwerten, warf Brennus trotzig noch sein Schwert zu den Gewichtern und rief höhnend: „Weh den Besiegten.“ Aber während man noch das Gold abwog, kam Camillus mit seinem Heere an. „Weg mit dem Golde!“ rief er; „mit Eisen erkauft der Römer sein Vaterland!“ Die Gallier beriefen sich auf ihren rechtmäßigen Vertrag mit den Belagerten. „Der gilt nicht,“ antwortete Camillus; „ich bin Dictator, und ohne mich kann Rom keine Verträge schließen.“ Man griff zum Schwerte; die Gallier wurden zurückgetrieben und am folgenden Tage in einer Schlacht gänzlich besiegt. — Nun wollten die Römer nach Veji ziehen, weil es ihnen unmöglich schien, das verwüstete Rom wieder aufzubauen; aber das Wort eines Centurio, der eben mit seiner Wache über den Markt zog und zum Fahnenträger rief: „Halt! hier wollen wir bleiben!“ galt als Götterspruch; man blieb, und erbaute die Stadt. Camillus hielt einen feyerlichen Triumph, und die jubelnden Soldaten nannten ihn den Vater des Vaterlandes und den zweyten Romulus.

16.

Krieg mit den Samnitern.

(343 — 291).

I. Bedeutender, als alle bisherigen Kriege der Römer, war der Krieg mit den Samnitern, welcher mit dem Jahre 343 seinen Anfang nahm. Dieser Krieg war die trefflichste Schule der Kriegskunst für die Römer, und die schönste Periode ihres Heroismus. Ihre Tapferkeit war unwiderstehlich, vom obersten Feldherrn an bis zum gemeinen Soldaten. Zuweilen, wenn die Römer in der Schlacht zu weichen anfingen, stürzte sich ein Consul selbst, nachdem er sich durch ein Gebeth dem Tode für's Vaterland geweiht hatte, mitten unter die Feinde, wo er sogleich das Leben verlor. Durch diesen Anblick gewannen die Soldaten einen

solchen Muth, daß sie bald den Sieg davon trugen. So opferten sich Decius Mus, Vater und Sohn. Auch warf manchmal der Feldherr, wenn die Feinde nicht weichen wollten, eine Fahne unter sie; und die Römer drangen, um sie wieder zu erhalten, desto hitziger unter dieselben ein. Die römischen Soldaten wurden für ihre Tapferkeit auf mancherley Art, besonders durch Kronen von Eichenblättern, belohnt. Zugleich waren sie und ihre Befehlshaber einer strengen Kriegszucht unterworfen. So verbot einmal der Consul Manlius, ein Sohn jenes Manlius, der das Capitol rettete, bey Lebensstrafe, sich mit den Feinden in ein Gefecht einzulassen. Der Sohn des Consuls ward von dem Vater zum Recognosciren geschickt; er stieß auf den Anführer eines feindlichen Reiterhaufens, und wurde von diesem zu einem Zweykampfe herausgefordert. Der junge Manlius glaubte die Ausforderung, als Ehrensache, annehmen zu müssen; er erlegte den Anführer und zog ihm seine Rüstung aus. Frohlockend brachte er diese zu seinem Vater, und erwartete von ihm die größten Lobsprüche. Allein dieser ließ die Soldaten zusammenkommen, belohnte zuerst den Sohn mit einer Krone, und ließ ihn dann als Uebertreter der Kriegszucht nach dem Gesetze enthaupten.

II. Der Krieg hatte bereits dreyundzwanzig Jahre gedauert, als sich für die Römer bey Caudium, zwischen Capua und Benevent, das größte Unglück ereignete. Die listigen Samniter hatten nämlich die Römer in ein tiefes, von steilen Gebirgen rings umschlossenes Thal gelockt, und den Ein- und Ausgangspaß schnell verrammelt. Nun sahen sich die Römer mit Bestürzung eingeschlossen und dem sichern Hungertode preisgegeben. Sich durchzuschlagen war unmöglich; man unterhandelte also. Die Samniter verlangten Frieden, 600 Geißeln, Auslieferung aller Waffen und Rüstungen, und Durchkriechung des ganzen gefangenen Heeres durch einen aufgerichteten Galgen. Die Nothwendigkeit gebot die Annahme der schmählichen Bedingungen. Die Consuln, ohne Lictoren und aller Ehrenzeichen

entkleidet, gingen zuerſt hindurch; ihnen folgte das übrige Heer halbnackt und vor Scham und Wuth auf die Erde blickend. Sie kehrten nach Rom zurück und fanden hier gleiche Niedergeſchlagenheit. Man legte die öffentliche Trauer an, die Kramläden wurden geſchloſſen, die Gerichtspflege aufgehoben. Die Conſuln legten ihre Würde nieder, und ein Dictator wurde erwählt. Jetzt trat einer der Conſuln, Spurius Poſtumius Albinus, auf und erklärte: „der Vertrag von Caudium ſey ungültig, da er ohne Genehmigung des Senats und Volkes vollzogen worden ſey; es müſſen daher alle diejenigen dem Feinde ausgeliefert werden, die ſich für jenen Frieden verbürgt haben; er ſelber ſey bereit, ſich zu ihnen zu beliebiger Strafe führen zu laſſen, und er hoffe, ſein geweſener College nebſt den übrigen Theilnehmern würden nicht unedler denken.“ Wirklich erboten ſich alle dazu. Das Volk jauchzte dem Heldenſinn ſeiner Führer Beyfall, ein neues Heer ward ausgerüſtet und nach Caudium geführt, die Urheber des Vertrags wurden den Samnitern als Gefangene übergeben. Der feindliche Feldherr weigerte ſich zwar, ſie anzunehmen: da er aber ſeine Reden vergeblich ſah, ließ er aus edlem Stolze nicht nur die angebotenen Schlachtopfer, ſondern auch die Geißeln frey, und griff wieder zu den Waffen. Der Krieg ward noch ganze dreyßig Jahre geführt, bis endlich die Römer ſiegreich aus demſelben hervorgingen, und ſo ihre Herrſchaft in dem ſüdlichen Italien gründeten (291).

17.

Krieg mit Tarent.

(282—272.)

I. Zur Vollendung dieſer Herrſchaft und zum Beſitz von ganz Italien (nach ſeinem Umfang in den alten Zeiten) fehlte nun den Römern nichts mehr, als die griechiſche Colonie Tarent. Zum Unglück für dieſe Stadt

reizten ihre Einwohner die Römer selbst zum Kriege. Sie verjagten eine römische Besatzung in Thurii, und schlugen eine römische Flotte, die den Eingang in den Hafen von Tarent erzwingen wollte. Und da nun Postumius, ein alter ehrwürdiger Mann, der dreymal Consul gewesen, als Gesandter nach Tarent geschickt wurde, um Ersatz und Genugthuung zu fordern, wurde er nicht nur von dem ganzen muthwilligen Volke wegen seiner schlechten Aussprache des Griechischen verlacht, sondern ein bekannter Possenreisser hatte die Unverschämtheit, ihm von hinten im Gedränge sein Oberkleid unanständig zu beschmutzen, worüber wiederholt ein allgemeines Gelächter erscholl. Aber mit drohender Stimme rief der Greis: „Diesen Flecken wäscht nur Tarentinerblut aus!" Und damit war der Krieg erklärt (282).

II. Die Tarentiner, zu schwach, um es allein mit den Römern aufzunehmen, riefen den eroberungslustigen Pyrrhus, König von Epirus in Griechenland, zu Hülfe, der auch wirklich mit 25,000 Mann geübter Soldaten und mit 20 Elephanten erschien.

Pyrrhus war ein tapferer und ruhmdürstiger Feldherr, der die griechische Kriegskunst von den größten Generalen Alexanders erlernt hatte. Welch ein Feind für die Römer! Dennoch wurden sie nicht verzagt; und in der blutigen Schlacht am Flusse Siris, unweit der Stadt Heraclea, würden gewiß die geschickten Manöver der Griechen von der römischen Tapferkeit besiegt worden seyn, wenn nicht die Elephanten mit ihren Thürmen voller Soldaten auf dem Rücken, ein den Römern ganz neuer Anblick, die römischen Pferde scheu gemacht, und dadurch alles verwirrt hätten. Dieses verursachte den Römern eine ungewohnte Niederlage; 1500 Mann blieben auf dem Platze, und 1800 wurden gefangen. Allein auch Pyrrhus hatte verloren, und, selbst ein tapferer Mann, erfüllte ihn die Tapferkeit der Römer mit Hochachtung und Bewunderung. Er ließ ihre Todten begraben, und begegnete den Gefangenen mit

griechischer Artigkeit, ein Betragen, von dem die Römer bis dahin noch gar nichts gewußt hatten.

Nach diesem Siege rückte Pyrrhus bis Präneste vor, und sandte von hier aus den Redner Cineas, einen Schüler des Demosthenes, mit Friedensanträgen für Italien nach Rom. Dieser brachte es wirklich durch seine feinen Rednerkünste dahin, daß einige Senatoren die Anerbietungen des Pyrrhus vortheilhaft fanden, als ein alter blinder Senator aufstand. „Bisher," sagte er, „habe ich den Verlust meiner Augen betrauert; jetzt wünsche ich auch noch taub zu seyn, um die unwürdigen Rathschläge eurer Feigheit nicht anhören zu dürfen." Dann fuhr er fort, sie an den bisherigen Ruhm des römischen Namens zu erinnern, und zum fortdauernden Kriege mit dem Abentenrer Pyrrhus zu ermuntern, so daß die Consuln endlich den Gesandten mit der Antwort entließen: „Es sey nicht eher an Friedensunterhandlungen zu denken, als bis Pyrrhus Italien verlassen haben werde." Cineas konnte bey seiner Zurückkunft dem Pyrrhus seine Verwunderung nicht lebhaft genug schildern. „Diese Rathsversammlung," sprach er, „schien mir ein Senat von Königen zu seyn, und das Volk ist so bereit zum Kriege, daß der Consul schon wieder ein zweymal so großes Heer als vor der Schlacht beysammen hat."

Wenige Tage nachher schickten die Römer wegen Auslösung der Gefangenen an den Pyrrhus eine Gesandtschaft, bey welcher auch der durch seine Tapferkeit und feste Redlichkeit trotz seiner Armuth hochgeachtete Cajus Fabricius Luscinus war. Pyrrhus nahm ihn freundschaftlich auf, und bath ihn, ein reiches Geschenk bloß als ein Zeichen seiner Hochachtung und Gastfreundschaft anzunehmen. Fabricius schlug es kurz ab. Am folgenden Tage wollte Pyrrhus die berühmte Geistesgegenwart des Mannes auf die Probe setzen. Er ließ nämlich insgeheim seinen größten Elephanten hinter einen Vorhang stellen. Nach einer Unterredung mit Fabricius gab der König ein Zeichen; der

Vorhang ward weggezogen, und der Elephant streckte mit einem fürchterlichen Gebrüll seinen Rüssel über des Römers Kopf hin. Ganz gelassen sagte Fabricius: „So wenig mich gestern dein Geld gereizt hat, so wenig schreckt mich heute dein Elephant.“ Pyrrhus suchte nun diesen heldenmüthigen Mann zu bewegen, als sein Freund und erster Feldherr bey ihm zu bleiben; allein vergebens. Um indessen in der Großmuth nicht hinter ihm zu bleiben, erlaubte er sämmtlichen römischen Gefangenen zu dem bevorstehenden großen Feste der Saturnalien nach Rom zu gehen, und sich nachher wieder in seinem Lager als Gefangene einzustellen. Sie gingen, und wurden auch nach dem Feste wieder zurückgeschickt; ja der Senat setzte Todesstrafe darauf, wenn jemand von ihnen zurückbliebe.

In einem zweyten Treffen siegte zwar Pyrrhus noch einmal, aber mit einem so großen Verluste, daß er ausrief: „Noch ein solcher Sieg, so bin ich verloren.“

III. Im folgenden Jahre führte Fabricius als Consul die Römer gegen den König an. Hier erhielt er einen Brief von Pyrrhus gewissenlosem Leibarzte, worin dieser sich erbot, gegen eine angemessene Belohnung den König zu vergiften. Fabricius sandte sogleich den Brief dem Pyrrhus, der vor Erstaunen ausrief: „Eher könnte die Sonne aus ihrem Laufe, als dieser Römer von dem Wege der Redlichkeit abgelenkt werden.“ Er strafte den Arzt, wie er es verdiente, und sandte den Römern zur Dankbarkeit alle ihre Gefangene ohne Lösegeld zurück. Zugleich bot er durch Eineas neue Friedensunterhandlungen an, erhielt aber die vorige Antwort: erst müsse er Italien verlassen, ehe an Friedenstractaten zu denken sey. Für die Gefangenen erhielt er eben so viele von seinen Bundesgenossen.

Ungewiß, ob er eine neue Schlacht wagen, oder nach Hause ziehen sollte, erhielt Pyrrhus bald hierauf von den Sicilien die willkommene Einladung, ihnen gegen ihre Feinde, die Carthager, beyzustehen. Er legte nun eine Besatzung in Tarent, und schiffte sich nach Sicilien ein.

Aber auch hier richtete er wenig aus; vielmehr machte er sich sehr verhaßt, und hätte beynahe sein Leben eingebüßt. Er kehrte daher nach zwey Jahren auf vieles Bitten der höchst bedrängten Tarentiner zurück (275). Die Römer stellten ihm sogleich wieder ihre beyden Consuln mit einem ansehnlichen Heere entgegen. Einer dieser Consuln war Marcus Curius Dentatus, ein Mann an Geistesstärke und Heldensinn dem Fabricius ähnlich. Als er zum ersten Male das Consulat verwaltete, sandten die Samniter Gesandte mit kostbaren Geschenken an ihn, einen Frieden zu vermitteln. Diese fanden ihn auf einer hölzernen Bank sitzend, und sich ein Gericht Rüben kochend. Lächelnd wies er ihre Geschenke ab, und sagte: „ich will lieber über reiche Leute herrschen, als selbst reich seyn.“ Dieser Mann schlug den Pyrrhus bey Benevent so auf das Haupt, daß er Soldaten, Elephanten und Lager im Stich lassen mußte, und Italien sogleich verließ. Die Römer hatten nun ein Mittel gegen die Elephanten gefunden: sie machten sie mit ausgeworfenen Pechkränzen scheu, daß sie plötzlich umkehrten, ihre eigenen Herren zertraten, und das Heer in Unordnung brachten. Curius hielt darauf in Rom einen prächtigen Triumph mit vier Elephanten. Das Lager der Feinde diente den Römern zum Muster, wie man ein Lager regelmässig einrichten müsse; so wie sie überhaupt in diesem Feldzuge in der Kriegskunst viel neues gelernt hatten.

IV. Drey Jahre später (272) fiel auch Tarent in die Hände der Römer, wodurch ihre Herrschaft nun über ganz Unter-Italien ausgedehnt ward. Den Triumph über jenen Freystaat schmückten zum ersten Male kostbare Geräthe, Gemälde, Statüen und andere Kunstwerke von Gold und Silber, und gelehrte griechische Sclaven. Aus dem erplünderten edlen Metall wurden nun die ersten Silbermünzen geprägt; durch die Eroberung so vieler Schiffe von den griechischen Colonien erweiterte sich der Seehandel der Römer ungemein, und durch die griechischen Sclaven

ward der erste Grund zu einer gelehrten Erziehung und zu einer eigenen römischen Literatur gelegt.

18.

Carthago.

(858 — 264.)

I. Nach den bisherigen Eroberungen bestand das römische Gebiet aus dem heutigen Kirchenstaat und dem Königreiche Neapel. Oberhalb hatten die Gallier Platz genommen, mit denen man noch selbst während des Samniter- und Tarentinerkriegs häufige Reibungen gehabt hatte, und gegen welche sich jetzt, nach der Bezwingung Unter-Italiens, vermuthlich die römische Hauptmacht gewendet haben würde, wenn sich nicht eben ein Anlaß zu einem weit interessanteren Kampfe dargeboten hätte, nämlich zu dem Kampfe mit Roms Nebenbuhlerinn Carthago. Hier eine kurze Erzählung der frühern Geschichte dieses Staates.

II. Wie jede erste wichtige Nationalbegebenheit, so ist auch die Stiftung der phönicischen Colonie Carthago in romantisches Dunkel gehüllt. Dido oder Elisa — so erzählt die Sage —, die Tochter des Königs von Tyrus, entwich von ihrem Bruder Pygmalion, der ihren Gemahl Sichäus, um sich seiner Schätze zu bemächtigen, hatte umbringen lassen, mit einem Haufen Mißvergnügter aus Tyrus, und kam nach langem Umherschweifen endlich in die Gegend des heutigen Tunis, wo sie mit dem Gätulierkönig Jarbas einen Vergleich schloß, daß er ihr so viel Land überlassen sollte, als sie mit einer Ochsenhaut bedecken könnte. Der Vergleich wurde angenommen; aber Dido unterlegte ihren Worten einen andern Sinn, als der König dabey hatte, und zerschnitt die Ochsenhaut in so kleine Riemen, daß sie ein großes Stück Landes damit umziehen konnte. Auf diesem ihren neuen Eigenthume wurde nun das Schloß Byrsa erbaut, um welches sich nach und nach die Stadt

Carthago erhob. Als Jarbas die Hand der Dido verlangte, starb sie, um ein früheres feyerliches Gelübde nicht zu brechen, einen freywilligen Tod auf dem Scheiterhaufen. Das mag 888 vor Chr. geschehen seyn.

Die Stadt wuchs unter den Königen (deren Macht vielleicht nach dem Muster der phönicischen Städte durch einen Magistrat beschränkt war) der Geschichte unbemerkt heran, und ward unter den phönicischen Niederlassungen auf der Nordküste von Afrika, was Tyrus auf der phönicischen war, das Haupt der dasigen Pflanzstädte. Auch fühlte der kleine und unbekannte Staat durch seine phönicische Cultur schon frühe so viel Ueberlegenheit über die afrikanischen Nomaden, daß er sich des Tributs an die gätulischen Fürsten entledigte, und den Ackerbau, den er seit seiner Gründung auf den fruchtbaren Feldern seines Stadtgebietes trieb, auch südwärts tiefer in das Land ausdehnte, und manche nomadische Stämme durch Vermischung mit Ankömmlingen zu Ackerbau und festen Wohnsitzen bequemte, oder zur Führung ihres Caravanenhandels durch das innere Afrika zu benutzen wußte. Zuletzt erstreckte sich das carthagische, oder wie es als phönicisch auch genannt ward, das punische Gebiet von der Meerenge vom Gibraltar bis nach Cyrene.

III. Zwischen dieser Republik und Carthago entstanden Grenzstreitigkeiten. Es lag nämlich zwischen dem beyderseitigen Gebiete eine Sandwüste, ohne Fluß und Berg, womit man die Grenze hätte bezeichnen können. Die Streitigkeiten brachen endlich in einen heftigen und langwierigen Krieg aus, der aber nichts entschied. Sie machten daher Waffenstillstand und schloßen den Vertrag, daß an einem gewissen Tage und zu einerley Zeit von beyden Mächten Gesandte ausreisen sollte, und der Punct, wo sie einander begegnen würden, sollte für die gemeinschaftliche Grenze beyder Völker gelten. Carthago wählte zu dieser Gesandtschaft zwey Brüder, Namens Philäni (Ruhmliebende), welche ihre Reise so beschleunigten, daß sie die cyrenäischen Ge-

sandten schon antrafen, als diese nur erst einen kleinen Theil ihres Wegs zurückgelegt hatten. Da nun die Cyrenaiker sahen, daß ihr Vaterland solchergestalt sehr zu kurz kommen würde, und da sie selbst auch zu Hause Strafe befürchteten; so beschuldigten sie die Carthager, sie wären zu früh ausgegangen, versagten allen ihren Betheuerungen den Glauben, und verwirrten den Streit, so viel sie konnten, um nur nicht die Gültigkeit der Entscheidung anerkennen zu dürfen. Die Carthager verlangten endlich, daß sie irgend einen andern billigen Vorschlag zur Ausgleichung der Sachen thun möchten; und nun ließen ihnen die Cyrenaiker die Wahl, ob sie entweder da, wo sie die Grenze ihrer Nation verlangten, sich lebendig begraben lassen, oder ob sie mit ihnen, unter der nämlichen Bedingung auf Seiten der Cyrenaiker, umkehren, und bis zu einem ihnen selbst beliebigen Punct wieder fortgehen wollten. Die Philäni nahmen den ersten Vorschlag an, und opferten ihr Leben dem Staate; sie wurden also lebendig begraben. Die Carthager weihten an diesem Platze dem heldenmüthigen Brüderpaar Altäre, und verordneten ihnen in ihrer Heimath noch andere Ehrenbezeigungen.

IV. Kaum hatten die Carthager auf dem festen Lande Fuß gefaßt, als sie sich auch auf allen westlichen Inseln des Mittelmeeres festzusetzen suchten. Die Balearen, Corsica und Sicilien wurden zuerst genommen. Hierauf bemeisterten sie sich Spaniens, das sie zwar nie ganz besaßen, das ihnen aber zu allen Zeiten unermeßliche Schätze und tapfere Soldaten gab.

So gründete die Familie Mago, Vater, Sohn und Enkel, die Heerschaft ihrer Handelsrepublik in Sicilien, Sardinien, Spanien und Afrika, zur Zeit, als Cambyses und Darius den Thron von Persien über Asien erhoben. In diese Zeit fällt ihre erste Seeschlacht mit den Phocäern, in diese Zeit die Entdeckungsreise, die zwey Enkel Mago's, Hanno und Himilcon, jenseits der Säulen des Hercules, jener an Afrika's Westküste, dieser an Spaniens und

Galliens Ufern, unternahmen. Die Carthager pflegten bis an das grüne Vorgebirge, bis an die brittischen Inseln zu schiffen; vielleicht sind sie noch weiter gekommen: denn sie hielten ihre Entdeckungen eben so geheim, als die Phönicier, und verboten die eben aufgefundene Fahrt nach den canarischen Inseln.

V. Sie wollten nun einmal den ausschließenden Handel im Westen besitzen. Das nöthigte sie, große Flotten und Heere zu halten. Wie alle Nationen, die zugleich Handel und Krieg führen wollten, nahmen sie Fremde in ihren Sold. Der Handelsstaat bedurfte vieler Hände zum Bergwerk, Schiffbau, zur Schiffahrt und zum Erwerb, die Republik vieler anderer zu Krieg und Eroberung. Fast halb Europa hatten diese reichen Republicaner im Solde. Besonders waren ihre Heere aus den verschiedensten Völkerschaften zusammengesetzt; Horden halbnackter Gallier mit dem Schwerte, bloß zum Hieb eingerichtet, standen neben den Schaaren schwerbewaffnetee Iberier in weißen leinenen Kleidern mit rother Verbrämung; wilde Ligurer neben weithergezogenen schwarzbraunen Nasamonen und Lotophagen mit langen Lanzen. Den Kern des Heeres bildete die heilige Schaar, geborne Carthager, die sich durch schwere Bewaffnung, Tapferkeit und Pracht auszeichneten. Voraus zogen balearische Schleuderer, leichte Truppen, deren weithin geworfene Steine Schild und Panzer zerschmetterten; und auf den Flügeln stritten numidische Reiter, die die Stärke des Heeres ausmachten. Sie tummelten sich auf ungesattelten kleinen, aber vortrefflichen Pferden; ein Binsenstrick war ihr Zügel, dessen die gelehrigen Pferde kaum bedurften; ein Tiger- odee Löwenfell kleidete sie am Tage, deckte sie des Nachts, und ein Stück Elephantenhaut diente ihnen als Schild, wenn sie zu Fuß fochten. Ihr Angriff war furchtbar, ihre Flucht nicht schimpflich, weil sie nur ein verstellter Angriff war. Diese Zusammensetzung dee carthagischen Heere geschah absichtlich, um, wie Polybius bemerkt, durch die Mannigfaltigkeit der Sprachen

jede Vereinigung zu Tumulten zu erschweren. Unzertrennlich waren davon auch alle Vortheile und Nachtheile, welche großen Heeren von überwiegender Anzahl leichter Truppen eigen sind. Sicherheit vor Ueberfällen, Leichtigkeit der Märsche und großen Bewegungen, verwüstende Züge und eben darum Unmöglichkeit des Rückzugs; aber auch Mangel an Disciplin, pestartige Seuchen, Schwierigkeit des Seetransports wegen der Pferde und Elephanten, und fast sicherer Verlust in regelmäßigen Schlachten gegen gutbewaffnete Truppen: — das alles war bey dieser Zusammensetzung unvermeidlich, die auch zur Genüge begreiflich macht, wie sie Heere von 100,000 Mann ins Feld stellen konnten. Eine weit größere Stütze Carthago's war ihre bisher noch nie gesehene Seemacht. So hatten sie für die Eroberung Siciliens zur Zeit Gelons innerhalb drey Jahren eine Flotte von 2000 Kriegs- und 3000 Frachtschiffen aufgebracht. Der eigentliche Standplatz ihrer Flotten, der Hauptkriegshafen der Republik, war in der Hauptstadt selbst, obschon auch andere carthagische Städte ihre Häfen und Schiffswerften hatten. Carthago hatte einen doppelten Hafen, einen äußern und einen innern. Zu dem äußern führte eine 70 Fuß breite Meerenge, die mit einer Kette geschlossen werden konnte. Die Handelsschiffe ankerten hier sicher, und für diese war er nur bestimmt. Von ihm führte ein eigenes Thor in die Stadt, ohne daß man in den innern Hafen kam. Dieser letztere, in welchem die Kriegsschiffe lagen, war durch eine doppelte Mauer von jenem geschieden. Was im Hafen vorging, konnte vom Meere aus nicht gesehen werden. 440 jonische Säulen liefen um den ganzen Hafen herum, und gaben ihm das Ansehen eines prächtigen Porticus.

VI. Alles das hatten die Carthager durch ihre innere Verfassung, durch den fast unerschöpflichen Reichthum ihrer Colonien, durch den vielfachen Segen eines ausgebreiteten Handels, wie durch schlaue politische Maßregeln, wofür ihr Geist eine reiche Fundgrube war, möglich gemacht,

Ihre Verfassung war, nachdem man die königliche Würde schon früher abgeschafft (wann dieses geschehen, weiß man nicht), wie in allen reichen Handelsstädten, aristocratisch, mit einem Scheine von Democratie. Die reichsten Geschlechter waren auch die herrschenden; sie waren eigentlich der Adel, den in Handelsorten nur der Reichthum verleiht. Aus ihnen wählte man zwey Suffeten, welche die höchste obrigkeitliche Würde bekleideten. Ihnen zur Seite stand ein zahlreicher Senat, aus welchem wieder ein eigener Ausschuß, die Gerusia, erkohren ward. Unter dieser standen die Feldherren, welche nicht als Magistrate betrachtet wurden. Von ihnen erhielten die Befehlshaber der Flotten ihre Befehle, nicht selten versiegelt, um sie erst auf hoher See zu eröffnen. Das Volk wählte die Magistrate, und hatte Theil an der Gesetzgebung. Als der Feldherr Malchus den Staat zu unterjochen versuchte, und die glänzenden Eroberungen Mago's die Republik mit militärischer Herrschaft zu bedrohen schienen, ward ein neuer Gerichtshof, das hohe Staatstribunal der Hundertmänner errichtet, um die Republik gegen die Eingriffe allzumächtiger Aristocraten zu schützen; aber späterhin maßte sich dieser Gerichtshof selbst eine Gewalt an, die in wahren Despotismus ausartete.

VII. Dieß ist das Bild der phönicischen Tochterstadt durch einen Zeitraum von vierhundert Jahren, von der Stiftung an bis zu den Kriegen mit Syracus. Die Veranlassung zu diesen Kriegen war, daß beyde Städte den Besitz von ganz Sicilien zum Hauptziel ihrer Politik machten. Ueber zwey Jahrhunderte verfolgten sie dieses Ziel mit seltener Hartnäckigkeit, und oft waren ihm die Carthager sehr nahe gekommen, ohne es je ganz zu erreichen, als dieser Kampf zwischen Carthago und Syracus in einen Kampf zwischen Carthago und Rom überging.

VIII. Bisher hatte Carthago mit Rom in gutem Vernehmen gestanden, ja zweymal vortheilhafte Verträge mit

ihm geschlossen; das erste Mal (508) einen Handelstractat, das zweyte Mal (365) einen Allianztractat gegen Pyrrhus. Aber das herrschsüchtige Volk an der Tiber duldete nur so lange mächtige Nachbarn neben sich, als es diese nicht vernichten konnte. Es hielt Freundschaft mit Carthago, weil es seiner Feindschaft nicht gewachsen war. Jetzt glaubte es sich derselben gewachsen, und so trat es mit seiner Nebenbuhlerinn in den Kampf.

Die Geschichte dieses Kampfes — bekannt unter dem Namen der punischen Kriege — zeigt im Großen, was die Geschichte Griechenlands im Kleinen zeigte, daß zwey Republiken nicht neben einander bestehen können, ohne sich zu unterjochen oder zu vernichten. Allein die Größe, der Umfang und die Folgen dieses Kampfes, in Verbindung mit der erstaunlichen Anstrengung und den großen Männern, die in demselben von beyden Seiten auftraten, geben ihm ein Interesse, wie ihn kein anderer Kampf unter Nationen hat. Wenn sich beyde Staaten an Macht und Hülfsquellen ziemlich gleich waren, so war doch die Beschaffenheit von diesen sehr verschieden. Carthago war mächtig zur See, Rom mächtig zu Lande. Carthago verdankte seine Größe dem einträglichen Handel, Rom den erfochtenen Siegen. Carthago reich, um Söldner zu bezahlen und Flotten auszurüsten, führte Miethlinge zum Krieg; Rom, durch sich selbst stark, baute größtentheils nur auf den erprobten Muth seiner patriotischen Bürger. Carthago wollte erobern und handeln, Rom nur erobern. Daraus läßt sich schließen, wer den Sieg davon trug.

19.

Der erste punische Krieg.

(264—241.)

1. Der Kampf brach auf Sicilien aus. Hier hatten die Syracuser die Freyheit, welche ihnen Timoleon er-

worben hatte, sehr bald wieder verloren; sie schienen derselben nicht mehr fähig. Es erhoben sich abermals Tyrannen, und Agathocles, der Sohn eines Töpfers, behauptete sich mit Grausamkeit und List durch 28 Jahre (317 — 289), bis er endlich vergiftet ward. Nun entstanden neue Tyrannenkämpfe, und zugleich bemächtigte sich eine Truppe campanischer Miethssoldaten des Agothocles, die Mamertiner, Messana's und führten von da aus einen Räuberkrieg. Die Carthager benützten die allgemeine Zerrüttung zu ihrem Vortheile, und die Syracuser riefen gegen sie den König Pyrrhus von Epirus aus Italien zu Hülfe (277). Nachdem dieser die Insel fast ganz erobert hatte, aber wegen seines Uebermuthes wieder nach Italien zurückzukehren genöthigt ward (275), erhoben die Syracuser Hiero, einen Abkömmling der alten Königsfamilie, zu ihrem Feldherrn und bald darauf auch zu ihrem Könige (269 — 215). Hiero belagerte die Mamertiner in Messana; allein diese riefen eine in der Nähe befindliche Schaar Carthager zu Hülfe, welche sich der Stadt mit List bemächtigten, und den Hiero nöthigten, die Belagerung aufzuheben. Den Römern, die seit der Eroberung Unter-Italiens die Meerenge von Sicilien durch die italische Stadt Rhegium beherrschten, war die Besitznehmung des gegenüber liegenden Messana durch das erste Handelsvolk der damaligen Welt sehr unangenehm. Mit Vergnügen hörten sie dagegen, daß die Mamertiner schon wieder gegen diese neuen Oberherren fremde Hülfe suchten, und sobald die Gesandten derselben in Rom erschienen, ward ihnen mit der Miene der uneigennützigsten Dienstfertigkeit schleuniger Beystand zugesagt. Der Consul Appius Claudius setzt (264) mit einem römischen Heere auf dürftig zusammen genagelten Brettern über die Meerenge, schlägt zuerst die Carthager, nimmt Messana ein, wendet sich dann gegen die Syracuser, besiegt auch diese, zerstört verschiedene feste Schlösser, legt eine Besatzung in Messana, und kehrt mit reicher Beute beladen nach Rom zurück, um dort seinen Triumph zu halten.

II. Im nächsten Jahre (263) wurden beyde Consuln nach Sicilien geschickt. Sie verbreiteten einen solchen Schrecken auf der Insel, daß in kurzem 67 Städte sich ihnen freywillig unterwarfen. Hierauf gehen sie nach Syracus. Hiero, die Unsicherheit seiner Herrschaft erwägend, will lieber den furchtbaren Nachbar zum Freunde als zum Feinde haben; er thut Vergleichsvorschläge, und die Consuln, denen mit nichts so sehr gedient seyn konnte, als einen treuen Bundesgenossen gegen die Carthager und einen Versorger ihrer Heere auf der Insel selbst zu haben, schließen mit ihm einen Vertrag auf 15 Jahre, der auch sogleich zu Rom bestätigt wird. Dem zufolge bleibt Hiero ruhiger Besitzer von Syracus und den davon abhängigen Städten, vereinigt seine Truppen mit den römischen, und zahlt 100 Talente Kriegskosten. Auch diese Consuln erhielten die Ehre des Triumphs. (Sie führten in demselben einen aus Catana mitgebrachten Sonnenzeiger mit auf, der, als der erste in Rom, auf dem Markte neben der Rednerbühne aufgestellt wurde. Er zeigte aber hier die Zeit nicht richtig, weil er für den Meridian von Catana gearbeitet war, und wurde deßhalb, aber erst hundert Jahre nachher, durch einen bessern ersetzt.)

III. Die nächsten Jahre wurde der Krieg in Sicilien fortgesetzt, doch nur zu Lande. Aber im Jahre 260 wagten die Römer das Unerhörte, die Carthager mit einer Flotte von 120 fünf- und dreyrudrigen Galeeren zur See aufzusuchen. Diese Schiffe waren sämmtlich erst neu erbaut, und einem carthagischen nachgebildet, das vor einiger Zeit an der italischen Küste gescheitert war. Der Consul Cornelius, der zuerst mit 17 Schiffen den Carthagern bey den liparischen Inseln begegnete, hatte zwar das Unglück, geschlagen und als Gefangener nach Carthago geführt zu werden; allein sein College Cajus Duilius, ein sinnreicher Kopf, erfand die Enterhaken, mit denen ein feindliches Schiff sogleich an ein römisches festgemacht, und so mit den Degen, wie eine Schanze auf dem Lande, erobert werden

konnte. Diese glückliche Erfindung verschaffte den Römern noch im nämlichen Jahre 260 den ersten Sieg zur See. Mit ganz besonderm Jubel sah das römische Volk in dem Triumph des zurückgekehrten Feldherrn die Schnäbel sämmtlicher eroberten Schiffe mit aufführen. Es ward dem Duilius auf dem Markte zu Rom eine mit dergleichen Schnäbeln verzierte marmorne Ehrensäule errichtet *); ja der Ruhm gab ihm sogar die Freyheit, von einem Fackelträger und einem Flötenspieler sich nach Hause begleiten zu lassen, was sich damals kein Privatmann hätte herausnehmen dürfen.

IV. Im folgenden Jahre (259) ward der Krieg schon nach Sardinien und Corsika versetzt; ja man faßte sogar den kühnen Entschluß, ihn selbst nach Afrika hinüber zu spielen. Ein zweyter, höchst glorreicher Seesieg, den der Consul Marcus Attilius Regulus 256 an der Westküste Siciliens über die 340 Schiffe starke Flotte der Carthager erfocht, bahnte dazu den Weg. **) Umsonst trugen die Carthager jetzt den Frieden an; der Krieg eröffnete ja weit glänzendere Aussichten.

Die Consuln waren aber kaum in Afrika angekommen, als das Ende ihres Consulatjahres sie schon wieder nach Rom zurückrief. Dießmal machte der Senat jedoch eine Ausnahme von der Regel, indem er nur den einen Consul, Manlius, abrief, den Regulus hingegen unter dem Titel eines Proconsuls bey dem Heere ließ, doch so, daß er nur 40 Schiffe, 15,000 Fußsoldaten und 500 Reiter behielt. Dem rückkehrenden Manlius ward der Triumph bewilligt.

*) Das Postament dieser Säule mit einer alt-lateinischen Inschrift ist im Jahre 1565 wieder aufgefunden worden, und ist noch jetzt in Rom zu sehen.

**) Die römische Flotte bestand dießmal aus 330 Kriegsschiffen welche 140,000 Menschen am Bord hatten. Auf jedem Schiffe befanden sich 300 Ruderer und 120 Soldaten.

Fast unglaublich klingt es, was ein späterer römischer Schriftsteller erzählt: Regulus habe sich gleichfalls nach Rom zurückgewünscht, damit nicht sein Acker verwahrloset würde, und seine Frau nebst den Kindern Noth litte, zumal da ihm ein treuloser Sclave mit dem besten Ackergeräthe entlaufen sey; der Senat habe darauf beschlossen, den Anbau des Ackers und die Erstattung der gestohlenen Sachen auf öffentliche Kosten besorgen zu lassen.

Die Fortschritte der Römer in Afrika waren anfangs sehr glücklich. Regulus eroberte eine Stadt nach der andern, machte unermeßliche Beute, und drang nach der Wegnahme von Tunis bis an die Thore von Carthago vor. Nur unter den entehrendsten Bedingungen wollte er dem bittenden Feinde den Frieden bewilligen. In der allgemeinen Verzweiflung, die in Carthago herrschte, warf sich ein Spartaner, Xanthippus, der mit den griechischen Miethstruppen dorthin gekommen war, zum Retter des Staats auf. Man überließ ihm das Commando, und wirklich schlug er mit Hülfe seiner 100 Elephanten und der trefflichen numidischen Reiterey das römische Heer so völlig, daß nur wenige davon sich mit der Flucht retten konnten. Die meisten wurden von den Elephanten zertreten, viele von den Numidiern niedergehauen, gegen 500 gefangen, und mit ihnen der Feldherr Regulus (255).

Die Römer, weit entfernt, ihre Bestürzung über diesen Verlust laut zu äußern, gaben auf der Stelle Befehl zu neuen Rüstungen. Noch in demselben Sommer setzt die Flotte ein neues Heer mit beyden Consuln über. Aber auch dieses kann sich nicht halten, sondern kehrt mit der Beute nach Sicilien zurück, wird aber auf diesem Wege noch ein Opfer der stürmischen Witterung, indem von 360 Schiffen kaum 80 dem Untergang entrinnen. Dieser unglückliche Ausgang stellte das Gleichgewicht zwischen beyden Mächten ziemlich wieder her. Die Römer sahen sich fast allein noch auf Messana beschränkt.

Der Kampf ward hierauf von Jahr zu Jahr hitziger, wie die Erbitterung stieg. Die Römer setzten noch einmal nach Afrika über; sie fochten in Sicilien und auf den kleinen Inseln; sie vermehrten ihre Schiffe und schärften die Mannszucht. Der Consul Aurelius ließ (252) einen jungen Legionstribun, Quintus Cassius, der während seiner Abwesenheit ohne Erlaubniß den Feind angegriffen hatte, öffentlich mit Ruthen streichen und in den hintersten Reihen als Gemeiner dienen. In demselben Jahre stießen die Censoren dreyzehn Senatoren aus dem Senat, weil sie als Officiere in Sicilien eben diesem Consul Aurelius nicht pünctlich gehorcht hatten. Bey solcher Kriegszucht darf man sich über die Thaten der römischen Heere nicht wundern.

V. Im Jahre 250 schickten die Carthager abermals Gesandte nach Rom, um einen Frieden zu vermitteln, oder doch wenigstens eine Auslösung der Gefangenen zu bewirken. Man glaubte, besser zum Zwecke zu kommen, wenn man den noch immer gefangenen Regulus mitgehen ließe, um so mehr, da man ihn zu dem Schwur bewegte, daß er, im Falle er nichts ausrichtete, wieder in die Gefangenschaft zurückkehren wolle. Er ging; aber weit entfernt, den Antrag der Gesandten zu unterstützen, feuerte er seine Landsleute vielmehr zur lebhaftesten Fortsetzung des Kriegs an, widerrieth selbst die Auswechselung der wenigen gefangenen Römer, und kehrte gegen alles Zureden der Seinigen in die gefährliche Haft zurück.

Als die Carthager hörten, daß Regulus selbst gegen ihre Anträge gestimmt hatte, wurden sie äußerst aufgebracht, und tödteten ihn durch die schrecklichsten Martern. Sie schnitten ihm zuerst die Augenlieder ab, warfen ihn so in einen finstern Kerker, und führten ihn von da in die Sonne. Hierauf legten sie ihn in einen hölzernen Kasten der mit spitzigen Nägeln inwendig ausgeschlagen war, und ließen ihn in demselben langsam sterben. (Manche behaupten indessen, daß diese Martergeschichte eine Erdichtung der Römer sey, die dadurch ihre eigenen Grausamkeiten zu

beschönigten, oder ihren Haß gegen Carthago zu rechtfertigen suchten.)

VI. Der Streit drehte sich jetzt vorzüglich um den Besitz der festen Plätze Lilibäum und Drepanum, an der Ostküste von Sicilien. Man focht immer erbitterter, besonders seitdem der treffliche carthagische Feldherr Hamilcar Barcas den Oberbefehl in Sicilien erhalten hatte (247). Eine große Menge römischer Soldaten fand auf dem Meere und in Sicilien ihren Tod. Ueber 700 römische Schiffe waren schon in dem langen Kriege theils von Stürmen, theils von dem Feinde versenkt, die Finanzen beyder Staaten erschöpft. Eine einzige große Anstrengung sollte indessen noch versucht werden. Der Consul C. Lutatius Catulus, der für das Jahr 241 das Commando erhielt, sammelte eine ansehnliche Flotte, übte seine Römer trefflich ein, und suchte nun in den sicilischen Gewässern den Feind auf, der ihm bey den ägatischen Inseln entgegen kam. Alle Feldherrnklugheit des carthagischen Admirals Hanno konnte doch den Miethssoldaten, aus denen sein Heer bestand, nicht den Muth und die Treue jener Flotte einhauchen, die mit lauter für ihr Vaterland fechtenden Bürgern besetzt war. Dieser Seesieg der Römer war entscheidend. Fünfzig carthagische Schiffe wurden in den Grund gebohrt, 70 erobert, und über 10,000 Gefangene gemacht. Der als Flüchtling nach Afrika zurückkehrende Hanno hatte das Schicksal aller unglücklichen carthagischen Feldherrn; er ward hingerichtet. Dem noch in Sicilien commandirenden Hamilcar hingegen, der sich kaum noch halten konnte, da die Römer nun Herren des Meeres waren, ward aufgetragen, den Krieg um jeden Preis zu beendigen. Er sandte demnach eine Botschaft an den Consul, die Friedensbedingungen zu hören. Diese waren: „1. Die Carthager räumen Sicilien und die kleinern Inseln bis nach Afrika hin. 2. Sie führen keinen Krieg mit den Syracusern noch mit den Alliirten. 3. Sie schicken alle römischen Gefangenen ohne Lösegeld zurück. 4. Sie zahlen den

Römern sogleich 100 Talente, und binnen 10 Jahren 2200 Talente." Der Senat bestätigte die Bedingungen, und der brave Hamilcar unterschrieb sie mit Thränen in den Augen.

20.

Fernere Eroberungen der Römer.

(240—220.)

I. Ein so ruhmvoll bestandener Kampf, von solchen Erfolgen begleitet, schwellte das Selbstgefühl des römischen Volkes zu einer uns unbegreiflichen Höhe an. Der Nationalcharacter verhärtete sich in jedem Einzelnen zu der unerschütterlichen Idee, der römischen Herrschaft könne und dürfe nichts widerstehen, und verweichlichte sich zugleich zu einer so feinen Empfindlichkeit, daß man auch den kleinsten Widerspruch als einen Flecken an der Nationalehre aufs strengste rächen zu müssen glaubte.

Seit der Demüthigung Carthago's machte man sich zeitig auf neue Kämpfe mit diesem so schwer gebeugten Nebenbuhler gefaßt. So vernahm man zu Rom die Nachricht mit Vergnügen, daß die carthagischen Miethstruppen in Sardinien sich empört und ihre Oberste ans Kreuz genagelt hätten. Ja, als die Carthager, um den Aufruhr zu stillen, eine Flotte ausrüsteten, nannten die Römer dieß einen Friedensbruch, und erklärten ihnen den Krieg (287). Die kaum wieder aufgelebten Carthager erschracken über die ungeheure Ungerechtigkeit, schickten bittende Gesandte nach Rom, und erhielten den Frieden — gegen die Abtretung Sardiniens und eine neue Zahlung von 1200 Talenten. Im folgenden Jahre nahmen sie mit gleicher Ehrvergessenheit Corsica mitten im Frieden weg. Beyde Inseln wurden sogleich zu römischen Provinzen gemacht, und erhielten römische Magistrate. Da aber die Unterthanen das neue Joch nicht gleich ganz willig tragen woll-

ten, so behaupteten die Römer, carthagische Aufhetzerey sey der Grund davon, und erklärten abermals den Krieg. Neue bittende Gesandte erschienen im römischen Senat; umsonst: keine Vorstellung half. Endlich sagte einer der Gesandten im höchsten Unwillen: „Römer! wenn ihr denn durchaus entschlossen seyd, uns den Frieden nicht zu halten, den wir euch doch so theuer bezahlt haben, so gebt uns Sicilien und Sardinien zurück. Unter Privatleuten pflegt kein ehrliebender Mann, den ein Handel reut, die Waare zu behalten, und auch das Geld dafür nicht zurückzugeben.“ Diese Veranschaulichung der Sache machte die Senatoren stumm, und der Krieg unterblieb für dießmal.

II. Jetzt wurde zum ersten Male der von Numa gegründete Janustempel geschlossen, zum Zeichen, daß Rom mit allen Völkern Friede habe. Allein nach einigen Monaten ward er schon wieder geöffnet, und er blieb offen bis auf die Zeiten des Augustus, über 200 Jahre lang! — Die Illyrier, eine Völkerschaft im heutigen Dalmatien, machten durch ihre Seeräubereyen das adriatische Meer höchst unsicher. Die römischen Gesandten, welche sich bey der illyrischen Königinn Teuta über die Wegnahme römischer Kaufmannsschiffe beschwerten, thaten dieß auf eine so gebietende und unanständige Art, daß die beleidigte Königinn den gröbsten dieser Sprecher niederhauen ließ (230). Dafür ruhten die Römer nicht, als bis sie Illyrien bezwungen, und dadurch schon einen Fuß in Griechenland gefaßt hatten. Die Griechen, denen Abschriften vom Friedenstractat zugeschickt wurden, waren über ihre Befreyung von den Plünderungen dieser Seeräuber sehr erfreut, und die Römer erhielten dafür von ihnen die Erlaubniß, an den isthmischen Spielen Theil zu nehmen, das Bürgerrecht in Athen, und das Recht, in den eleusinischen Geheimnissen sich einweihen zu lassen. — Eine ähnliche Sicherstellung der italischen Länder gegen die Einfälle der gallischen Völkerschaften verursachte einen sechsjährigen Krieg gegen diese (226 — 220). Ober-Italien

wurde unter dem Namen des cisalpinischen Galliens eine römische Provinz. Nun waren die Römer Herren von ganz Italien.

21.

Der zweyte punische Krieg.

(218–201.)

I. Während des letzten gallischen Krieges hatten die Römer die Carthager nicht aus den Augen verloren. Dieses Volk hatte sich seit seiner Demüthigung, zur Entschädigung für die verlornen Inseln, in Spanien neue Hülfsquellen zu eröffnen gesucht, und dort seine Eroberungen beträchtlich erweitert. Die Seele dieser Eroberungen war der tapfere Hamilcar Barcas gewesen. Sein Haß gegen die Römer war unauslöschlich, und er suchte ihn auf seine Familie zu vererben. Eben wollte er nach Spanien abreisen, als sein neunjähriger Sohn Hannibal bath, ihn mitzunehmen. Nun führte der Vater ihn zum Hausaltar, und ließ ihn schwören, daß er ewig ein Feind der Römer seyn wolle. Und nie ist ein Schwur treuer erfüllt worden.

Nach dem Tode des Hamilcar hatte sein Schwiegersohn Asdrubal die Eroberungen fortgesetzt. Die Spanier wehrten sich tapfer, und diejenigen von ihnen, welche die feste Stadt Sagunt bewohnten, bathen sogar die Römer um Hülfe. Römische Gesandte gingen darauf unverzüglich nach Spanien, und drangen dem Asdrubal einen neuen Vertrag ab. Der Krieg sollte unvermeidlich seyn, wofern die Carthager sich weiter als bis an den Iberus (Ebro) ausdehnten, oder Sagunt, die Bundesgenossinn der Römer, angriffen (227).

Asdrubal hatte noch Ursache, die alte Wunde zu schonen; allein als nach seinem Tode Hamilcars jetzt zum Manne gereifter Sohn Hannibal in seinen Posten trat,

kam ein neuer Geist in die carthagische Kriegsmacht. Eingedenk seines Knabenschwurs schnaubte dieser afrikanische Feuerkopf Rache und Verderben dem römischen Namen, und sein längst insgeheim vollendeter Plan war ein schonungsloser Vernichtungskrieg mit jener Nebenbuhlerinn Carthago's auf ihrem eigenen Boden. Zur Ausführung dieser ungeheuren Idee hatte ihm die Natur jede nöthige Eigenschaft verliehen. Er war der Abgott seines Heeres; aus dem Feuer seiner Augen leuchtete die Kühnheit seines Geistes; die Würde seiner Züge verrieth die besonnene Klugheit, Gang und Stimme den angebornen Herrscheradel. Keine Gefahr konnte seine Geistesgegenwart erschüttern, keine Strapaze seinen Körper ermüden. Unempfindlich gegen Frost und Hitze, gleichgültig gegen körperliches Wohlleben, ungebunden an bestimmte Zeit des Schlafens und Wachens, begehrte er vor dem geringsten Soldaten nichts voraus, als die größere Arbeit. Oft schlief er unter seinen Wachen im Kriegsrocke auf bloßer Erde; nichts Ausgezeichnetes war in seiner Kleidung; er war der erste ins Treffen, und der letzte auf dem eroberten Schlachtfelde. Mit einem Blick, einem ermunternden Zuruf verscheuchte er allen Unmuth in seinen abgematteten Kriegern.

Nachdem er sich in Spanien und zu Hause von allen Seiten sicher gestellt hatte, überschritt er endlich kühn die angewiesene Grenze, und belagerte Sagunt. Römische Gesandte gehen nach Spanien; er läßt ihnen schon an der Grenze rathen, sich auf den Rückweg zu begeben, weil er nicht für die möglichen Folgen der carthagischen Erbitterung stehen könne. Die Gesandten verlangen darauf in Carthago selbst die Bestrafung und Zurückberufung des verwegenen Feldherrn. Beydes wird standhaft verweigert. Unterdessen erobert Hannibal Sagunt. Nun rüsten die Römer zwey Heere aus, und die Consuln loosen, nach der Sitte, um die Anführerstellen. P. Cornelius Scipio soll das eine nach Spanien führen, T. Sempronius mit dem andern nach Sicilien, und von da bey Gelegen-

heit nach Afrika übersetzen. Im cisalpinischen Gallien stand ohnehin noch der Prätor Manlius mit zwey römischen Legionen und 11,000 Mann Bundestruppen.

Nach diesen Vorkehrungen sandte man noch einmal nach Carthago, um den Krieg zu erklären. Nach Anhörung einer weitläufigen Rechtfertigung im Rathe dieser Stadt faßte der alte Fabius, das Haupt der Gesandtschaft, seine Toga in Form eines Beutels zusammen, und sagte mit stolzer Kürze: „Hierin habe ich Krieg und Frieden; wählt eins von beyden.“ Sie antworteten: „Gieb, was du willst.“ „So sey es Krieg,“ beschloß er, und so ging man auseinander.

II. Indessen bot Hannibal alle Schätze der spanischen Bergwerke und des carthagischen Handels auf, um die möglich größte Anzahl Truppen aus beyden Welttheilen zusammenzubringen. Die in Spanien ausgehobenen sandte er nach Afrika, die Hauptstadt zu beschützen; die Afrikaner nahm er nach Spanien herüber. Eine erlesene Anzahl numidischer Reiter und eine Heerde Elephanten sollte die Römer zum zweyten Male ängstigen.

Diese erwarteten eine feindliche Flotte in der See, und dachten auf eine Landung in Afrika; statt dessen überraschte sie die ganz unglaubliche Nachricht, Hannibal sey zu Lande über die unbetretbar geglaubten Alpen in Italien herniedergestiegen und wolle sie in ihrem eigenen Lande angreifen. Das setzte alle in Bestürzung, und nöthigte zur Umänderung aller entworfenen Plane.

In der That war Hannibal mit 50,000 Mann zu Fuß, 9000 Reitern und 37 Elephanten schon im Sommer 218 von Neu-Carthago (Carthagena) aufgebrochen, hatte sich mit Gewalt einen Weg durch die wilden Völkerschaften längs der spanischen Seeküste bis zu den Pyrenäen gebahnt, seinen Unterfeldherrn Hanno zur Deckung dieser Defileen zurückgelassen, dann die Pyrenäen überstiegen, über den Rhodanus, die heutige Rhone, gesetzt, und die Alpen erstiegen; ein Zug, der ihn allein unsterblich machen

würde. Denn man denke sich ein afrikanisches Heer, an glühende Hitze gewöhnt; ein Gefolge von Elephanten, sonst nur in Ebenen brauchbar; Tausende von Pferden, die über Klippen und Eisschollen an der Hand geleitet werden mußten, und oft ausgleitend ihre Führer mit sich in den Abgrund rissen; ungebahnte Wege ohne Wagenspur und durch keine Charten den Reisenden vorgezeichnet, bewohnt von wilden Horden, mit denen man unaufhörlich fechten mußte, und die den Vortheil der Ortskenntniß und unzugänglicher Hinterhalte hatten; eine Jahreszeit endlich (es war im November), in welcher selbst jetzt, da diese Länder angebaut sind, kein Wanderer die Reise wagen würde. Nach neuntägigem Klettern über starre Alpenzacken, wobey einige tausend Menschen und der größte Theil der Lastthiere theils vor Hunger und Kälte, theils in feindlichen Ueberfällen umgekommen waren, erreichte das muthige Heer den Gipfel des Berges Viso, auf welchem der Po entspringt, eine der höchsten Alpenspitzen. Hier mußte ein Weg, beynahe zwey Stunden lang, durch einen Felsen gehauen werden. Dafür aber zeigten sich nun auch von den riesigen Wolkenhöhen herab in weiter Ferne die grünen Wälder und Wiesen des milden Italiens. Auf sie vertröstete der Feldherr seine bleichen, ausgehungerten und fast erstarrten Krieger, die er in diesen luftigen Schneegefilden zwey Tage ausruhen ließ. Endlich erreichte man die Thäler des heutigen Piemont, nachdem man fünfzehn Tage mit der Uebersteigung der Alpen, und fünf Monate mit dem ganzen Marsche von Neu-Carthago aus, einen Weg von 230 deutschen Meilen, zugebracht hatte. Aber wie war das schöne Heer auf diesem entsetzlichen Zuge geschmolzen! Nur 26,000 Mann fand Hannibal bey der Musterung noch übrig. Er eilte, sie durch gallische Hülfsvölker zu verstärken, deren Haß gegen die Römer ihm das Vorrücken über Turin und durch Ober-Italien sehr erleichterte.

III. Auf die Nachricht von dem Einbruch des Feindes in Italien riefen die Römer ihre beyden Consuln, die sich

nach Massilia und Sicilien eingeschifft hatten, sogleich zurück und stellten sie dem Hannibal in Ober-Italien entgegen. Scipio erreichte ihn zuerst am Flusse Ticinus unterhalb Turin. Die Gallier, die diese Gegend bewohnten, verhielten sich ruhig; sie wollten erst abwarten, auf welche Seite der Sieg sich neigen würde. So wichtig war also die erste Schlacht. Hannibal fühlte es, und befeuerte seine Krieger durch eine flammende Rede. Hierauf eilte er zum Angriff. Seine numidischen Reiter thaten Wunder auf den beyden Flügeln. Der Sieg war sein; Scipio ward schwer verwundet, und nur mit Mühe von seinem Sohne gerettet. Der Rest des geschlagenen Heeres zog sich über den Po nach Placentia zurück, und verschanzte sich am Flusse Trebia. Zweytausend Gallier tödteten gleich nach dem Treffen ihre römischen Anführer, und gingen zu Hannibal über.

IV. Nicht lange nach diesem Vorfall landete der zweyte Consul, Sempronius, bey Rimini, und vereinigte seine Macht mit der seines Collegen an der Trebia. Das gesammte römische Heer bestand jetzt aus vier Legionen und 20,000 Bundesgenossen ohne die Reiterey. Scipio, der noch an seinen Wunden krank lag, und auch aus militärischen Gründen die Zögerung vorzog, war der Meinung, man müsse eine Schlacht so lange als möglich vermeiden; aber Sempronius, der eben die Unfähigkeit seines Collegen zu seinem eigenen Ruhme benützen, und sich einen Triumph verdienen wollte, drang auf die Schlacht. Dieß war Hannibals heißester Wunsch. Er verlockte den Consul durch scheinbare Unvorsichtigkeit noch mehr dazu. Erdreich und Wetter (es fiel ein unangenehmes Schneegestöber) war den Carthagern günstig. So war denn die Schlacht an der Trebia entscheidend für ihr Glück. Das römische Heer ward fast vernichtet. Alle Völkerschaften des cisalpinischen Galliens gingen nun zu Hannibal über, der jetzt sichere Winterquartiere am Po bezog, und seine Soldaten hoch leben ließ von den wohlgefüllten Magazinen, die er den Römern vor ihren Augen weggenommen hatte.

V. Ganz Italien gerieth in Bewegung und Schrecken über die Thaten dieses furchtbaren Feindes. Man eilte, neue Heere auszuheben und die Länder der Bundesgenossen zu besetzen, damit sie nicht aus Furcht dem Beyspiele der Gallier folgten. Man machte dem Volke durch klug verbreitete Erzählungen von günstigen Götterzeichen Muth, und sandte die beyden neuen Consuln, Cn. Servilius und C. Flaminius, im nächsten Frühjahr mit neuen Heeren dem furchtbar andringenden Punier entgegen.

Dieser trat bald nach dem Aufhören der Regenzeit seinen Marsch über die Apenninen nach Etrurien an; ein Zug, fast noch beschwerlicher als der über die Alpen, denn die Ueberschwemmungen des Arno hatten das ganze Land in eine Reihe von Morästen verwandelt. Drey Tage und drey Nächte mußten die Afrikaner ohne Rast bis an die Kniee im Wasser waten; den Pferden gingen die Hufe ab, die Lastthiere blieben im Schlamme stecken, und Hannibal selbst verlor durch eine Entzündung ein Auge. Dennoch war er kaum auf dem Trockenen, als er schon durch Neckereyen und verstellte Fluchten den Consul zu einem Treffen reitzte. Dieser, ein zweyter Sempronius, läßt sich von dem schlauen Gegner in eine ihm höchst ungünstige Gegend am thrasymenischen See locken, greift ohne Kenntniß des Bodens an, und wird ärger als seine beyden Vorgänger geschlagen. 15,000 Römer fallen, 6,000 werden gefangen, und der verzweifelte Consul stürzt sich selbst in den Tod (217).

VI. Die Gefahr des Vaterlandes machte jetzt mehr als jemals Einheit und Festigkeit in den Maßregeln nöthig; darum beschloß man zu Rom, statt der Consuln einen Dictator zu wählen. Und weil bisher die unbesonnene Hitze der Anführer die Quelle alles Unglücks gewesen war, so übertrug man die neue Würde einem alten Manne, der die Bedächtigkeit selbst war, den Q. Fabius Maximus.

Hannibal war zu wenig mit Belagerungsmaschinen versehen, und auch an Mannschaft viel zu schwach, um an

die Bezwingung einer so ungeheuren Stadt, wie Rom, denken zu können. Viel räthlicher schien ihm daher, sich erst der sämmtlichen Bundesgenossen zu versichern, und so den Körper seines Feindes in seinen äußern Gliedern zu entkräften. Darum zog er hinter der Hauptstadt weg, immer längs dem adriatischen Meere hin. Er stand bereits in Apulien, als das Heer des Dictators ihn traf. Fabius, wohl erwägend, wie viel jetzt auf dem Spiele stehe, vermied eine Schlacht gerade so sorgfältig, als Hannibal sie suchte. Er begnügte sich, den Feind überall im Auge zu behalten, und nahm seine Stellung immer in unzugänglichen Gebirgen. Dieß scheinbar unmännliche Verfahren war seinen eigenen Soldaten eben so unangenehm als dem Hannibal, und er mußte oft von ihnen die Spottreden hören, er führe sie vermuthlich darum in die Wolken, weil er verzweifle, sie auf der Erde durchzubringen. Allein er ließ sich weder von der Freunde Spott, noch von des Feindes Kriegslisten irre machen. Hannibal zog nach Campanien, Fabius auch; Hannibal ging nach Apulien zurück, der lästige Aufseher blieb ihm immer zur Seite. Und beynahe hätte er ihn wirklich gefangen. Wegweiser führten den Hannibal irre; dieser sah sich plötzlich in ein Thal eingeschlossen, und ringsum auf allen Bergen von Römern umzingelt. Er ließ die Wegweiser kreuzigen, und rettete sich durch eine List. In der nächsten Nacht nämlich ließ er einige hundert Ochsen mit brennenden Reisbündeln an den Hörnern auf die römischen Vorposten jagen. Diese, welche im ersten Schrecken schon das feindliche Heer mit Feuerbränden im Anmarsche glaubten, und überall Flammen sahen, wußten nicht, auf welcher Seite sie sich zuerst vertheidigen sollten, und in der allgemeinen Verwirrung hatte Hannibal Zeit, aus seinem Gefängnisse unbemerkt zu entschlüpfen. Erst am Morgen merkte Fabius, wie arg er betrogen war, und das Heer setzte seine Beobachtungsreisen immer unmuthiger fort.

Hannibal kam darauf bey Fabius eignen Landgütern vorbey. Listig befahl er, sie allein mit Plündern zu verschonen. Seine Absicht gelang; die Römer muthmaßten auf ein geheimes Einverständniß des Dictators mit dem Feinde, und gaben auf den Vorschlag eines Volkstribuns seinem Reitergenerale, dem kühnen M. Minutius Rufus, einen gleichen Theil am Commando. Fabius theilte sein Heer mit ihm, damit er für sich machen konnte, was er wollte. Minutius sah sich kaum frey von dem lästigen Zwange, als er sogleich die Höhen verließ, und — in einen Hinterhalt des Hannibal stürzte, aus welchem er vielleicht nicht Einen Mann zurückgebracht hätte, wenn ihm nicht Fabius zu Hülfe gekommen wäre. Hannibal nämlich, der alles auskundschaftete, hatte von der Trennung gehört, und seine Maßregeln darnach genommen. Da er aber den Fabius nachkommen sah, zog er sich doch zurück, und sagte: „Ich habe es immer gedacht, daß uns die Wolke auf den Bergen einmal ein Ungewitter bringen würde.“ Erzählungswerth ist hierbey das rühmliche Betragen des Minutius nach seiner Errettung. Beschämt erkannte er die größere Klugheit des Fabius an, pflanzte die Feldzeichen vor dessen Zelt auf, nannte ihn Vater und Erretter, legte bescheiden sein Commando in die Hände des Dictators nieder, und begehrte nicht wieder Feldherr zu seyn.

VII. Auch Fabius „der Zauderer“ (Cunctator) legte nach dem Ablaufe des Jahres seine Dictatorwürde nieder, und machte zwey neuen Consuln Platz. Man wählte dießmal ausdrücklich einen bedächtigen und einen kühnen, und beschloß, daß jeder das Commando einen Tag abwechselnd führen sollte. Von dieser Vereinigung versprach man sich große Vortheile, was auch der alte Fabius dagegen sprach.

Sie fanden den Feind bey Cannä in Apulien, am Flusse Aufidus gelagert. Hannibal hatte längst von den Characteren seiner beyden neuen Gegner Nachricht eingezogen, und lachte heimlich; denn der stürmische Consul, L. Terentius Varro, war gerade ein Mann, wie er sich

ihn wünschte. Der andere, L. Aemilius Paulus, folgte des Fabius Fußstapfen; aber das war weder dem Heere noch dem Collegen angenehm. Dieser sah kaum den Feind, als er ihn auch schon angreifen wollte. Hannibal hatte seine Stellung darnach genommen, und als Terentius an seinem Tage gegen den Rath des Aemilius angriff, sah man die Schreckensscenen von Allia und am thrasymenischen See erneuert. Das große römische Heer ward dergestalt geschlagen, daß nur wenige entkamen, und der wackere Aemilius selbst auf dem Platze blieb (216).

Die erste Nachricht von dieser neuen entsetzlichen Niederlage schlug alle daheim gebliebenen Römer nieder. Doch bald sammelte man sich wieder; das Volk wurde durch die Senatoren beruhigt; der Consul Terentius, dessen Unfähigkeit die Hauptursache der Niederlage gewesen war, ward zurückberufen, und an seine Stelle der schon als kluger Feldherr bewährte Prätor Marcus Claudius Marcellus nach Canusium geschickt, wohin sich jener mit 10,000 Entronnenen, dem Reste von 60,000, geflüchtet hatte. Noch mehr: als der unglückliche Feldherr, der zu Carthago gewiß gekreuzigt worden wäre, in gerechter Furcht vor der Schmach und den Vorwürfen seiner Mitbürger zurückkehrte, ging der ganze Senat ihm in Procession entgegen, und dankte ihm öffentlich dafür, „daß er an dem Heile des Staats nicht verzweifelt habe.“ Ferner beschloß man, die bey Cannä gefangenen Römer sollten nicht losgekauft werden. Und als bald darauf Hannibal Friedensvorschläge that, ließ man seine Gesandten nicht einmal in die Stadt, sondern sagte ihnen draußen, man werde nicht eher von Frieden sprechen, als bis der Feind Italien geräumt habe. So handelten die Römer zu einer Zeit, wo ihr Staat so klein geworden war, wie vor dem Kriege mit den Samnitern, wo man keine Bundesgenossen mehr hatte, und Sclaven und Verbrecher gegen den Feind bewaffnet werden mußten. Aber eben diese heroische Festigkeit und Eintracht rettete den Staat, und machte selbst die fürchterlichen Verlu-

ste unschädlich, die man nun schon seit drey Jahren erlitten hatte.

VIII. So sehr indessen das Glück bisher Hannibals kluge Entwürfe und die Tapferkeit seiner Truppen begünstigt hatte, so war doch auch seine Lage in Unter-Italien nicht die beste. Von seinen treuen Afrikanern hatte er bereits den besten Theil eingebüßt; den neuhinzugekommenen Bundesgenossen war doch immer nicht ganz zu trauen; endlich hatte er das Heer zur Besetzung der eroberten Städte in so viele kleine Theile zertrennen müssen, daß ihm nach der Einnahme von Tarent und Capua nichts übrig blieb, als seinen bisherigen Angriffskrieg in einen Vertheidigungskrieg zu verwandeln, und während dessen mit seiner Vaterstadt in Unterhandlungen zu treten. Er schickte daher seinen Bruder Mago nach Carthago, um die Nachricht von dem Siege bey Cannä zu überbringen, und zugleich um neue Verstärkung zu verlangen. Aber — sollte man es glauben? — Carthago, welches den Hersteller seiner Ehre, den größten seiner Helden hätte vergöttern sollen, hörte die Nachrichten von seinen ewig denkwürdigen Siegen mit einer sehr gemischten Empfindung. Wir wissen schon, daß in einer Republik jeder ausgezeichnete Mann, zumal an der Spitze eines ihn liebenden Heeres, ein sicherer Gegenstand des Mißtrauens und der allgemeinen Eifersucht ist. So sah man auch in Hannibal nicht sowohl den gegenwärtigen Ueberwinder der Feinde, als den künftigen Tyrannen seines eigenen Vaterlandes. Das Volk beschloß zwar, ihm Hülfe zu senden; allein diejenigen, denen das Geschäft aufgetragen ward, wendeten aus Neid so wenig Ernst an, daß die Anstalten sich Jahre lang hinzogen, und der verlassene Feldherr sich aus eigenen Kräften Rath schaffen mußte.

Aber das war sehr schwer. Die Soldaten, die sich im Stich gelassen sahen, murrten, und liefen häufig davon; andere, denen es in ihren Winterquatieren, besonders in dem üppigen Capua, gar zu wohl ging, waren nachher im

strengern Dienste sehr schwierig, und Hannibal wußte zuletzt kaum, durch welche neue Versprechungen er sie noch beruhigen sollte. Da plötzlich eröffneten sich zwey günstige Aussichten. Hiero, der treue Bundesgenosse der Römer, starb 215, und sein 15jähriger Enkel, Hieronymus, der nun König von Syracus ward, oder vielmehr dessen Schwager und Minister Andranodorus, hatte Lust, die gegenwärtige Noth der Römer zu seiner eigenen Ausbreitung in Sicilien zu benutzen, und trug dem Hannibal ein Bündniß an. Dasselbe that auch um eben die Zeit der junge, eroberungslustige König von Macedonien, Philipp II. Beyde willkommene Anträge waren jedoch Ursache, daß die Carthager selbst nun gar nichts mehr für ihren Feldherrn thaten. Und zum Unglück gewährten auch diese Bündnisse nicht die gehofften Vortheile. Hieronymus ward schon 214 von einer römisch gesinnten Partey in Syracus ermordet, und dem Philipp machte theils ein nach Illyrien übergesetztes römisches Heer, theils ein Krieg mit den Aetoliern so viel zu schaffen, daß er an eine Unterstützung Hannibals nicht mehr denken konnte.

IX. So fing denn bey geschwächter Kraft von beyden Seiten der Krieg in Unter-Italien an, ein ziemlich träges Ansehen zu gewinnen. Hauptschlachten wagte man nicht mehr, aber desto mehr kleinere Treffen fielen vor, in denen, besonders seit Marcellus die Römer anführte, das Glück nicht mehr so ausschließlich auf carthagischer Seite war. Selbst in ihrem Hauptsitze Capua wurden die Carthager (211) angegriffen. Den Belagerten eine Digression zu machen, marschirte Hannibal hierauf rasch nach Rom, und lagerte sich 5000 Schritte weit von der Stadt, am Flusse Anio. Die Bestürzung war jetzt wieder außerordentlich. Aber auch dießmal traf der Senat besonnene Vorkehrungen. Die Stadt wurde an allen Orten wohl verwahrt, und außerhalb lagerte sich ein kleines schnell herbeygerufenes Heer. Zweymal wollte Hannibal angreifen; beyde Male erhob sich ein fürchterlicher Sturm. Nach langem Kampfe

mit sich selbst brach er endlich auf, warf noch einen Blick auf die verhaßte Stadt, und führte dann sein kleines Heer nach Bruttium, dem Fuße Unter-Italiens, zurück. Capua mußte sich nun an die Römer ergeben, die eine große Menge der vornehmsten Einwohner zuerst mit Ruthen peitschen und dann hinrichten ließen; ein warnendes Beyspiel für alle Bundesgenossen, die länger den Feinden anhangen würden.

X. Italien war übrigens, um dieß hier nachzuholen, nicht der einzige Schauplatz des zweyten punischen Krieges. Auch in Spanien fochten seit dem Anfange desselben römische Heere, besonders unter den beyden Brüdern P. und Cn. Cornelius Scipio, mit abwechselndem Glücke. Beyde verloren (212) ihr Leben in Gefechten, und nun übernahm der noch nicht 24jährige Sohn des erstern, P. Cornelius Scipio, das mißliche Commando. In diesem jungen Helden blühte dem römischen Staate ein Feldherr auf, würdig, einem Hannibal gegenüber gestellt zu werden.

XI. Nach dem seit Hieronymus Tode in die alte Anarchie zurückgefallenen, und zuletzt von carthagischen Truppen eingenommenen Syracus setzte (214) Marcellus über, und eroberte die Stadt nach einer zweyjährigen Belagerung. So lange hatte die Tapferkeit der carthagischen Besatzung und das Genie des großen syracusischen Mathematikers Archimedes widerstanden. Der letztere soll bey dieser Gelegenheit nicht nur Wurfmaschinen von außerordentlicher Wirkung, sondern auch eine Art von Brennspiegeln erfunden haben, mit denen er die römische Flotte im Hafen habe entzünden können. Von ihm sind die berühmten Worte: „Gebt mir, wo ich stehen kann, und ich hebe die Erde aus ihren Angeln.“ Als nach alter Sitte die eroberte Stadt den römischen Soldaten zur Plünderung überlassen ward, büßte dieser treffliche Mann, zum großen Schmerz des Marcellus selber, sein Leben ein. Der Sage nach fand ihn der beutesuchende Mörder in seinem Zimmer,

Figuren in den Sand des Fußbodens zeichnend, und seine letzten Worte waren: „Zertritt mir meine Zirkel nicht!“ Syracus ward nebst dem übrigen Sicilien in eine römische Provinz verwandelt.

Nach der Bezwingung Siciliens erhielt Marcellus wieder das Commando in Campanien gegen Hannibal, und versetzte ihm manchen empfindlichen Schlag, bis er selbst endlich in einen Hinterhalt fiel, und getödtet wurde (208). Hannibal betrachtete lange und mit Rührung den Leichnam, ließ ihn anständig verbrennen, und sandte die Asche des tapfern und großherzigen Mannes, den man nur das Schwert Roms nannte, den Römern zu.

XII. Während dieser Zeit führte der junge Scipio den Krieg in Spanien mit einer Tapferkeit und Klugheit, die ihm selbst die Achtung und Bewunderung der Feinde verschaffte. Schon in seinem frühern Leben hatte sich der junge Held durch manche herrliche That ausgezeichnet. So focht er als Jüngling von sechzehn Jahren unter den Befehlen seines Vaters gegen Hannibal in der Schlacht am Ticinus, und hatte in dieser Schlacht das Glück, seinen Vater aus den Händen der Feinde zu retten. In der Schlacht bey Cannä focht er als Legionstribun mit rühmlicher Tapferkeit, und befand sich mitten unter den Wenigen, welche dem Blutbade entrannen und sich nach der apulischen Stadt Canusium retteten. Hier hörte er, daß eine Menge junger Römer von Adel, durch das bisherige Unglück verzagt gemacht, auf Anstiften des L. Cäcilius Metellus den verzweifelten Entschluß gefaßt hatten, Italien zu verlassen und ein anderes Land zu ihrem Wohnsitz aufzusuchen. Sogleich eilte Scipio mit mehrern Kriegsobersten in das Haus des Metellus, wo die Mißvergnügten versammelt waren. Mit gezücktem Schwerte trat er in ihre Versammlung. Alle erstaunten. Da rief Scipio mit drohendem Blicke: „Ich schwöre, niemals die Republik zu verlassen, und nie zuzugeben, daß sie ein anderer Bürger verlasse.“ Hierauf wendete er sich zu Metellus und sagte:

„Jetzt fordere ich, daß du und ihr alle, die ihr gegenwärtig seyd, denselben Eid schwöret. Thut ihr dieß nicht, so werde ich euch alle tödten.“ Furcht und Schaam bemeisterte sich aller Anwesenden. Sie schwuren, wie es Scipio verlangte, und übergaben sich dessen Schutz. Durch diesen patriotischen Eifer entfernte Scipio eine Gefahr von seinem Vaterlande, die größer und gefährlicher werden konnte, als alle vorher verlornen Schlachten.

Nachdem der 24jährige Scipio mit 11,000 Mann nach Spanien abgegangen war, zeigte der Erfolg bald, daß man dem Würdigsten diesen schwierigen Posten anvertraut hatte. Die Annehmlichkeit seiner Person und sein liebevolles Betragen gewannen ihm in kurzer Zeit die Herzen der Spanier und Römer. Dem Marcius, einem jungen Ritter, welcher in einem nächtlichen Ausfall auf des Feindes Lager diesem eine schreckliche Niederlage beygebracht, und so den Tod der im J. 212 erschlagenen Generale gerächt hatte, bezeigte er die größte Achtung, und fragte ihn bey allen Gelegenheiten um Rath. Sobald es die Jahreszeit erlaubte, machte er Anstalten zur Eroberung von Neu-Carthago, wo die Feinde alle ihre Vorräthe, Waffen und Schätze hatten. Als er mit der Armee im Gesichte der Stadt war, entdeckte er den Truppen sein Vorhaben, ermunterte sie durch eine Rede zur Tapferkeit, und verkündigte ihnen, Neptun selbst werde für sie streiten und durch ein Wunder das Meerwasser zurückziehen, so daß sie selbst von der Seite des Hafens die Stadt angreifen könnten. (Er wußte nämlich durch einen Schiffer, daß der Hafen zur Zeit der Ebbe zu durchwaten sey.) Die Stadt wurde im Sturm erobert, alles, was afrikanisch war, zu Sclaven gemacht, den Spaniern aber völlige Freyheit gelassen. Im Hafen wurden 18 Kriegsschiffe und über 100 reichbeladene Kauffahrteyschiffe erobert, und in der Stadt eine große Menge von Getreide, Kriegsgeräthen aller Art und Kostbarkeiten erbeutet. Durch diese Eroberung ward der carthagischen Macht eine tödtliche Wunde geschlagen.

Scipio vermehrte seinen Ruhm durch das edelste Beyspiel der Tugend. Kaum war er in das Lager zurückgekehrt, als man eine gefangene Spanierinn von ausnehmender Schönheit zu ihm brachte. Ihr Anblick erregte in dem Herzen des jungen Feldherrn eine so große Leidenschaft, daß er sie zu besitzen wünschte. Aber er gebot dieser Leidenschaft Stillschweigen, erkundigte sich bey der Gefangenen nach ihren Aeltern und ihrem Vaterlande, und erfuhr, daß sie eine Celtibererinn von vornehmem Stande und die Braut des celtiberischen Prinzen Allucius sey. Sogleich ließ Scipio ihren Bräutigam herbeykommen und sagte zu ihm: „Hier ist deine Braut; nimm sie unverletzt und ohne Lösegeld zurück, und werde ein Freund der Römer.“ Jetzt ergriff Allucius, von Achtung und Freude durchdrungen, die Rechte des Scipio, und bath die Götter, den edlen Römer würdig zu belohnen. Scipio ließ hierauf Vater und Mutter nebst den andern Verwandten der jungen Spanierinn zu sich kommen. Sie brachten eine große Summe Geldes mit, und bathen den Feldherrn, dieses Geld, das er nicht als Lösegeld annehmen wolle, doch wenigstens als ein Zeichen ihrer Dankbarkeit anzunehmen. Erst nach anhaltendem Bitten nahm er es an, gab es aber auch sogleich dem Allucius als Heirathsgeschenk. Nach so vielen Wohlthaten glaubte Allucius den Römern alles schuldig zu seyn. Indem er überall das Lob des Scipio verbreitete, brachte er seine Mitbürger auf die Seite der Römer. „Ein Jüngling,“ sagte er zu den Celtiberern, „ist nach Spanien gekommen, ganz den Göttern ähnlich, der nicht bloß durch Waffen, sondern auch durch Liebe und Wohlthat alles besiegt.“ Um seiner Dankbarkeit aber ein noch dauerhafteres Denkmal zu stiften, ließ er die That des Scipio auf einen silbernen Schild graben, und machte ihm damit ein Geschenk. Dieser Schild ging, bey der Rückkehr des römischen Generals nach Rom, nebst einem Theile des Gepäckes in der Rhone verloren. Er blieb darin verborgen, bis ihn im Jahre 1665 einige Fischer

fanden und herauszogen, worauf er in die Kunstkammer des Königs von Frankreich gebracht wurde.

XIII. Während Scipio fortfuhr, Spanien den Römern zu unterwerfen, gelang es dem Asdrubal, dem Bruder Hannibals, mit einem Heere von 48,000 Mann, 8000 Pferden und 15 Elephanten, den jungen Helden zu umgehen, um sich mit seinem Bruder, im Umbrien, zu vereinigen. Kaum hatten die Römer dieses aus den aufgefangenen Briefen Asdrubals vernommen, als sie den Consul Marcus Livius gegen Asdrubal, und seinen Collegen Caius Claudius Nero gegen Hannibal schickten, um so die Vereinigung zu verhindern. Die geschwächten Schaaren Hannibals konnten den frischen Truppen des tapfern Nero nicht widerstehen, sondern wurden mehrmals geschlagen, und aus Lucanien nach Apulien bis nach Metapontum gejagt. Auf einmal erscholl die Nachricht, daß Asdrubal, den sein Bruder noch nicht so bald erwartete, durch die Jahreszeit begünstigt, die Alpen überstiegen habe. Da verließ Nero heimlich in der Nacht sein Lager bey Metapontum, und eilte mit dem besten Theile seines Heeres nach Umbrien, um vereinigt mit der Macht seines Collegen das Hülfsheer Asdrubals desto gewisser zu vernichten. In der Gegend von Sena kam es zur Schlacht; und der Name dieses Städtchens wurde für die Carthager das, was Cannä für die Römer war. Fast das ganze Heer ward niedergehauen oder gefangen genommen; Asdrubal hatte sich, da er alles verloren sah, in den Tod gestürzt (207). Nach sechs Tagen stand Nero wieder in seinem Lager bey Metapontum, das Hannibal nicht angegriffen hatte. Er ließ ihm den Kopf seines Bruders über seine Verschanzungen werfen. Das war die erste Nachricht, die Hannibal von dem Schicksal des so sehnlich erwarteten Hülfsheeres erhielt. „Wehe!" seufzte er, „nun sehe ich Carthago's Schicksal entschieden!"

XIV. Von jetzt an sank — nicht Hannibals Geist und Muth, sondern sein, oder vielmehr Carthago's Glück im-

mer mehr. Die neuen Hülfstruppen, welche man ihm abermals senden wollte, konnten sich nicht mit ihm vereinigen; in Spanien wurden die carthagischen Armeen von Scipio geschlagen, und gingen haufenweise zu den Römern über; und endlich wagte es Scipio sogar, im fünfzehnten Jahre des Krieges, mit seinem Heere nach Afrika überzusetzen. Die Landung geschah am schönen Vorgebirge. Der Schrecken der Carthager war unbeschreiblich. Die ersten Reiterposten, die man entgegenschickte, wurden geschlagen, das platte Land verheert, und in einer offenen Stadt, die die Römer eroberten, 8000 Einwohner zu Sclaven gemacht. Zugleich trat Masinissa, König von Numidien, der wichtigste Bundesgenosse der Carthager, auf die Seite der Römer.

Desto eifriger war man jetzt in Carthago auf Hannibals Unterstützung bedacht. Sein Bruder Mago sollte mit einem frischen Heere das gescheiterte Unternehmen Asdrubals noch einmal versuchen. Dießmal geschah der Einbruch in Italien durch eine Landung im Hafen von Genua. Nun kam es darauf an, ob Scipio die Carthager in Afrika, oder Hannibal und Mago die Römer in Italien zuerst aufreiben würden. Sogleich zogen die für das Jahr 203 gewählten römischen Consuln gegen diese beyden Feinde, und dem Scipio wurde unter dem Titil eines Proconsuls die Befehlshaberschaft in Afrika auf unbestimmte Zeit verlängert. Die ganze in diesem Jahre beschäftigte Kriegsmacht der Römer bestand in 20 Legionen und 160 großen Schiffen.

XV. Die gespannteste Erwartung war jetzt in Rom auf Scipio, den Liebling der Nation, gerichtet. Und in der That liefen von Monat zu Monat immer herrlichere Nachrichten von ihm ein. Zuerst war es ihm geglückt, in einem nächtlichen Ueberfall das ganze Lager der Feinde zu verbrennen, und gegen 40,000 Mann niederzuhauen. Dann waren alle Bundesstädte von Carthago, Utica ausgenommen, in seine Hände gefallen. Endlich erschienen Bevoll-

mächtigte aus Carthago selbst, um Frieden zu bitten, die aber von Scipio an den römischen Senat gewiesen wurden. Dieser ließ sie, als sie nach Rom gekommen waren, nicht einmal in die Stadt, und fertigte sie mit einer kurzen, kalten Antwort ab. In der That hatte ihre Sendung und der unterdessen geschlossene Waffenstillstand nur den Zweck, so lange Zeit zu gewinnen, bis Hannibal und Mago, die man bereits zurückgerufen, in Afrika gelandet seyn würden.

Mago war noch nicht weiter, als bis ins Mailändische vorgedrungen, als er auf ein römisches Heer stieß, angegriffen, nach der tapfersten Gegenwehr geschlagen, und schwer verwundet nach Genua gebracht ward. Hier schiffte er, dem Befehle gemäß, sein Heer wieder ein, starb aber bald darauf, noch in den sardinischen Gewässern, an seiner Wunde. Hannibal kam unangefochten aus dem Lande, aus welchem ihn sechszehn Jahre lang der wüthendste Haß und die furchtbarste Macht seiner Feinde nicht zu vertreiben vermocht hatten, und eben so ungehindert setzte er in seinem Vaterlande den schwachen Rest seines einst so siegreichen Heeres ans Land. Für die Befreyung des Vaterlandes von diesem gefährlichen Feinde ward im ganzen römischen Reiche ein fünftägiges Dankfest gefeyert.

XVI. Hannibal war nach Zama gegangen, und hier, fünf Tagreisen von Carthago, traf er auf das römische Heer. Die feindlichen Vorposten fingen drey seiner Kundschafter auf, und brachten sie ins Hauptquartier. Scipio weit entfernt, sie zu bestrafen, ließ sie durch sein ganzes Heer führen, und nachdem sie von allem hinlänglich unterrichtet worden, schickte er sie zum Hannibal zurück. Jetzt verlangte Hannibal selbst eine Unterredung mit Scipio. Die Heere rückten zusammen, und die beyden größten Feldherrn ihrer Zeit gingen einander entgegen, um die wichtigste Angelegenheit ihrer Nationen zu besprechen. Hannibal that Friedensvorschläge, und entsagte im Namen seines Volkes allen außer-africanischen Besitzungen. Scipio ant-

wortete, wie Alexander dem Darius; und so kehrte Hannibal mit bitterm Kummer zu seinen Truppen zurück, und forderte sie durch eine Rede, zu der Verzweiflung ihm die Worte lieh, zur letzten Anstrengung aller Kräfte auf. Auch Scipio stellte den Seinigen die Wichtigkeit des Augenblicks mit lebhafter Beredsamkeit vor. So geschah die entscheidende Schlacht bey Zama, in welcher die geringere Zahl und der schlechtere Gehalt von Hannibals Truppen, Mängel, die er vergeblich durch eine Heerde von Elephanten zu ersetzen gesucht hatte, dem Scipio den völligen Sieg verschafften (201). Carthago hatte keine Kraft mehr zum Widerstand, und schickte daher auf Hannibals Rath Friedensgesandte nach Rom. Der Friede wurde auf Bewilligung des Senats durch Scipio in Afrika wirklich geschlossen. Die Bedingungen desselben waren folgende: „1. Carthago behält nichts, als seine Besitzungen in Afrika; 2. es liefert alle seine Elephanten und alle Kriegsschiffe bis auf 10 Triremen aus; 3. es bezahlt innerhalb 50 Jahren 10,000 Talente Kriegskosten an Rom, jährlich 200 Talente; 4. es fängt keinen Krieg ohne Roms Einwilligung an; 5. es giebt an Masinissa alles zurück, was seine Vorfahren an liegenden Gründen jemals besessen haben; 6. es liefert alle eroberte römische Schiffe mit ihren Ladungen, alle römische Gefangenen und Ueberläufer umsonst aus; 7. es stellt hundert angesehene Geiseln für die Vollziehung sämmtlicher Puncte." Durch diesen Vertrag war den Römern die Herrschaft des Meeres gesichert, die Macht Carthago's völlig gebrochen, den Carthagern ein förmlicher Tribut aufgelegt, und den Römern eine tausendfache Gelegenheit gegeben, so oft sie nur wollten, einen neuen Krieg anzufangen.

XVII. Die Vollziehung des Friedens ward sogleich mit der Auslieferung der Flotte und der römischen Ueberläufer und Gefangenen eröffnet. Fünfhundert schöne carthagische Kriegsschiffe wurden im offenen Meere, Angesichts der Römer und Carthager, verbrannt. Alle lateinischen Ueberläufer wurden enthauptet, und die wenigen, welche gar römische Bürger

waren, ans Kreuz genagelt. Hierauf kehrte Scipio mit dem Heere nach Italien zurück, wo er durch eine unendliche Straße von Menschen unter unaufhörlichem Jubel bis nach Rom zog. Hier hielt er einen Triumph, desgleichen man bisher an Pracht noch nie gesehen hatte. Von der reichen Beute, welche zur Schau mit aufgeführt wurde, erhielt jeder Soldat ein kleines Geschenk; nachher wurde eine Anzahl herrenloser Ländereyen unter sie vertheilt; eine große Summe aber ward in den Staatsschatz gelegt. Dem Scipio wollte man Ehrensäulen errichten, und ihn zum immerwährenden Dictator ernennen; aber er schlug diese Ehrenbezeigungen aus, und begnügte sich mit dem Beynamen Africanus, den er von jetzt an führte und auf seine Nachkommen verpflanzte. *)

---

*) Bey dieser Gelegenheit wollen wir kurz die militärischen Belohnungen aufzählen, welche bey den Römern statt fanden. Die gewöhnlichste Belohnung war die Bürgerkrone aus Eichenlaub, die demjenigen Soldaten zuerkannt wurde, welcher einem römischen Bürger das Leben gerettet, den Feind getödtet und während des Streites seinen Posten behauptet hatte. Sie wurde lebenslänglich getragen, und die Aeltern des Mannes, der sie trug, erhielten Steuerfreyheit. Wenn Jemand mit dieser Krone in's Theater trat, erhob sich der Senat von seinem Sitze. Die Graskrone erhielt derjenige, welcher das ganze Heer oder Lager gerettet hatte. Eine andere Art Belohnung waren Ehrensäulen. Der Triumph aber war die höchste Ehre, die nur demjenigen Feldherrn widerfuhr, welcher durch einen erfochtenen bedeutenden Sieg die Grenzen des Reichs erweitert hatte. Dieser Triumph bestand aus einem feyerlichem, mit Musik begleiteten Zuge, der durch die vornehmsten Straßen der Stadt auf das Capitolium ging. Die Straßen waren mit Blumen bestreut; die Altäre dampften von Weihrauch. Die Ordnung des Zuges war gewöhnlich folgende. Zuerst kam ein Chor Musiker und Sänger, welche Triumphgesänge erschallen ließen. Dann folgten die Opferthiere mit vergoldeten Hörnern

XVIII. Dieser Ausgang eines achtzehnjährigen, hartnäckigen, oft verzweifelten Kampfes mußte auf Roms Wesen und Art ungeheuer wirken. Italien war im Laufe des Krieges nach und nach fast ganz verloren; aber durch den Ausgang desselben wurde die römische Herrschaft doppelt befestigt, und das Verhältniß zu den Getreuen, wie zu den Abgefallenen, neu bestimmt. Das Land war im Verlaufe des Kriegs schrecklich verwüstet und entvölkert; aber die gütige Natur sorgte bald für erneuertes Leben. Rom hatte durch die ruhmwürdigsten Anstrengungen in der mannigfalti-

---

und den Kopf mit Binden und Kränzen geschmückt. Hierauf kam die dem Feinde abgenommene Beute, Statuen und Gefäße, Gemälde, Waffen, Gold, Silber, Erz, die von den verbündeten und zinsbaren Staaten übersandten Geschenke an goldnen Kronen ꝛc., welche alle theils zur Schau getragen, theils auf Wagen gefahren wurde. Dann auf hölzernen Tafeln die Namen der überwundenen Völker, Abbildungen von eroberten Städten, Flotten u. s. w.; die gefangenen Fürsten und Generale mit ihren Familien und die übrigen Kriegsgefangenen in Ketten; hernach die Lictoren mit lorbeerumwundenen Fascen, die Magistratspersonen und Senatoren. Nun wieder ein Chor von Sängern und Tänzern, zum Theil als Satyrn gekleidet und mit goldenen Kronen geschmückt. Auf einen langen Zug von Personen, welche Rauchwerk trugen, kam der triumphirende General selbst, in einem purpurnen, mit Gold gestickten Kleide, auf dem Haupte eine Lorbeerkrone, in der rechten Hand einen Lorbeerzweig, in der linken einen elfenbeinernen Scepter, auf dessen Spitze sich ein Adler befand. Sein Gesicht war mit Mennig überzogen, wie Jupiters Säule an festlichen Tagen. Von seinem Halse hing auf die Brust herab ein goldenes Angehäng, in welchem ein Amulet gegen den scheelsüchtigen Neid befindlich war. Er stand in einem vergoldeten Wagen, der mit Elfenbein ausgelegt und von vier Schimmeln, in spätern Zeiten auch von Elephanten, gezogen wurde. Alle seine Verwandte und ein großer Haufe Bürger in weisser

gen dringenden Noth in vieler Rücksicht unsäglich gelitten; aber dadurch war es auch mehr als je zum Gefühl seiner Kraft gekommen; es hatte an Bürgergeist unendlich gewonnen, und durfte von nun an wohl glauben, daß die Herrschaft der Welt, nachdem es solche Gefahr glücklich bestanden hatte, für dasselbe kein zu großer Gedanke wäre. Die Verfassung Roms war nicht geändert; aber in solchen stürmischen Zeiten, wo der Augenblick so oft schnelle Entscheidung forderte, waren doch die Gewalten verrückt, und der Senat gegen das Volk ungemein gestiegen. Auch die Sitten fingen an, sich von der alten Einfalt zu entfernen: das Fremde, das Gebildetere wirkte auf Alle, die es sahen, die darunter lebten; griechische Art und Kunst fand Liebhaber; die Schätze, die Marcellus aus Syracus mit Bewunderung und Erstaunen nach Rom brachte, ergriffen die Gemüther; das Geld, welches Scipio aus Spanien und Afrika auf das Capitolium führte, blieb nicht ohne Wirkung; die Bestrebung, durch Ruhm und Triumph hervorzuragen, rissen die edelsten Seelen zu kriegerischen Gedanken fort; Land

---

festlicher Kleidung begleiteten ihn, und die Luft erschallte von dem Jubelruf: Jo triumphe! Hinter dem Feldherrn stand ein Sclave mit einer goldenen Krone in der Hand, der ihm beständig das Wort in die Ohren flüsterte: Bedenke, daß du ein Mensch bist! Endlich kam die siegreiche Armee zu Fuß und zu Pferde, mit Lorbeern bekränzt und mit den zur Belohnung ihrer Tapferkeit erhaltenen Ehrenzeichen geschmückt. Sie stimmte zum Lobe ihres Generals und zu ihrem eigenen Gesänge an. (Bisweilen ließen sie auch anzügliche Reden gegen ihren Feldherrn hören.) Auf dem Capitol verrichtete der General ein feyerliches Gebeth, befahl zu opfern, legte seine goldene Krone in den Schoos Jupiters nieder, dem er auch einen Theil seiner Beute weihte. Dann gab er seinen Freunden und den Vornehmsten ein prächtiges Mahl, nach dessen Beendigung ihn das Volk mit Fackeln und Musik nach Hause begleitete. Unter die Soldaten und Offiziere wurde eine Summe Geldes ausgetheilt.

und Beute reizten auch den weniger edlen Sinn und entfernten von Tugend und Einfalt. Und wenn auch der Senat noch mit dem strengsten Ernst die Hinneigung zu fremden Sitten untersuchte; so zeigte doch die Nothwendigkeit eines solchen Verfahrens bereits auf eine entartete Zukunft hin.

22.

Gründung der römischen Herrschaft im Osten.

(200—148)

1. Nachdem die Römer auf diese Weise ihre Herrschaft im Westen Italiens begründet hatten, begannen sie einen gleichen Kampf im Osten desselben. Und auch diesen bestanden sie so glücklich, daß man nicht weiß, ob man mehr die Größe und den Ruhm ihrer Helden, oder die Festigkeit und Gewandtheit ihrer Politik bewundern muß. Binnen einem Jahrzehend ward Rom auch im Osten furchtbar.

Der erste Feind der Römer wurde Philipp II., König von Macedonien. Dieser hatte nicht nur die Carthager im Kriege mit ihnen heimlich unterstützt, und sich in den Besitz einiger der vorzüglichsten Städte Griechenlands gesetzt, sondern auch die Achäer und den mächtigen König von Syrien, Antiochus, durch Bündnisse an sich gezogen, und ging eben damit um, sich Athen zu unterwerfen. Die bedrängten Völker nahmen ihre Zuflucht zu den Römern, und diese kündigten dem macedonischen Philipp (200) den Krieg an, unter dem Vorwande, die Freyheit der Griechen zu retten. Die Schlacht bey Cynoscephale (197) entschied den Sieg für den römischen Feldherrn Titus Quinctius Flaminius. Am Tage nach der Schlacht erschien Philipp selbst vor dem römischen Feldherrn, und unterwarf sich völlig der Gnade der Römer. Flaminius legte ihm Friedensbedingungen vor, ganz den carthagischen

ähnlich. Er ward darin bloß auf sein macedonisches Reich eingeschränkt, mußte alle griechischen Städte für frey erklären und seine Besatzungen herausnehmen, 1000 Talente Kriegskosten in Form eines Tributs bezahlen, und seine ganze Flotte bis auf fünf Schiffchen ausliefern. Philipp unterwarf sich diesen Vorschriften mit verbissenem Schmerze. Die Vernichtung der Seemacht war jetzt Grundsatz der römischen Staatsklugheit geworden; denn nur so konnte man ohne eigene große Flotten die so nöthige Herrschaft des Meeres behaupten.

II. Jetzt besuchte Flaminius die isthmischen Spiele zu Corinth, und ließ hier durch einen Herold die Befreyung sämmtlicher griechischer Städte von Abgaben und Besatzungen ausrufen. Darüber entstand ein solches Jubelgeschrey, daß, wie Plutarch erzählt, die Vögel davon todt aus der Luft herabgefallen seyn sollen. Alles, was Römer hieß, wurde fast erdrückt, dem Flaminius aber als einem Halbgotte geopfert. Nur wenige sahen mit stillem Kopfschütteln den wahren Werth der neuen Wohlthat ein. Auch ließ Flaminius, trotz der verheissenen Freyheit, in den griechischen Städten Besatzungen zurück.

III. Der Proconsul Flaminius, der noch drey Jahre nach geschlossenem Frieden in Griechenland blieb, und die römischen Commissarien, die die Städte unter heilsamer Aufsicht erhalten mußten, hatten auch den Auftrag, ein Wort mit dem mächtigen Könige Antiochus von Syrien zu sprechen. Es war Beleidigung genug für den römischen Herrscherstolz, daß dieser Fürst wenigstens Miene gemacht hatte, es mit den Römern aufnehmen zu wollen.

Und jetzt hatte man ja die beste Gelegenheit, ihm die römische Obermacht fühlen zu lassen. Man durfte nur, da man einmal alle griechischen Staaten frey erklärt hatte, auch die griechischen Städte in Kleinasien, Smyrna, Lampsacus ꝛc., die er längst schon zu seinen Unterthanen zählte, und den thracischen Chersones, auf dem er jetzt eben die zerstörte Stadt Lysimachia wieder aufbaute, mit zu Griechen-

land zählen, und ihm alsdann im Tone der Weltgebieter die Räumung dieser Städte und Gebiete anbefehlen. Dieß geschah gleich nach beendigtem Kriege mit Philipp (196). Die römischen Gesandten trafen ihn eben in Lysimachia. Er äußerte ihnen sein Befremden darüber, daß man ihn zwingen wolle, Besitzungen und Ansprüche aufzugeben, die er auf die rechtmäßigste Weise von seinen Vätern ererbt habe. Vergebens. Sie bestanden darauf, er müsse Europa räumen, und auch noch den griechischen Städten in Asien die Freyheit geben.

Mehrere Jahre gingen hierauf noch mit Unterhandlungen hin; denn Antiochus war lange unschlüssig, weil er gern erst wissen wollte, auf welche Bundesgenossen er im Falle eines Krieges zu rechnen habe. In Griechenland waren vorzüglich die trotzigen Aetolier mit dem römischen Joche sehr unzufrieden; auch von dem lebhaften Philipp war zu erwarten, daß er die um ihn gelegten Bande so bald als möglich zu sprengen suchen würde; vor allen Dingen aber brannte Hannibal, der seit sechs Jahren an der Spitze des carthagischen Staats mit allem Eifer an der Herstellung der innern Kräfte seines Vaterlandes gearbeitet hatte, vor Verlangen, sein so tief gebeugtes Volk an den stolzen Ueberwindern zu rächen. Was war von einer Vereinigung dieser vier Mächte gegen Rom zu erwarten, zumal wenn ein Hannibal die sämmtlichen Unternehmungen leitete!

In Rom selber erkannte man die Gefahr sehr wohl, in welcher die Beherrscher der Erde schwebten, und trefflich waren die Maßregeln, die man dagegen ergriff. Die griechischen Staaten wurden fortdauernd unter sorgfältiger Aufsicht gehalten; dem Könige von Macedonien schmeichelte man von Zeit zu Zeit durch kleine Gunstbezeigungen und noch größere Hoffnungen; in Syrien spann man Hofintriquen an; nach Carthago aber wurden Gesandte geschickt, welche die Auslieferung Hannibals, als der mit den Fein-

den Roms verdächtige Gemeinschaft unterhalte, drohend verlangen mußten.

Hannibal entging seinen Verfolgern durch eine schlaue nächtliche Flucht (195). Er kam zu Antiochus, der ihm in Ephesus eine Wohnung anwies, und in den ersten Tagen nicht von seiner Seite kam. Allein die römischen Zwischenträger wußten ihm durch allerley Erdichtungen und Ränke den berühmten Gast so verdächtig zu machen, daß er sich bald mit merklicher Kälte und Scheu von ihm zurückzog. Soviel bewirkte indessen seine Gegenwart doch, daß Antiochus den Muth faßte, den Römern in ihrer Forderung nicht nachzugeben. So ward endlich im Jahre 193 der Krieg beschlossen.

Allein so viel die Aufmunterung Hannibals zum Beginnen des Kriegs mit den Römern bey Antiochus vermochte, so wenig folgte dieser seinen Rathschlägen in der Führung desselben. So geschah es, daß schon 191 die syrische Landarmee aus Griechenland zurückgedrängt wurde. Jetzt erleichterte Antiochus selbst, durch die wiederholten Siege der Römer erschreckt, diesen den Uebergang nach Asien. Aus den festen Städten Lysimachia, Sestus und Abydus hatte er seine Besatzung gezogen, und war, einem Flüchtigen ähnlich, nach Sardes gegangen. Doch an der Grenze von Lydien, bey Magnesia am Berge Sipylus, ereilten ihn die Römer, von L. Scipio, dem Bruder des Siegers bey Zama, angeführt, mit ihren siegreichen Waffen. Antiochus ward völlig geschlagen, verlor gegen 50,000 Mann, und rettete sich nur mit genauer Noth durch die Flucht. Die nächste Folge dieses Sieges war die freywillige Unterwerfung aller Städte Kleinasiens; die zweyte eine Gesandtschaft des verzweifelnden, um Frieden bittenden Antiochus. Publius Scipio, der den Auftrag hatte, in vorkommenden Fällen die Bedingungen zu bestimmen, schrieb fast die nämlichen vor, die er vor eilf Jahren den Carthagern gemacht hatte. Der König sollte bloß auf sein Syrien beschränkt werden, und ganz Kleinasien bis an den Taurus abtreten,

15,000 Talente bezahlen, und den Hannibal ausliefern. Der Tractat wurde vom römischen Senat bestätigt. Die Bundesgenossen des Antiochus, die Aetolier, wurden durch einen eigenen Feldzug bekriegt, und nur nachdem man sie fast aufgerieben hatte, bewilligte man ihnen den Frieden unter der harten Bedingung, daß dieß arme Volk 1000 Talente Kriegskosten bezahlen und versprechen mußte, mit niemand ohne Erlaubniß der Römer einen Krieg anzufangen. Lucius Scipio ward, zum Unterschied von seinem Bruder, mit dem Beynamen des Asiaten beehrt.

IV. Hannibal hatte, um nicht vom Antiochus ausgeliefert zu werden, seine Zuflucht zuerst nach Creta, dann zu Prusias, König von Bithynien, genommen. Einige Jahre nachher aber (183) suchte ihn Flaminius auch hier auf, und nun blieb dem armen Verfolgten nichts übrig, als ein lange verwahrtes Giftfläschchen, mit dem er endlich selbst das großmächtige Volk der Römer von ihrer langen Furcht vor einem einzigen, fast wehrlosen Manne befreyte.

Im gleichen Jahre starb auch P. Scipio. Er war dem Neide nicht entgangen. Zwar beschämte er an dem Tage, als die Processe gegen ihn und seinen Bruder gehalten wurden, seine Richter dadurch, daß er öffentlich an die Reihe seiner Thaten erinnerte und das Volk ins Capitolium führte, um den Göttern für die Wohlthaten zu danken, die sie demselben durch ihn hätten erweisen lassen. Doch konnte er seine Feinde und Verfolger nicht überwinden. Er zog sich daher freywillig auf sein Landgut Linternum zurück, und selbst hier konnte nur seine anhaltende Kränklichkeit seine Feinde bewegen, von seiner Verfolgung abzulassen.

V. Nicht lange nach dem Kriege mit Syrien begann ein zweyter Krieg mit Macedonien, weil Perseus, der Sohn und Nachfolger Philipps, Plane entworfen hatte, sich von Rom unabhängig zu machen. Vier Jahre lang (172 — 168) behaupte sich Perseus im Kampfe mit dem Römern. Endlich aber wurde Lucius Aemilius

Paulus mit einer Landarmee und Curius Octavius mit einer Flotte nach Macedonien geschickt. Die mörderische Schlacht bey Pydna kostete dem Perseus Krone und Freyheit, und entschied über das fernere Schicksal Macedoniens und der mit diesem verbundenen Reiche Illyrien und Epirus. Macedonien und Illyrien, das in eben diesem Jahre von dem Prätor Anicius besiegt ward, wurden in Republiken verwandelt, in mehrere Kreise getheilt, dadurch geschwächt und von Rom abhängig gemacht. Epirus aber wurde mit Feuer uud Schwert verwüstet, und die beyden Könige, Perseus von Macedonien und Gentius von Illyrien, mußten, nebst vielen erbeuteten Schätzen, den prächtigen Triumphzug der beyden Feldherrn verherrlichen. Macedonien ward endlich 148 zur römischen Provinz gemacht.

VI. Um gleiche Zeit stritten sich in Aegypten, das sich schon 201 während der Minderjährigkeit des Ptolemäus V. Epiphanes unter römische Vormundschaft begeben hatte, seine beyden Söhne, Ptolemäus VI. Philometor und Ptolemäus VII. Physkon (Schmeerbauch) um den Thron (162). Die Römer theilten das Reich unter beyde, um so desto sicherer über das Ganze zu herrschen.

23.

Dritter punischer Krieg.

(149—146.)

I. Der 50jährige Zeitraum, während dessen Carthago durch den drückenden Tribut zur Abhängigkeit von Rom verdammt war, näherte sich jetzt seinem Ende. Natürlich mußte die Frage, was alsdann mit einer noch immer so furchtbaren Macht anzufangen sey, die römischen Senatoren nicht wenig beschäftigen. Am besten wäre wohl, dieß leuchtete jedem ein, wenn man eine schickliche Veranlassung fin-

den könnte, die Zinspflichtigkeit zu erneuern, auch wohl zu verstärken. Einige gingen noch weiter; sie wollten Carthago ganz vernichtet wissen. Zu diesen gehörte der alte M. Porcius Cato, der sich auf seiner Gesandtschaft nach Carthago dort nicht genug geehrt gefunden hatte, und der theils deßwegen, theils aus Widerspruchsgeist gegen seinen Collegen Scipio Nasica, der voraussah, welchen Nachtheil die Vernichtung Carthago's auf die Sitten Roms haben würde, jede Rede im Senat, sie mochte handeln, wovon sie wollte, mit den Worten schloß: „Und endlich sage ich noch, Carthago muß zerstört werden.“ *)

Wirklich trat die Mehrheit allmählig seiner Meinung bey. Die Gelegenheit mußte der mehr als 80jährige Masinissa geben, vielleicht heimlich von römischen Ausgeschickten angereizt. Unaufhörlich machte dieser neue Ansprüche an carthagische Ländereyen; unversehens fiel er den Wehrlosen (denn sie durften ja keinen Krieg führen) ins Land, und nie schloß er einen Frieden ohne bedeutende Vortheile. Vergebens flehten sie in solchen Nöthen die Römer um Hülfe an; man sandte zwar zuweilen Commissarien hinüber, allein diese untersuchten mehr den Zustand der carthagischen Macht, als die Streithändel mit dem Numidier.

---

*) Dieser Cato ist als Schriftsteller, Landwirth und strenger Sittenrichter berühmt. Als Prätor in Sardinien (198) bereisete er, zu einer Zeit, wo die römischen Prätoren schon im Pomp der Könige einherzugehen liebten, seinen Amtsbezirk nicht anders als zu Fuß und von einem einzigen Sclaven begleitet. Für sich selbst erpreßte er von dem Volke keinen Heller. Alle Wucherer jagte er von der Insel. Er kleidete sich in schlechte Wolle, aß einfache Speisen, und trank keinen bessern Wein, als seine Sclaven. Der Anblick des ungeheuren Aufwandes, der zu Rom besonders in leckeren Seefischen gemacht ward, bewegte ihn zu dem bekannten Ausspruche: es sey schwer, eine Stadt zu retten, in welcher ein Fisch mehr, als ein Ochse, koste.

Was sollten die Armen thun? Ihnen blieb zuletzt nichts als die Nothwehr übrig, und so schlugen sie (152) einen neuen Ueberfall Masinissa's einmal mit gewaffneter Hand zurück. Römische Gesandte sahen ruhig von einer Anhöhe herab dem Gemetzel von beynahe 100,000 Afrikanern zu. Die Carthager bathen gleich nachher durch Gesandte in Rom wegen dieser ihnen abgezwungenen Nothwehr um Verzeihung, erhielten aber die kalte und dunkle Antwort, sie möchten sehen, welche Genugthuung sie den Römern schuldig seyen.

Indem man in Rom darauf dachte, wie man den gegenwärtigen Vorfall am besten benützen könnte, erschienen Gesandte von Utica, welche ihre Stadt den Römern freywillig zu unterwerfen kamen. Dieser günstige Umstand bestimmte völlig den Entschluß, Carthago zu vernichten; denn Utica, nur anderthalb deutsche Meilen davon entfernt, konnte jetzt zum bequemsten Waffenplatze dienen. Der Krieg ward also beschlossen, und der Vorwand mußte die feindliche Behandlung des römischen Bundesfreundes Masinissa seyn. Die beyden Consuln des nächsten Jahres (149), Censorinus und Manilius, erhielten den Auftrag, mit 84,000 Mann nach Sicilien, und von da nach Afrika überzusetzen, und den Krieg nicht eher zu beendigen, als bis Carthago zerstört wäre.

II. Die Ueberfahrt einer römischen Flotte nach Sicilien verursachte in Carthago eine allgemeine Bestürzung. Den schrecklichen Schlag, wenn es noch Zeit wäre, abzuwenden, eilen carthagische Gesandte nach Rom, ihren ganzen Staat und dessen Schicksal freywillig in die Hände des römischen Volkes zu legen. Sie erhalten zur Antwort: da sie endlich den guten Theil erwählt hätten, so bewillige ihnen der Senat ihre Freyheit, ihre Gesetze und ihre Güter unter der Bedingung, daß sie binnen 30 Tagen 300 Jünglinge aus den ersten Häusern als Geißeln nach Rom schickten, und alles thäten, was ihnen die Consuln befehlen würden. Dieser letzte Zusatz und die Unbestimmtheit des Wor-

tes Güter erregten neue Angst. Indessen eilt man, die den jammernden Aeltern entrissenen Geißeln einzuschiffen. In Lilybäum sagen die Consuln den Gesandten: in Utica würden sie die weitern Befehle des Senats erfahren.

Mit steigender Unruhe, durch die Qualen der Ungewißheit vergrößert, sieht man hierauf in Afrika der furchtbaren Landung entgegen. Die Gesandten stellen sich abermals mit demüthiger Unterwerfung im römischen Lager ein. Hier befiehlt ihnen der Consul Censorinus alle ihre Waffen auszuliefern. Hunderte von Wagen, mit Waffen und Kriegsmaschinen beladen, werden hierauf gehorsam ins römische Lager gefahren. Zitternd folgen die Abgeordneten, um den zweyten Befehl zu vernehmen. „Ich muß eure Bereitwilligkeit loben, die Vorschriften des Senats zu vollziehen," versetzt der Consul; „sein letzter Wille ist, daß ihr Carthago verlasset, und euch irgendwo im Lande, nach eurem Belieben, nur aufs wenigste 80 Stadien (zwey Meilen) vom Meere entfernt, anbauet, denn eure gegenwärtige Stadt muß zerstört werden."

Diese Erklärung verwandelte die Thränen der Angst in Geberden der Verzweiflung. Alle fluchen aus Einem Munde dem römischen Namen; alle beseelt nur Eine Empfindung und Ein Wille der Rache und der Vertheidigung bis zum Tode. Obgleich entwaffnet und eingeschlossen, wollen sie doch für dieß Letzte und Aeußerste, für ihre alte, berühmte Stadt und für die theuern Denkmäler ihrer Vorfahren die letzte Kraft aufbieten. Sie verweigern einmüthig die empörende Forderung, verrammeln ihre Thore, versperren den Hafen durch eine vorgezogene Kette, und erwarten entschlossen die Belagerung.

III. Siebenhunderttausend Verzweifelnde in einer von allen Seiten stark befestigten Stadt lassen wohl keine leichte Arbeit erwarten. Wirklich kostete auch die Belagerung den Römern fast vier Jahre und eine nicht geringe Anzahl Menschen. Außer den von innen sich vertheidigenden Bürgern befehligte draußen ein tapferer Feldherr, Asdrubal, ein Miethsherr von 20,000 Mann, mit dem er eine solche

Stellung nahm, daß die Stadt ununterbrochen mit Lebensmitteln versehen werden konnte. Drinnen war unterdessen Jung und Alt geschäftig, Vertheidigungsmittel zu bereiten. Man trug Häuser ab, um die Balken zu Schiffen zu verzimmern; alles Metall in der Stadt ward zusammengetragen, um Waffen daraus zu schmieden. In den Häusern, auf den Straßen, in den Tempeln sogar sah man hämmern, schmelzen und hobeln. Die Weiber gaben ihr Haar zu Bogensennen her. Die alte Thätigkeit der Phönicier erwachte in diesen braven Nachkommen wieder, und wenn gleich ihre Anstrengungen fruchtlos gewesen sind, so haben sie doch den unsterblichen Ruhm davon getragen, nach einer fast übermenschlichen Gegenwehr als Helden gefallen zu seyn.

Asdrubal mit seinen Truppen spottete ein ganzes Jahr lang der beyden Consuln, die in der That nicht die größten Kriegshelden waren; ja er würde sie vielleicht gänzlich aufgerieben haben, wenn nicht die seltene Klugheit und Tapferkeit eines jungen Officiers, des Sohnes jenes berühmten Aemilius Paulus, mit Namen Scipio Aemilianus*), das römische Heer vom Verderben errettet hätte. In Rom war man über die Langwierigkeit der Unternehmung unzufrieden, und sobald das Amtsjahr der beyden letzten Consuln verflossen war, übergab das Volk sogleich dem Scipio, der, um sich nur zur Aedilswürde zu melden, nach Rom gekommen war, die Fascen, und ernannte ihn ohne das gewöhnliche Loosen zum Feldherrn in Afrika. Man hatte sich in der Wahl dieses Mannes nicht geirrt. Durch Beredsamkeit brachte er einen tapfern feindlichen General von carthagischer auf römische Seite, und durch List bewog er den Asdrubal, seine furchtbare Stellung zu verlassen, und sich in die Stadt zu werfen. Darauf nahm er sogleich den verlassenen Posten ein, schnitt den

*) Dieser junge Aemilius war von einem Sohne des Scipio Africanus adoptirt worden, und trug daher nach römischer Sitte den Namen »Scipio Aemilianus.«

Belagerten die Zufuhr ab, und wagte einen allgemeinen Sturm gegen die Mauern. Dennoch gelang ihm die Eroberung der Stadt erst im zweyten Jahre seiner Befehlshaberschaft; so lange hatten die braven Carthager alle Künste römischer Hinterlist und alle Anstrengungen römischer Kriegserfahrenheit glücklich vernichtet. Auch bey dem letzten fürchterlichen Sturme, da die römischen Soldaten auf vielen hundert Leitern hinanklimmten, sah man von der andern Seite die Belagerten von der Mauer herab mit der Wuth der Verzweiflung fechten, und mancher Römer ward schrecklich hinabgestürzt. Endlich aber überwältigten die Sieger auch den letzten Widerstand. Von Straße zu Straße zog sich nun das mörderische Gefecht, sechs Tage lang währte noch in den Häusern das Gemetzel, bis endlich die überhandnehmende Flamme Stillstand gebot. Von allen 700,000 Einwohnern blieben nur 50,000 am Leben, welche sich in das feste Schloß geflüchtet hatten. Sie wurden als Sclaven verkauft. Neunhundert römische Ueberläufer brannten sich selbst in einem Tempel auf, und mit ihnen Asdrubals Gemahlinn, nachdem sie ihre beyden Kinder getödtet hatte, um sie der römischen Knechtschaft zu entziehen. Asdrubal selbst hatte solchen Muth nicht; er ergab sich dem Sieger und ertrug die Beschimpfungen römischen Uebermuths mit Thränen, sitzend auf einem Hügel zu Scipio's Füßen. Aber auch Scipio war bewegt, als er von ferne, die dunkelrothe, himmelanfliegende Lohe der untergehenden Stadt sah, die 700 Jahre lang das Meer beherrscht hatte, und nun in einer siebzehntägigen Feuersbrunst in Asche sank (146). Mit einem ahnenden Blick auf das künftige Schicksal Roms hörte man ihn die Homerischen Verse aussprechen: „Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt, Priamus selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs!“

IV. Die Nachricht von Carthago's Untergang erregte in Rom eine ausschweifende Freude. Eine Reihe von Tagen ward zu einem Dankfeste für die Götter bestimmt. Der bald darauf folgende prächtige Triumph des Feldherrn er-

neuerte den allgemeinen Jubel. Man gab dem Scipio, wie jenem ältern, der bey Zama siegte, den Ehrennamen Africanus, und nannte ihn zum Unterschiede den jüngern. Der Platz, wo Carthago gestanden hatte, ward dem Erdboden gleich gemacht, und Priester mußten den Ort verfluchen, daß niemand sich jemals wieder daselbst anbauen sollte. Das Land rings umher, sammt allen übrigen darin liegenden Städten, wurde theils den Utikern geschenkt, theils von den Römern in Besitz genommen und von zehn hinübergeschickten Commissarien unter den Namen Afrika zu einer römischen Provinz eingerichtet.

21.

Die Zerstörung Corinths.

(146.)

I. Die vier Jahre, während welcher die Römer mit der Belagerung Carthago's beschäftigt waren, hatten die Griechen eifrig benutzt, um ihre Scheinfreyheit in eine wahre zu verwandeln. Aber ihre Uneinigkeit hinderte die Erreichung ihrer Absicht. Es waren nämlich seit 150 v. Chr. Streitigkeiten zwischen dem achäischen Bunde und den mitverbündeten Spartanern ausgebrochen. Die letztern riefen sogleich die Römer zu Hülfe. Römische Commissarien erschienen (147), und beriefen eine Bundesversammlung nach Corinth. Hier verkündigten sie den Befehl des Senats, fünf der wichtigsten Städte von dem Bunde abzusondern, weil sie nicht vom Anfang dazu gehört hätten. So wollte man durch schlaue Trennung eine starke Kraft zersplittern. Aber die Einwohner von Corinth, welche mit unter jenen fünf Städten begriffen waren, hörten nicht sobald von diesem Beschlusse, als sie mit griechischer Lebhaftigkeit über alle in ihren Mauern befindlichen Spartaner herfielen, und sie als die Urheber dieser verhaßten Commission ermordeten. Selbst in dem Hause der Commissarien suchten sie die Flüchtigen auf, ja die Römer selber entgingen nicht ganz den Mißhandlungen der Gereizten.

II. So übel man zu Rom dieß Verfahren aufnahm, so wollte man doch vor der Hand noch nicht in dem gewohnten Tone sprechen, weil eben jetzt die Händel mit Carthago und Macedonien in einer fatalen Crise schwebten und die römischen Heere übergenug beschäftigten. Es wurden daher abermals Commissarien hingesandt, die in einem wunderbar freundlichen Tone zum Gehorsam ermahnten. Aber man sah in ihrer Gelindigkeit nur zu deutlich die gegenwärtige Verlegenheit Roms, und eben diese glaubte man benützen zu müssen. Critolaus, jetzt das Haupt des Bundes und ein wüthender Römerfeind, muntert alle Glieder zur Einigkeit und zur nachdrücklichsten Entschlossenheit auf, und das erste Werk des allgemeinen Enthusiasmus, den er in ihnen aufgeregt, ist eine Kriegserklärung gegen Sparta, mithin gegen die Römer selbst. Man rechnete dabey auf einen allgemeinen Aufstand sämmtlicher unterjochter Völker, und sah schon im Traume aus dem tapfern und glücklichen Griechenlande das goldene Zeitalter einer neuen Freyheit hervorgehen. In diesem Geiste behandelte man noch eine dritte römische Gesandtschaft, die der in Macedonien commandirende Prätor Metellus auf den Bundestag nach Corinth schickte. Sie wurde verspottet und weggejagt.

III. Aber ach! man hatte zu früh triumphirt. Denn Metellus rückte bald darauf mit seinem Heere über die thessalischen Gebirge nach Hellas herunter. Critolaus führte ihm ein schnell zusammengerafftes Häuflein Griechen nach Locris entgegen, wo es beym ersten Zusammentreffen mit den Römern sammt seinem Anführer vernichtet ward. Den Rest verstärkte Diäus, sein Nachfolger, durch Sclaven, denen er die Freyheit gab, und mit diesem neuen Heere warf er sich in Corinth.

Während die Römer (146) dem Scipio in Afrika die Befehlshaberschaft als Proconsul verlängerten, fiel die Anführung des Metellischen Heeres dem Consul Mummius durchs Loos zu. Dieser rückte alsbald vor Corinth, und

machte sich auf eine lange Belagerung gefaßt. Allein der ungestüme Diäus erleichterte ihm die Mühe. Er griff ihn vor den Mauern der Stadt mit seinem ganzen Heere an, ward geschlagen, floh sinnlos nach seiner Vaterstadt Megalopolis, und starb daselbst als ein ächter Republicaner an einem Gifttrank, nachdem er zuvor seine Gattinn getödtet und sein Haus angezündet hatte.

Der flüchtige Rest des Heeres dachte nicht daran, die Stadt zu retten. So zog denn der Consul ein, und gab die Erlaubniß zur Plünderung. Denn eben weil sie so groß und herrlich war, sollte sie zum desto schreckendern Beyspiel dienen, daß nicht Alter und Berühmtheit vor der Rache beleidigter Römer schütze. Mit ihrem Daseyn sollte sie die Schmähung der römischen Gesandten büßen. Nachdem die kostbaren Werke der Kunst beyseite gestellt waren, legte der rohe Soldat die Hand an die kleinen Güter und an die Weiber und Kinder, die zur Erhöhung der Beute zuletzt als Sclaven verkauft wurden. Hierauf machte, wie wenig Monden früher zu Carthago, ein ungeheurer Brand von mehreren Tagen der alten Herrlichkeit Corinths ein Ende, und was die Flamme noch übrig ließ, zestörte auf ausdrücklichen Befehl noch der Mauerbrecher. *)

*) Der Held dieser Kriegsthat war kein Scipio. Als ein Beauftragter des Königs Attalus bey dem öffentlichen Verkauf der Beute auf ein vorzüglich berühmtes Gemälde fast 50,000 Gulden nach unserm Gelde bot, befahl der Consul schnell, dasselbe zurückzuhalten, in der Meinung, nur eine geheime Zauberkraft könne einer bemalten Tafel solchen Werth geben. Gleich lächerlich drohte er den Soldaten, die die marmornen Statuen, längst verstorbener Meister unersetzliche Werke, etwas plump angriffen: wer etwas zerbreche, müsse es neu machen lassen. Mit Unrecht hat man jedoch aus dieser Unkunde des guten Mummius auf den Culturzustand seiner römischen Zeitgenossen überhaupt geschlossen; denn auch in unsern Tagen kann man noch ähnliche Aussprüche hören.

IV. Nach der Zerstörung Corinths durchzog das römische Heer den Peloponnes, um die Mauern der Städte niederzureissen, die an dem Aufstande Theil genommen hatten, ihre Bürger zu entwaffnen und die Häupter gefangen wegzuführen. Zehn Comissarien erschienen hierauf in Griechenland wie in Macedonien, um beyde berühmte Länder zu römischen Provinzen einzurichten. Zu dem Ende wurde die republicanische Verfassung in allen einzelnen Städten abgeschafft, Magistrate wurden aus den reichsten Einwohnern erwählt, und alle Städtebündnisse aufgehoben. Ein römischer Prätor, der jährlich abgelöset ward, hatte in Macedonien, und ein anderer in Griechenland oder der nunmehrigen Provinz Achaia das Oberregiment.

25.

Politik, Sitten und Bildung der Römer.

I. Ueberschaut man den Länderzuwachs, den Rom durch seine Eroberungen erhielt, und findet man, wie nach und nach alle Länder der ehmaligen Welteroberer, des Cyrus und des Alexander, römische Provinzen wurden: so drängt sich dem Beobachter der Geschichte die Bemerkung auf, daß diese durch Jahrhunderte fortgesetzte Eroberungen, nach welchen zuletzt die ganze cultivirte Welt zum römischen Reiche gehörte, bloß durch die feste Politik des römischen Staates gemacht werden konnten. Von dem einzelnen kühnen Eroberer kann zwar, wie dieß die Geschichte in dem Leben des Cyrus und Alexanders zeigt, während eines Menschenlebens viel vollbracht werden; nach seinem Tode aber verändert sich gewöhnlich das von ihm befolgte System. Die große Massa der Eroberungen Alexanders löste sich in mehrere kleinere Reiche auf; und nur so lange der Eroberer selbst lebte, standen Griechenland, Asien vom Mittelmeere bis an den Indus, und Aegypten unter seinem mächtigen Willen. In Rom, wo kein König und kein erbliches Regentenhaus, sondern ein bleibender

Senat mit jährlich wechselnden Consuln regierte, ward die Eroberungssucht zum herrschenden Systeme, und dauerte von den ersten Zeiten der Republik an bis in die Zeiten Cäsars und Octavians. Selbst unter den Imperatoren, welche dem Octavian folgten, konnten viele der Lust nicht widerstehen, als Eroberer zu glänzen, und das ungeheure Reich an seinen Grenzen immer noch weiter auszudehnen.

Man darf sich daher bey dieser Eroberungssucht der Römer, durch welche die schöne Blüthe der Cultur und des Handels in der alten Welt zerstört wurde, deßhalb nicht durch einzelne tapfere und großmüthige Handlungen blenden, und von den Lobpreisungen ihrer eigenen Schriftsteller bestechen lassen. Für die Cultur der Wissenschaften, der Künste, der Industrie und des Handels hatten Griechenland und Carthago schon außerordentlich viel gethan, als sie der römischen Uebermacht unterlagen. Mit der Unterjochung der Griechen verlor sich auch der höhere Sinn für Wissenschaft und Kunst; denn nur ein im Genusse seiner bürgerlichen Rechte stehendes Volk führt die Wissenschaften und Künste zu einer höhern Stufe der Entwickelung und Reife fort. Ebenso verschwand das rege Leben und Treiben des Handels, nachdem Carthago gefallen war, obgleich sich im ägyptischen Alexandrien wieder ein neuer Mittelpunct des Handels zwischen drey Erdtheilen bildete.

Dabey war die scheinbare Unbefangenheit, mit welcher die Römer sich in die Angelegenheiten der andern Staaten mischten, nur die Maske ihrer Eroberungssucht. Denn kaum hatten sie einige Zeit den mindermächtigen gegen den mächtigern geschützt und die Kraft des letztern geschwächt, als sie zuletzt den mächtigen und den schwachen Staat ihren Provinzen einverleibten. Keinem Reiche des Alterthums ist die Einmischung der Römer in seine Angelegenheiten nützlich gewesen; überall, wo ihr Schwert zuletzt den Ausschlag gab, ward die persönliche Freyheit vernichtet, die

Sclaverey eingeführt, der Reichthum einzelner Menschen und ganzer Staaten geplündert und nach Rom gebracht, um dort die gewalthabenden Familien unermeßlich zu bereichern; und Städte, die ehemals einen ehrenvollen Namen in der Gesellschaft geführt hatten, wurden niedergebrannt und zerstört. Dazu kam, daß die zur Verwaltung der eroberten Provinzen abgesandten Römer, während der Zeit ihres Aufenthaltes in denselben, diese Provinzen mit der größten Härte drückten und aussaugten; daß man den besiegten Völkern die römische Sprache und die römische Verfassung aufdrang; und daß, während alle Theile der cultivirten Welt unter dem Despotismus des römischen Senats seufzten, bloß Rom und einige Theile von Italien in dem Besitze der zusammengeplünderten Schätze und Reichthümer schwelgen konnten.

II. Doch bald zeigten sich die Folgen dieser unersättlichen Habsucht der Römer. Ein zürnender Genius rächte die Besiegten an ihren Siegern. Roms sittliche Größe sank, während die politische stieg; und während der fürchterliche Coloß dieses Reiches aufgethürmt ward, wurden die sichern Grundpfeiler wahrer Größe untergraben. Der lange Aufenthalt in fremden Ländern, der glückliche Erfolg bey allen Unternehmungen, und die ungeheuren Reichthümer, die von allen diesen Siegen nach Rom flossen, — dieß und noch manches andere entfernte die Einfachheit der Sitten, welche man in den ersten Zeiten der römischen Republik nicht ohne Achtung gegen diese Nation wahrnahm. Geldgier, Luxus und Sittenlosigkeit traten an die Stelle der ehemaligen Enthaltsamkeit und des hohen und festen römischen Sinnes. Die ersten Männer des Staates konnten der Bestechung nicht widerstehen. Andere sorgten nur für ihre Familien, und kämpften gegen die, welche sich durch wahre Verdienste auszeichneten. Die Vornehmen und Reichen, welche den römischen Adel ausmachten, behandelten die untern Volksclassen mit der größten Härte und Willkühr, weßhalb nicht selten das Volk seine Rechte gegen diese Machthaber geltend machte. Die Erziehung der römi-

schen Jugend gerieth in die Hände griechischer Sclaven, welche jetzt eine wichtige Rolle in den Häusern der vornehmen Römer spielten. Wie konnten aber diese Griechen, die man als Sclaven aus ihrem Vaterlande weggeführt hatte, Liebe und Zutrauen zu den Römern haben, welche ihnen die Freyheit entrissen, und deren Kinder sie jetzt zu edlen Männern bilden sollten? Dazu kam die Sittenlosigkeit, welche die Römer bey den besiegten Völkern, besonders in Asien, kennen lernten. Denn wenn der einzelne Mensch oder ein Volk sich einmal den Ausschweifungen der Sinnlichkeit überläßt, so wird seine schönste Kraft geschwächt, und der Sinn für alles Große und Gute geht bey ihm verloren. Nur noch auf eigenen Vortheil und steten Genuß bedacht, fehlt ihm der hohe Drang, für das gemeine Beste zu leben und zu wirken. Das Vaterland wird ihm gleichgültig; er will bloß in den Gütern schwelgen, welche er auf eine leichte Art erworben hat, und das, was als Gebot der Pflicht und des Rechts für alle vernünftige Wesen ewige Gültigkeit hat, hat für ihn kein Interesse mehr. Kleinliche Leidenschaften treten an die Stelle des gemeinschaftlichen Eifers fürs Vaterland, und Bürgerkriege, die schrecklichsten und zerstörendsten, welche die Geschichte kennt, sind die Folgen der Plünderung und Beraubung auswärtiger Völker. So kämpften seit der Zeit, daß die Römer die ganze cultivirte Welt besiegt und beraubt hatten, der Adel und das Volk, und unter dem erstern wieder die einzelnen mächtigen Familien, gegen einander.

III. Es zeigte sich zwar auch, nach der Wegführung der Kunstwerke des Alterthums nach Rom, ein gewisser Sinn für Kunst unter den Römern; nie ist aber diese bey ihnen zu der schönen Blüthe gelangt, welche sie unter den Griechen getrieben hatte. Ein eroberndes und durch seine Eroberungen bereichertes und verweichlichtes Volk betrachtet die Gegenstände der Kunst bloß als Mittel des Luxus, und liebt die Kunst nicht ihrer selbst wegen. — Ebenso wurden die Wissenschaften unter den Römern bekannter,

seitdem Griechenland von ihnen unterjocht worden war. Aber nur wenige Römer faßten den hohen Geist derselben selbst auf, nur wenige führten sie weiter fort; nie wurden die Wissenschaften, was sie bey den Griechen gewesen waren, ein Gemeingut der Nation. Alle wissenschaftliche Bildung der Römer war nur ein Nachklang dessen, was die Griechen erfunden und aufgestellt hatten; und selbst in spätern Zeiten war und blieb die Philosophie, die Mathematik, die Beredsamkeit, die Dichtkunst und die Schauspielkunst der Griechen das Vorbild, welchem einzelne Römer mit einigem Erfolge nachstrebten, ohne doch in denselben einen eigenthümlichen und orginellen Character aufzustellen. Ja sogar die römische Sprache erreichte selbst in den Zeiten ihrer höchsten Ausbildung nicht die Reinheit, den Wohlklang, den Reichthum und die Originalität der griechischen.

26.

Die Gracchen.

(133—121.)

I. So groß die Eroberungen der Römer waren, so wurde doch durch sie der Zustand der armen Bürger Roms nichts weniger als verbessert, indem die Reichen alle Vortheile daraus zogen, und die große Menge Sclaven, welche aus den eroberten Ländern kamen, die Lebensmittel sehr vertheuerte und dem armen Handwerker allen Verdienst raubte.

Dem Unglück vorzubeugen, das aus einer solchen Lage der Dinge früher oder später nothwendig entstehen mußte, versuchte zuerst Tiberius Sempronius Gracchus. Er ließ sich zu dem Ende (133) die Würde eines Volkstribuns ertheilen, und brachte unter großem Beyfall des Volks, aber desto geringerem des Adels, eine Erneuerung jenes alten Ackergesetzes in Vorschlag, das jedem Bürger

mehr als 500 Hufen Landes zu besitzen verbot. Anfänglich fügte er noch den billigen Vorschlag hinzu, daß jedem Reichen, der diesem Gesetze zufolge etwas von Ländereyen herausgeben müsse, dafür eine baare Entschädigung aus dem öffentlichen Schatze gereicht werden solle. Man kann aber wohl denken, welche Schwierigkeiten sich bey der Ausführung dieses Vorschlags gefunden haben werden, da die herauszugebenden Güter zum Theil durch mehr als hundertjährigen Besitz geheiligt, zum Theil hypothekarisch verpfändet, zum Theil durch Heirathen seltsam vereiniget oder getrennt waren. Man stiftete daher einen Collegen des Gracchus, den Tribun M. Octavius, an, daß er sein Veto zu dem Vorschlag sprechen mußte. Außerdem widersetzte sich der ganze Senat mit Einer Stimme. Gracchus, tief gekränkt, sich überall zurückgeworfen zu sehen, wiegelt mit rachsichtiger Erbitterung das Volk durch gehäufte Vorschläge zu dessen Begünstigung gegen den Senat auf, bewirkt in einer tumultarischen Versammlung die Absetzung seines Collegen, unterliegt aber doch endlich der vereinigten Kraft des Senats, und wird mitten unter seinem Volkshaufen im Capitol von der Adelspartey, an deren Spitze der Oberpriester Scipio Nasica stand, nebst 300 seiner Anhänger mit Bankbeinen und Knitteln todt geschlagen, und sein Leichnam nach tausend Mißhandlungen in die Tiber geworfen.

II. Seitdem betrachteten Senat und Volk einander mit gegenseitigem Mißtrauen. Von Gracchus Freunden wurden mehrere theils hingerichtet theils verwiesen. Dagegen fachte Cajus Gracchus, der Bruder des Tiberius, der zehn Jahre später gleichfalls Tribun ward, die Leidenschaften des Pöbels wieder an, und versuchte mit noch mehr Feuer die Plane seines Bruders durchzusetzen. Aber auch ihm bot der Senat, und an dessen Spitze sein eigener Schwager Scipio Africanus der Jüngere, der Zerstörer Carthago's, mit fester Entschlossenheit die Stirn. Da betrat er, von Ehrgeiz und Rachsucht geblendet, gleich anfangs unedle

Wege. Der treffliche Scipio wurde eines Morgens, nachdem er den Tag zuvor im Senat aufs kräftigste gegen die Volksaufwiegler gesprochen, erdrosselt im Bette gefunden (129).

Als Tribun rang C. Gracchus aus allen Kräften nach der Volksgunst. Er führte öffentliche Magazine auf, verbesserte die Heerstraßen, und gab eine Menge dem Volke schmeichelnder Gesetze, z. B. daß künftig kein Bürger unter 27 Jahren zum Kriegsdienst eingeschrieben werden, daß der Soldat vom Staat auch Kleidung erhalten, und daß jährlich eine öffentliche Getreidaustheilung an die armen Bürger geschehen sollte. Dieß letztere Gesetz fand großen Widerspruch, und mit Recht, denn nichts konnte den Müssiggang gefährlicher begünstigen. Auch daß er das Richteramt den Senatoren gänzlich nahm, und dem Ritterstande übertrug, verrieth deutlich, daß er den Senat ganz herunterbringen und die Verfassung democratisch machen wollte. Zu dem Ende brachte er auch das Gesetz in Vorschlag, daß alle Völkerschaften Italiens ins römische Bürgerrecht aufgenommen werden sollten. Aber zu gleicher Zeit verbot der Senat durch ein anderes Gesetz jedem Nichtbürger den Aufenthalt in Rom, während über die neuen Gesetze berathschlagt würde.

So erhitzten sich die Gemüther mit jedem Tage mehr. C. Gracchus brachte es durch seinen Anhang im Volke dahin, daß ihm sein Tribunat noch um ein Jahr (122) verlängert ward; allein für das dritte Jahr konnte er es nicht durchsetzen. Jetzt, da ihn die Unverletzlichkeit seines Amtes nicht mehr schützte, und auch der erste Enthusiasmus des Pöbels für ihn erkaltet war, zog ihn der ganz bewaffnete und mit einem Trosse gleich gerüsteter Clienten umgebene Senat zur Rechenschaft; doch ehe man zur ruhigen Verhandlung kommen konnte, verwandelte schon die allgemeine Leidenschaftlichkeit den Versammlungsort in ein Schlachtfeld, und C. Gracchus ward, wie vor 12 Jahren sein Bruder Tiberius, im Tumult mit einigen Hunderten seiner Anhänger erschlagen, und sein Leichnam in die Tiber geworfen.

Das Volk war bey diesem Auftritte so unentschlossen, wie es gegen entschlossene Gewalthaber gewöhnlich zu seyn pflegt (121).

III. Wenn aber gleich beyde Volksanführer in den ersten Versuchen, die alte Verfassung zu erschüttern, untergingen, so blieben jene Versuche doch nicht ohne wichtige Folgen. In dem Pöbel war einmal ein Geist des Ungehorsams erregt; selbst die italischen Bundesgenossen, bisher so strenge beherrscht, wollten nun durchaus Mitherrscher seyn; die Volkstribunen hatten nun ihre Macht ganz kennen gelernt, auch (130) schon Sitz und Stimme im Senat erhalten, und jedem künftigen Herrschergeiste war jetzt der Weg vorgezeichnet, durch Hülfe des Pöbels dem Senat und den Grundgesetzen der alten Verfassung Trotz zu bieten. So erst war die Erscheinung eines Marius, Sulla, Pompejus und Cäsar möglich.

27.

Marius.

(118—101.)

I. Cajus Marius war in einem Dorfe nahe bey Arpinum von armen Altern, die von der Arbeit ihrer Hände lebten, geboren und zu Feldarbeiten erzogen worden. Seine Sitten waren so rauh, als seine Gesichtszüge abschreckend. Herzhaft, von außerordentlicher Größe und Leibesstärke, und ein geborner Soldat, nahm er frühzeitig in der Armee Dienste, und zeichnete sich dabey durch Thaten einer seltenen Entschlossenheit und besonders durch eine strenge Beobachtung der Kriegszucht aus. Er suchte in allen Gelegenheiten Gefahren auf, werth seines Heldenmuths; ein so abgehärteter Mann ertrug alles Ungemach des Krieges mit leichter Mühe. Er diente zuerst im spanischen Kriege, und zeichnete sich so aus, daß, als einmal die Frage gethan ward, wer wohl künftig des Scipio Verlust würde ersetzen können, Scipio selbst dem Marius auf die Schulter klopfte

mit den Worten: dieſer wird's vielleicht. Er ging alle Stufen des Militärranges durch, und dieſe verſchiedenen Beförderungen waren allezeit der Preis eben ſo vieler ruhmwürdiger Thaten, wodurch er ſich ausgezeichnet hatte. Als er vom Volk die Stelle eines Legionstribuns begehrte, kannten ihn die wenigſten ſeiner Mitbürger von Perſon, aber ſeinen Namen wußte Jedermann. Dieſes ſeines ſo feſtgegründeten und guten Rufs wegen erhielt er die nachgeſuchte Stelle vor mehrern Patriciern, die mit ihm darum warben, und ſpäter ſogar das Volkstribunat. Sein Eintritt ins Amt bewies, was man ſich von ihm zu verſprechen haben werde. Er ſchlug wegen der bey Stimmungen herrſchenden Mißbräuche die Verengung der Wege, welche zum Stimmungsplatze führten, vor, und ſetzte ſeinen Vortrag mit aller Macht, ſelbſt gegen die Conſuln und den Vorſitzer des Raths, durch. Auf eine gleiche Weiſe milderte er bald darauf zum Beſten der Staats-Caſſe das Geſetz des Gracchus wegen der Austheilung des Getreides an die armen Bürger. Vier Jahre hernach verlangte er das Prätorat, und erwarb ſich nicht allein bey deſſen Verwaltung in der Stadt, ſondern auch das Jahr darauf als Proprätor in der Provinz Spanien großen Ruhm. Man lernte ihn als einen Mann kennen, der keine Partey ſcheue, und der, auf welche er ſich auch ſchlagen wolle, beſtimmt ſey, zu herrſchen.

Zwey Kriege waren es vorzüglich, durch welche ſich Marius in Rom geltend machte: der Krieg mit Jugurtha, König von Numidien, und der mit den Cimbern und Teutonen.

II. Wie ſehr die Sitten Roms geſunken waren, und wie ſehr Geldgeiz und Beſtechungen überhand genommen hatten, bewies kein Krieg beſſer, als der mit Jugurtha (118 — 106). Maſiniſſa, Carthago's furchtbarer Nachbar, war geſtorben; ſein Erbe war ſein Sohn Micipſa, ein die Ruhe und die Wiſſenſchaften liebender Fürſt. Er hinterließ zwey Söhne, Adherbal und Hiempſal, und

den Brudersſohn Jugurtha, einen heimtückiſchen Afrikaner, welcher, da er eine Zeit lang unter der römiſchen Armee gedient hatte, wohl wußte, was ſich auf die Schlechtheit der Römer rechnen ließ. Er ließ den Hiempſal ermorden, und den Unwillen, den die vornehmſten Senatoren in Rom über dieſe That äußerten, wußten ſeine Geſandten durch Gold zu beſänftigen. Das Reich ward nun unter ihm und Adherbal getheilt. Allein auch mit dieſem fing er Krieg an, und ließ ihn endlich gegen gegebenes Wort ebenfalls morden. Zwar halfen dießmal in Rom ſeine Beſtechungen nicht, weil der redliche Volkstribun Memmius ſich ſeiner Strafloſigkeit widerſetzte. Aber der Conſul, welchen man gegen ihn ſchickte, nahm Jugurtha's Gold, und ſchloß auf ſehr gute Bedingungen Frieden mit ihm. Darüber war man in Rom ſo unwillig, daß Jugurtha ſelbſt zur Verantwortung nach Rom gerufen wurde. Jugurtha kam; er erſchien vor dem Volke, und wie Memmius ihn reden hieß, gebot ihm ein beſtochener Tribun zu ſchweigen. Wahrſcheinlich hätte er wiederum ſeine Losſprechung erkauft, wäre nicht ein Enkel Maſiniſſa's, dem das römiſche Volk die Krone zuzuwenden geneigt war, durch einen Vertrauten des Jugurtha ermordet worden. Aller Verdacht der Mordthat fiel auf den König. Gleichwohl wollte man das ſichere Geleit, das man ihm verſprochen hatte, nicht beleidigen. Man ließ ihn alſo ſicher nach Afrika ziehen. Als er Rom verließ, ſprach er: „Die Stadt iſt feil, wenn ſich nur ein Käufer findet.“ Kaum war er in Afrika angelangt, als ein Conſul mit einem Heere ihm nachgeſchickt ward. Doch dieſes Heer beſtand nicht ſowohl aus Soldaten, als aus einem nichtswürdigen Geſindel, welches er ſo ſchlug, daß die ganze Armee, wie bey den caudiniſchen Päſſen, unter einem Galgen durchgehen mußte. Dieſer Schimpf erbitterte das römiſche Volk aufs äußerſte Der unbeſtechliche Conſul Quintus Metellus wurde mit Marius gegen Jugurtha geſchickt. Glücklich waren jetzt die Fortſchritte und ſchnell würde der Krieg geendigt worden

seyn, hätten sich nicht die beyden römischen Feldherrn mitten im Laufe der schönsten Unternehmungen entzweyt. Der dem Glücke des Metellus mißgünstige Marius erzwang von dem Proconsul die Erlaubniß nach Rom abzureisen, und hier erschlich er sich durch Verläumdung des Metellus und durch seine Popularität das Consulat und das Commando in Afrika. Unterdessen hatte Metell dem Feinde eine glückliche Schlacht geliefert, und ihn so gedrängt, daß er sich mit seinem Schwiegervater Bochus, dem Könige von Mauretanien, verbinden mußte, als dem Proconsul die Niederlegung des Commando's und die Erhebung seines Nachfolgers angekündigt wurden. Bald langte Marius mit neuen Truppen, welche er aus der letzten Bürgerclasse geworben hatte, und kurz nach ihm sein Quästor Sulla, in Afrika an. Aber nach manchen, selbst sehr glücklichen Fortschritten, mußte Marius, um den Krieg zu endigen, erst den Bochus zum Verräther an Jugurtha machen. Sulla ward von ihm an den Hof des Königs gesandt, um ihn zu bereden, den Jugurtha zu verrathen. Bey einer bestellten Zusammenkunft ward Jugurtha von Numidien dem Quästor Sulla überliefert. Nachdem er den glänzenden Triumph des Marius geziert hatte, ward er nackt in ein Loch geworfen, wo er nach sechs Tagen verhungerte.

Wichtige Folgen hatten die Begebenheiten dieses Kriegs für die Verfassung Roms. Die Erhebung des Marius zum Consulat brach nicht nur an sich die Macht der Aristocratie, da ein Neuling ohne Geburt jetzt zum erstenmale gezeigt hatte, daß der Weg selbst zu der höchsten Stelle auch für ihn offen sey; sondern die Art, wie er, gegen römische Sitte, seine Armee aus dem Pöbel gebildet hatte, mußte ihn doppelt furchtbar machen. Doch würde er die Verfassung schwerlich gestürzt haben, wenn nicht ein neuer höchst gefährlicher Krieg, der Krieg mit den Cimbern und Teutonen (113—101), ihn unentbehrlich gemacht hätte.

III. Aus unbekannten Gegenden von Morgen oder Mitternacht, etwa aus den Ländern oberhalb dem schwarzen Meere, verursachten 300,000 streitbare Männer, mehr als Einer Nation, deren die Cimbern oder Cimmerier, wahrscheinlich ein Volk germanischen Stammes, die vornehmsten waren, eine Völkerwanderung, welche sich bis nach Spanien erstreckte. Ihr Zug ging, wie die meisten Nomadenzüge, von Osten nach Westen, längs der Donau. Die Römer entdeckten zuerst diesen Schwarm an den Grenzen Illyriens. Ein Consul stellte sich bei Noreia in Steyermark ihm entgegen, ward aber von ihm geschlagen (113). Bey ihrem weitern Zuge nach Westen hingen sich deutsche, celtische und helvetische Völker (Teutonen, Ambronen, Tiguriner) an sie an. Ohne die Alpen zu überschreiten, wendeten sie sich westwärts nach Gallien, in dem sie Wohnsitze forderten. Eine neue Niederlage, welche die Römer unter einem andern Consul (109) erlitten, stellte das ganze narbonensische Gallien der Wuth der Barbaren bloß. Zweymal (107 u. 105) sandten die Römer Armeen gegen sie; aber allemal wurden sie geschlagen. Italien erschrack; man gedachte der Zeiten des Brennus; das römische Volk in der äußersten Gefahr, den Preis vierhundertjähriger Siege, Reich und Freyheit an Einem unglücklichen Tage zu verlieren, waffnete sich mit Gelübden. Weil es zu sicher des Friedens genoß, fürchtete es diesen Krieg. In dieser Noth wurde das Consulat von Niemand gesucht; man fand sich genöthigt, es dem C. Marius, dem Besieger des Jugurtha, aufzutragen, und Marius wußte dieß so gut zu benützen, daß er 4 Jahre nacheinander (104—101) Consul blieb. Die Cimbern aber versäumten den Augenblick der Möglichkeit, die Welt von Rom zu befreyen, über Streifereyen, zum Theil selbst jenseits der Pyrenäen, wo sie aber von den Celtiberern zurückgeschlagen wurden, und ließen so dem Marius Zeit, durch Kriegszucht und gute Uebungen dem römischen Heere sein Selbstgefühl zu geben. Erst 102 versuchten sie, indem sie sich theilten, die Teutonen durch

die Provence, die Cimbern selbst durch Tyrol, in Italien einzudringen. Aber über die erstern errang Marius bey Aquä Sextiä (Aix) 102, und das folgende Jahr (101, 30. July) über die letztern eben derselbe in Verbindung mit dem Proconsul Catulus am Padus Siege, welche der Kriegskunst über rohe Kraft gebührten, und beyde Völker vertilgten. Beyde Feldherrn erhielten einen gemeinschaftlichen Triumph und wurden in Rom, besonders Marius, fast vergöttert.

IV. Wenn schon bereits während dieser Kriege die Macht der Volkspartey sichtbar gestiegen war, so brach doch der Sturm jetzt erst recht aus, da Marius das 6te Consulat sich erkaufte (100). Jetzt in Rom selbst gegenwärtig, wollte er sich an seinen Feinden rächen; und was vermochte der Senat, wenn in dem Consul selbst ein Demagog an der Spitze stand? Marius verband sich mit dem Volkstribun Saturnin, dem schlechtesten unter Roms Bürgern, wie auch mit dem Prätor Glaucias, und diese Verbindung würde nach der Verdrängung von Metellus die Republik gestürzt haben, wenn nicht die freche Zügellosigkeit der Rotte seiner Verbündeten ihn genöthigt hätte, ihre Partey zu verlassen, um nicht alle Popularität zu verlieren. Der Angriff des Complotts, das den Schein haben wollte, in die Fußstapfen der Gracchen zu treten, war zuerst gegen Q. Metellus, das Haupt der Partey des Senats und den Todfeind des Marius von Afrika her, gerichtet. Saturnin brachte eine neue Verordnung wegen Austheilung der Ländereyen und Anlegung von Colonien in Vorschlag. Der Vorschlag wurde mit Gewalt durchgesetzt, zugleich aber der Verordnung beygefügt: der Senat müsse sie binnen fünf Tagen beschwören; wer sich dessen weigere, solle verbannt werden. Marius hatte durch Verstellung die Senatoren beredet, die Verordnung zu beschwören; der ganze Senat schwor, nur Metell nicht. Verbannung war sein Loos. Er nahm seinen Aufenthalt während derselben in Rhodus. Nach dieser Verdrängung des Metellus usurpirte die Faction jetzt die Rechte des Volkes und behauptete sich

gewaltthätig in den Comitien, bis sich bey der neuen Consulwahl ein großer Aufstand aller rechtlichen Bürger, nun durch Marius selber begünstigt, gegen sie erhob. — Saturnin, der zum drittenmale vom Volke zum Tribun gewählt worden war, wünschte auch einen Consul zu haben, der ganz in seiner Gewalt wäre, und hatte dazu den Prätor Glaucias bestimmt, und als die Wahl des zweyten Consuls für Memmius auszufallen schien, diesen im Angesichte des Volkes tödten lassen. Marius selbst getraute sich nicht länger ihn zu schützen, und da der Senat beschloß, die Consuln sollten nebst den Prätoren und Volkstribunen die Majestät des römischen Volkes, wie sie nur könnten, zu schützen suchen, wurden Saturnin und Glaucias im Capitol belagert, und als sie, verleitet durch Marius, der ihnen Sicherheit versprach, das Capitol verließen, von der erbitterten Menge ermordet. — Eine Folge davon war bald die Zurückrufung des Metellus aus seinem Exil, welche zwar von einem Tribun verhindert, aber endlich doch durch das Bitten seines Sohnes erhalten wurde. Bey seiner Ankunft ging ihm Senat und Volk in Menge entgegen, und sein Einzug war glorreicher als der herrlichste Triumph. Nur Marius konnte den Metell nicht neben sich sehen. Unter dem Vorwand, gewisse Gelübde zu erfüllen, eigentlich aber um den König Mithridates in Pontus zum Kriege zu bewegen, ging er nach Galatien. Allein bald nachher fand Marius in Sulla, einem Lieblinge der Optimaten, einen furchtbarern Nebenbuhler und Gegner, als Metellus war.

28.

Sulla.

(107—88.)

1. Sulla war aus dem berühmten Geschlechte der Cornelier, aber von einer Linie desselben, welche zwar unter die Patricier gehörte, allein seit langer Zeit in Dunkelheit

herabgesunken war. In griechischer sowohl als lateinischer Literatur war er vorzüglich stark, von erhabenem Geiste, begierig nach Vergnügen, noch mehr nach Ehre. Er war beredt, fein, im Umgang gefällig, in seinen Absichten undurchdringlich, bereit mit allem zu dienen. Stets vom Glücke begünstiget, war er in gleichem Grade thätig, und man wußte nicht, ob man seiner Tapferkeit oder seinem Glücke den Vorzug geben sollte. Den Marius hatte er als Quästor nach Afrika gegen Jugurtha begleitet, und ihn, obwohl er anfangs nicht ganz damit zufrieden war, bald durch seine Tapferkeit gewonnen. Die erste Feindschaft zwischen beyden entstand, weil nicht so fast Marius als Sulla den jugurthinischen Krieg endigte, und dieser sich selbst so viel darauf zu gute that, daß er lebenslang einen Ring trug, auf dessen Gemme die Gefangennehmung des Jugurtha eingegraben war. Noch größer wurde die Feindschaft, als Bochus die Gefangennehmung des numidischen Königs in einer Gruppe von massivem Golde nach Rom schickte, auf der aber die Figur des Marius gänzlich vergessen war. — Im Jahre 93 suchte Sulla das Prätoramt, ohne Aedilis gewesen zu seyn, und erhielt es auf seine Vorstellung, daß er in großer Bekanntschaft mit afrikanischen Königen stehe, und es ihm also ein leichtes seyn würde, viele wilde Thiere zu Thiergefechten zu erhalten, welche er als Aedil geben müßte. Das Jahr darauf ging er nach Asien, wo er die Streitigkeiten zwischen den Königen in Vorderasien beylegte. Auch legte er hier den Grund zur Kenntniß des Landes und der Einwohner, vielleicht auch zu manchen Unruhen, welche in der Folge für ihn so glänzend wurden.

II. Jetzt aber nahte sich ein für Rom höchst gefährlicher Krieg mit seinen italischen Bundesgenossen (91—88). Diese hatten zu allen glücklichen Kriegen der Römer das Meiste beygetragen, und man hatte ihnen zur Belohnung oft das Bürgerrecht versprochen, aber ohne das Versprechen zu halten. Nach mehrern bedeutenden

Bewegungen von Seite der Bundesgenossen sprach der Tribun Drusus laut für ihre Ansprüche, wurde aber auf Anstiften der Patricier vor seinem Hause ermordet. Sterbend seufzte er: „Ich sehe vor, daß nicht leicht noch einer auftreten werde, welcher so rein denkt, wie ich.“ — Der Tod des Drusus brachte die Sache der Bundesgenossen zum Ausbruch. Ganz Italien kam, des Bürgerrechts wegen nach Rom, und — wurde abgewiesen. Da erschlugen die von Asculum den Prätor Servilius mit allen in ihrer Stadt sich aufhaltenden Römern. Alle Völker Italiens, vom Liris bis an den adriatischen Meerbusen, das ganze Picentinische, die sabinischen Thäler, die tuscischen Städte, Umbrien, die ganze adriatische Küste, Samnium, Campanien, Calabrien ergriffen die Waffen wider Rom, das sich nun auf einmal wieder in den Zustand seines Anfangs, und sein Gebiet auf wenige Meilen zurückgesetzt sah. Italien sollte, so war der Plan der Häupter der Verbündeten, eine Republik werden, und Rom den Rang der Hauptstadt verlieren. Corfinium ward als der Hauptsitz der Verbindung und als die Hauptstadt der neuen Republik angesehen, und ein Senat von 300 Personen unter dem Vorsitz zweyer Consuln und 12 Prätoren erwählt. In Albalonga wurden die Consuln belagert. Nie wurde ein Krieg so wüthend, so blutig, so verrätherisch geführt, und er mußte um so blutiger seyn, je häufiger die einzelnen Gefechte und Belagerungen, besonders der römischen Colonien waren. Als die Römer im Lande Picenum siegten, versammelte der italische General die Hauptleute, aß mit ihnen, und gab nach der Tafel sich vor ihnen den Tod. Auf der Spitze eines Berges wollten 4000 Mann lieber todtfrieren, als sich ergeben. Das Heer eines Proconsuls, durch seinen Stolz beleidigt, erschlug ihn, und warf sich, um sein Blut auszusöhnen, mit solchem Zorn in die Feinde, daß an diesem Tage 18,000 derselben umgebracht wurden. In den verschiedenen Schlachten fielen bey 300,000 Mann. Auch konnte Rom nur

dadurch sich retten, daß es den Verbündeten das volle Bürgerrecht ertheilte.

Marius that in diesem Kriege nichts seinem Ruhme gemäßes, dagegen Sulla's Thaten aufs herrlichste hervorglänzten. Von fernern gefährlichen Feinden bedroht, ertheilte man dem letztern, auf den jetzt alle Augen gerichtet waren, das Consulat.

29.

Bürgerkrieg zwischen Marius und Sulla. Sulla's Proscriptionen.

(88 — 82.)

1. Die fernere Gefahr, die jetzt schon wieder die Gemüther beschäftigte, kam von Asien her. In dem bisher fast unbekannten Königreiche Pontus, am schwarzen Meere, hatte das Schicksal um diese Zeit ein Herrschergenie auf den Thron berufen, dergleichen in diesen Gegenden noch keines war, Mithridates VI., von seinen Zeitgenossen der Große zubenannt. Obgleich schon in seinem zwölften Jahre durch Meuchelmörder seines Vaters beraubt, entwickelte er doch die eigene Kraft in sich so früh und so stark, daß er sich in wenig Jahren der Herrschaft bemächtigen, seinen Vater rächen, und auf seines Erbreiches Erweiterung denken konnte.

Rings umgeben von römischen Spähern, überall beschränkt durch ihre herrischen Anmaßungen, faßte er, wie Hannibal, schon früh den Vorsatz, lebenslang ein Feind dieses Volkes zu seyn; und in der That haben auch die Römer seit Hannibals Zeiten keinen furchbarern Feind gehabt, als ihn. Dreyßig Jahre lang hat er die größten ihrer Feldherrn beschäftigt, ohne ihnen zu erliegen; nach jeder Niederlage stand er nur furchtbarer auf, und in den Kriegen gegen ihn ward ganz Griechenland und Kleinasien zertreten, ja Rom selbst dem Untergange nahe gebracht.

Gelegenheit zum Bruche boten die Römer selbst dar. Ihre Commissarien, eifersüchtig auf seine Macht, stifteten den König Nicomedes von Bithynien an, ihm räuberisch ins Land zu fallen. Jetzt erhob er sich in seiner Kraft (er hatte mit Hülfe seines Verbündeten, Tigranes von Armenien, eine Armee von 300,000 Mann mit 130 Sensenwagen, und 400 Schiffe), schlug die Bithynier und die zu Hülfe eilenden Römer, unterwarf sich das ganze Land, und gewann sich durch Güte gegen die Besiegten überall Vertrauen und Liebe. In kurzem war er Herr von ganz Kleinasien. Da sendeten ihm die Römer die Kriegserklärung. Statt der Antwort erscholl in Rom die fürchterliche Nachricht: 80,000 Römer in Kleinasien wären auf Befehl des Mithridat in Einer Nacht ermordet, der pontische König selbst sey in Thracien, sey in Athen, bewege das ganze nordische Land gegen Rom (88 v. Chr.).

II. Die meisten Stimmen beriefen den Consul zum Führer des mithridatischen Kriegs. Schon war er bereit, zu seinem noch vom Bundeskriege her in Campanien versammelten Heere abzugehen, als der alte, nun fast siebzigjährige Marius, noch immer gequält vom Ehrgeiz und von der heftigsten Eifersucht gegen diesen jüngern Nebenbuhler, plötzlich eine Faction unter dem Pöbel zusammenbrachte, und mit Hülfe des Tribuns Sulpitius einen Aufruhr im Volk entzündete. Dieser Mensch, frecher als jener Saturninus, hatte 3000 Gladiatoren im Solde, die er seinen Gegensenat nannte.*) Von diesen Banditen umringt, erschien er nun auch auf dem Markte, als beyde Consuln

*) Es gehört mit zur Characteristik der Römer, daß sie ihre Freude da fanden, wo Menschen und Thiere sich zerfleischten. Besonders waren ihnen die Fechterspiele sehr angenehm; und, was schwer zu begreifen ist, es fehlte nie an Menschen die sich freywillig dazu hergaben, mit dem Schwerte auf Tod und Leben zu fechten. Diese Menschen hießen Gladiatoren. Sie waren natürlich aus der Hefe des Volkes;

daselbst Geschäfte hatten, drang darauf, daß Marius als Proconsul nach Asien an Sulla's Stelle gehen sollte, und als darüber ein Gemurmel entstand, befahl er alsobald seinen Dreytausenden, einzuhauen. Alles floh vor Furcht. Des einen Consuls Sohn ward ergriffen und in Marius Haus geschleppt, wo er unter gezückten Schwertern schwören mußte, alles, was Sulpitius verordnet habe, gut zu heißen. Und so hatte nun Marius seinen Wunsch erreicht, und rüstete sich freudig zum Krieg.

III. Aber Sulla konnte die Bosheit seiner Feinde so ruhig nicht verschmerzen. Er floh heimlich aus Rom, und kam eher als Marius im Lager an. Hier erzählte er den harrenden Soldaten, wie schändlich ihn Marius um das Commando betrogen, und wie auch sie unter seinem Ehrgeitze leiden würden. Auf diese Weise wiegelte er die Truppen gegen Marius auf, und wußte sie, durch das Versprechen reicher Beute in Asien, so zu entflammen, daß sie schworen: ihm zu folgen, wohin er sie führen wollte, selbst nach Rom gegen Marius und dessen Partey.

Das wollte Sulla nur hören. Er cammandirte, und in wenig Tagen stand sein Heer vor Rom. Der Senat schickte ihm Einhaltsbefehle entgegen: er achtete ihrer nicht, sondern drang wie ein Feind in die Stadt. Die Bürger thaten Widerstand, Marius und Sulpitius hatten sich des Capitols bemächtigt, ja der erstere bot allen Sclaven die Freyheit, die jetzt das Vaterland vertheidigen würden; umsonst. Sulla verlangte Unterwerfung, und drohte die Stadt an allen Ecken anzuzünden, wofern noch jemand sich mit Waffen widersetzte.

Schrecken und ängstliche Erwartung hielten alle Bürger in ihren Häusern gefesselt. Nur Marius, Sulpitius, und

---

auch Sclaven und Gefangene wurden öfters dazu gezwungen. Sie bekamen reichliche nährende Kost, und wurden von den ordentlichen Fechtmeistern geübt, deren jeder zuweilen mehrere Hunderte in seiner Schule hatte.

wer sonst noch von dem gereizten Machthaber das Aeußerste zu fürchten hatte, entfloh. Marius kam glücklich nach Afrika; Sulpitius aber, den sein Gegensenat gegen Sulla's 6 Legionen nicht schützen konnte, ward auf der Flucht ermordet, und sein Kopf an der Rednerbühne aufgespießt. Sulla berief sogleich eine Volksversammlung, in der alle von dem vorigen Gewalthaber gegebenen Gesetze aufgehoben, und den Patriciern, zu denen Sulla selbst gehörte, ihre alten Rechte wiedergegeben wurden. Marius ward als ein Staatsverräther angeklagt, weil er die Sclaven gegen den rechtmäßigen Consul aufgewiegelt habe, und nebst seinem Sohne und noch mehrern andern seiner Anhänger proscribirt, d. h., ihre Güter eingezogen und Preise auf ihre Köpfe gesetzt.

IV. Unter diesen revolutionären Vorkehrungen war Sulla's Consulatjahr verflossen. Octavius und Cinna wurden durch ihn Consuln. Nachdem er sich von ihnen hatte versprechen lassen, während seiner Abwesenheit keine Neuerungen vorzunehmen, zog er als Proconsul gegen Mithridat nach Griechenland (87). Mit unglaublicher Schnelligkeit bemächtigte er sich aller griechischen Städte, und Athen, dessen Thore ihm die mithridatische Besatzung verschloß, umringte er mit Sturmmaschinen. In kurzem litten die eingeschlossenen Athener solche Hungersnoth, daß sie Gras aßen, und das Leder von ihren Sohlen und Schläuchen kochten. Endlich eroberte er die Stadt mit Sturm (1. März). Die Soldaten überließen sich dabey allen ersinnlichen Unmenschlichkeiten. Das Blut floß in Strömen, die Mauern am Piräus wurden mit Mauerbrechern zerstört, und Habe und Gut der unglücklichen Einwohner von den raubgierigen Soldaten als Beute verschlungen. Noch während der Belagerung hatte Sulla — was die rohesten Barbaren vor ihm nicht gethan — die Tempelschätze zu Delphi weggenommen.

Jetzt ging der verheerende Schwarm einem feindlichen Heere entgegen, welches in Böotien verschanzt lag. Zwey blutige Schlachten, bey Chalcis und Orchomenus, vertrieben die mithridatischen Heere aus Europa. In der letztern Schlacht fingen Sulla's Soldaten schon zu fliehen an. Da sprang er vom Pferde, riß einem Adlerträger das Feldzeichen aus der Hand, und schrie: „Hier, ihr Römer, ist es rühmlich für mich zu sterben. Wird man euch aber fragen, wo ihr euern Feldherrn verrathen habt, so sagt: bey Orchomenus!“ Mit diesen Worten stürzte er sich in die Feinde; und seine Soldaten, durch diese Anrede beschämt, eilten ihm nach und gewannen den Sieg.

Mithridates that endlich Friedensvorschläge. Um der Unterhandlungen willen setzte Sulla nach Asien über, und diese Gelegenheit benutzte er und sein Heer trefflich, sich durch die ungeheuersten Plünderungen zu bereichern. Bloß die baaren Contributionen der Städte betrugen über 45 Millionen Gulden. Den Soldaten ward aller Uebermuth gestattet. Jeder Wirth mußte täglich seinem einquartirten Mann 16 Drachmen (über 5 fl.), einem Officier aber 50 Drachmen und so viele neue Kleider geben, als dieser verlangte.

V. In Rom hob sich unterdessen Sulla's Gegenpartey. Cinna trachtete nach der Alleingewalt, schmeichelte dem Pöbel durch Geschenke und Versprechungen, und hatte ein großes bewaffnetes Gefolge um sich. Da der andere Consul Octavius genöthigt war, sich auf gleiche Weise zu schützen, so kam es denn auf dem Markte zu einem Morden, wo von beyden Seiten 10,000 geblieben seyn sollen. Cinna entfloh, aber nur um fürchterlicher wiederzukehren. In Mittel-Italien standen damals noch drey römische Heere, die man seit dem Bundesgenossenkriege noch nicht hatte auseinander gehen lassen. Cinna lockte eines derselben an sich, rief schnell den alten Marius aus Afrika zurück, und beyde gingen, Rache schnaubend, auf Rom los. Zum Entsetzen aller zogen sie in die Stadt ein. Der

schreckenvolle Marius hatte eine Leibwache von mehrern tausend Sclaven, die zum Morden bestimmt war. Octavius und viele Edle fielen; ihre Köpfe ließ Marius vor sich zu seinem Vergnügen auf den Tisch setzen. Schrecklicher noch als Marius waren seine Sclaven und Anhänger, die keinen Befehlen mehr gehorchten. Einer derselben ließ zu seinem Ergötzen mehrere Personen erst geißeln und dann hinrichten; und da einmal mehr Geißelpfähle als Personen da waren, wurden auf seinen Befehl aus den Umstehenden so viele ergriffen, als fehlten, um alle Pfähle zu besetzen. Sie verübten die furchtbarsten Gräuel und die grausenhaftesten Schandthaten. Mit gezückten Dolchen liefen sie auf den Straßen einher, und stießen nieder, wer ihnen zuwider war. Es dauerte lange, ehe man die Straßen Roms von dem Blute und den unzähligen Leichen säubern konnte, die von den Händen jener Sclaven gefallen waren.

VI. Als Sulla von dem, was in Rom vorgefallen war, Nachricht erhielt, eilte er, den Frieden mit Mithridat zu Stande zu bringen (86). Mithridat behielt nur seine Erbstaaten und bezahlte 2000 Talente Kriegskosten. Nun setzte Sulla sich in Marsch nach Italien. Als das Gerücht davon nach Rom kam, erzitterte alles vor der Rache des Feindes. Besonders gerieth Marius in großen Schrecken, und in der Angst trank er so übermäßig, daß er seinen Tod fand (13. Jan. 86). Cinna sammelte ein Heer, um dem Sulla entgegen zu gehen; aber seine Truppen wollten gegen diesen nicht fechten, und erschlugen den Cinna.

Sulla landete (83 v. Chr.) in Italien, schlug die großen Heere, welche die Anhänger des Marius zusammenbrachten, vorzüglich durch einen seiner Untergenerale, den jungen Pompejus, welchem er nachmals selbst den Beynamen des Großen gab. Ueberall war Sulla siegreich, hielt einen prächtigen Siegeseinzug in Rom, und fing dann eben so zu wüthen an, wie ehemals Marius. Unter den Anhängern seiner Gegenpartey hatte vorzüglich die Stadt

Prâneſte langen Widerſtand geleiſtet. Endlich mußte ſie ſich ergeben, und alle Einwohner, 12,000 an der Zahl, wurden auf einen großen Platz getrieben und mit Pfeilen niedergeſchoſſen. Sechstauſend von des Marius Sclaventruppen ergaben ſich, weil ihnen Verzeihung zugeſichert war; ſie wurden in der großen Rennbahn zu Rom niedergemetzelt, während Sulla in einem nahe gelegenen Tempel den dort verſammelten Senatoren, die das Geſchrey der Unglücklichen und das Klirren der Säbel auf Menſchenſchädeln hörten, zuſprach, ſie möchten ruhig ſeyn, es würden nur ein Paar Leute hingerichtet.

VII. Fürchterlich waren die Proſcriptionen, die Sulla über ſeine Gegner ergehen ließ. Indeß war das, was er ſelbſt that, nur Barmherzigkeit gegen die Grauſamkeiten ſeiner Anhänger, unter denen ſich ein gewiſſer Catilina auszeichnete, der ſelbſt ſeinen Bruder und ſeinen Schwager erwürgen ließ. Große, lange Proſcriptionsliſten wurden öffentlich ausgehängt, auf denen die meiſten Reichen und Vornehmen ſtanden. Wer dieſe Liſten las, wurde als ein verdächtiger Menſch, und wer ſie nicht las, als ein mit der jetzigen Regierung Unzufriedener angeſehen und hingerichtet. Alles war verdächtig, Weinen und Lachen, Trauer und Freude, zumal wenn man Geld und Gut hatte. Während in allen Gaſſen der Stadt Menſchen geſchlachtet wurden, feyerte Sulla ſchwelgeriſche Abende mit Tänzern und Poſſenreiſſern. „Wen willſt du denn noch leben laſſen?“ fragte ihn kühn ein angeſehener Senator; „es iſt nur, um aus der Ungewißheit zu kommen.“ Das weiß ich jetzt ſelber noch nicht, antwortete Sulla; vor der Hand nimm dieſe hinzu. Er gab ihm ein Blatt, auf dem die Namen von 70 vornehmen Männern ſtanden, die er wegzuräumen beſchloſſen hatte. Am folgenden Tage ließ er noch 220 Namen dazu thun, und bald darauf wieder ſo viel. Dabey ſagte er in einer öffentlichen Rede: er habe jetzt nur erſt vor der Hand einige verurtheilt, die ihm beygefallen ſeyen; in der Folge werde auch noch die Andern die Reihe treffen,

auf die er sich jetzt noch nicht besonnen habe. Damit aber die Proscribirten auch wirklich ihre Mörder fänden, bot er zwey Talente für eines jeden Kopf, und die Lockspeise machte, daß man stündlich Kerle mit Menschenköpfen in der Hand in Sulla's Haus gehen und mit Geld beladen wieder herauskommen sah. Niemand durfte bey Todesstrafe einen Geächteten herbergen oder ihm auf der Flucht durchhelfen, der Sohn nicht den Vater, der Sclave nicht den Herrn. Alle Bande der Natur sollten zerrissen seyn; so wollte es Sulla. Als endlich das Morden nachließ, und man über die geschehenen Gräuel ruhiger nachdenken konnte, fand sich, daß in dieser Schreckensperiode nach einer ungefähren Berechnung 15 Consuln und Consularen, 90 Senatoren, 2600 Ritter, und über 100,000 römische Bürger umgekommen waren.

VIII. Natürlich waren durch diese Hinrichtungen unzählige Häuser, Landsitze und Grundstücke verödet worden, und standen herrenlos da. Sulla verschenkte sie an seine Lieblinge, auch an Weiber, Sänger und Sclaven. Einer seiner Freygelassenen konnte sich in der Pracht seiner Landgüter und in seinem Reichthum an Gemälden und Bildsäulen mit Königen messen. Crassus, ein Officier des Sulla, riß bey den Auctionen so viel Güter, Sclaven und Häuser an sich, daß er sich durch die Vermiethung der Wohnungen fast die halbe Stadt zinsbar machte, und seine Landgüter kaum zählen konnte. Ja er behauptete, der sey nicht reich zu nennen, der nicht ein ganzes Heer aus seinem Beutel unterhalten könne. Sulla selbst vergaß sich so wenig, daß nach seinem Tode sein liederlicher Sohn selbst bey der unsinnigsten Verschwendung sein Vermögen gar nicht durchbringen konnte.

Noch waren aber die 120,000 Soldaten nicht versorgt, denen der neue Beherrscher Roms seine Macht zu danken hatte. Er schickte sie nach Etrurien mit dem Befehl, die römischen Bundesgenossen daselbst mit Gewalt aus ihren Besitzungen zu vertreiben, und sich in ihre Häuser und

Aecker zu theilen. So wurde also auch noch dieses arme Volk aus seinen Hütten verjagt, und den Unglücklichen blieb nichts übrig, als sich in Räuberbanden zu vereinigen, und wieder andere zu plündern und zu morden. Dem Sulla waren indessen die neuen Ansiedler eine sichere Stütze in der Provinz. Eine eben so sichere in Rom zu haben, schenkte er 10,000 Sclaven die Freyheit, die Aecker der Geächteten, und das römische Bürgerrecht. Sie nahmen dafür alle den Namen der Cornelier an, und waren ihm immer eine zuverlässige Leibwache, wenn er unter dem Volke erschien.

IX. Nun ließ er sich zum beständigen Dictator erwählen, was er eigentlich schon längst gewesen war, und richtete die Staatsverfassung wieder völlig zu Gunsten der Patricier ein. Er ergänzte den Senat aus den Rittern, gab treffliche Gesetze zur Herstellung der Ruhe und Ordnung, und stellte prächtige Spiele an, um, wie er sagte, das Volk nach so vielen Mühseligkeiten wieder etwas zu ergötzen. Unter andern gab er dem gesammten römischen Volke ein herrliches Gastmahl auf dem Markte, welches mehrere Tage dauerte, und wobey vierzigjähriger Wein floß, und der Speisen so viele waren, daß täglich der Rest in die Tiber geworfen wurde. Er selbst verbrachte jeden Abend bey einem üppigen Mahle, und die Nächte mit entehrenden Ausschweifungen.

Zwey Jahre war er Dictator gewesen, als er, zum allgemeinen Erstaunen, (79) seine Würde feyerlich niederlegte, wieder Consuln wählen ließ, und sich auf sein Landgut begab; vielleicht aus Arbeitsüberdruß, vielleicht weil er die Krankheit schon vorempfand, die das Jahr darauf seinen fast von Fäulniß aufgelösten Körper zerstörte. Er starb im 60sten Lebensjahre. Sein Leichnam ward nach Rom gebracht, und nach einem prächtigen Leichenzuge, an den sich jedermann aus Furcht vor den zehntausend Corneliern anschloß, auf dem Marsfelde mit großer Feyerlichkeit verbrannt.

30.

Pompejus.

(75—62.)

I. Sulla's Einrichtungen waren von kurzer Dauer. Der Streit konnte nicht früher aufhören, als bis eine oder die andere Partey vollkommen besiegt war. Mitten im Sturme der Parteykämpfe bildeten sich vielmehr mehrere Männer, welche im Kampfe um den Ruhm, die Ersten in der großen Republik zu seyn, die schönsten Talente entfalteten.

Bald nach Sulla's Tode ward Cnejus Pompejus der entschiedene Liebling des Volkes. Auch er gründete sein Ansehen vornehmlich durch Waffenglück, dann aber auch durch die Kunst, sich geltend zu machen.

Zuerst kämpfte er gegen Sertorius. Dieser, ein ausgezeichneter Feldherr, und sonst ein enthaltsamer, edeldenkender Mann, war durch Sulla's Feindschaft genöthigt worden, zur Partey des Marius und Cinna überzugehen, und als diese geschlagen war, mit dem Rest ihrer Anhänger nach Spanien zu flüchten. Hier bildete er aus ihnen einen eigenen Staat, den er durch die rühmlichsten Siege erweiterte, und durch Klugheit und Mäßigkeit sicherte. Vergebens sandte Sulla Heer auf Heer gegen ihn; Sertorius schlug sie alle. Vergebens vereinigte sich Pompejus mit dem alten Metellus, ihn zu besiegen; er nannte den ersten einen Knaben, und den andern ein altes Weib. Auch würde es der Tapferkeit schwerlich gelungen seyn, ihn zu überwältigen, wenn nicht die Treulosigkeit eines falschen Freundes ihn mit unwürdigen Messerstichen aus dem Wege geräumt hätte(72); und jetzt erst besiegte Pompejus das Heer desselben.

In dem folgenden Jahre (71) endigte er den unterdessen ausgebrochenen Sclavenkrieg, dessen Urheber Spartacus war. Das Schicksal hatte ihn aus einem wilden Thessalier zu einem römischen Sclaven, und dann

zu einem Gladiator gemacht. Ein Fechtmeister in Capua richtete ihn nebst einigen Hunderten seines Gleichen ab, um ihn einst nach Rom zu den unmenschlichen Spielen verkaufen zu können. Er entfloh aber mit siebzig andern, verbarg sich in der Nachbarschaft, sammelte sich heimlich größern Anhang, und fand unter den Millionen Unglücklichen, die heimathlos in Italien herumirrten, Freunde in Menge. Er zog sich nach den Alpen hinauf, schlug vier gegen ihn ausgesandte Heere, und würde noch lange Rom beunruhigt haben, wenn er das Sclavengesindel, aus dem sein Heer bestand, länger hätte im Zaum halten können. Das allein war Schuld, daß er von einem weit schlechtern Feldherrn, als er selbst war, geschlagen ward; er starb mit den Waffen in der Hand. Fünftausend seiner Anhänger stießen auf den eben aus Spanien zurückkehrenden Pompejus, der sie sämmtlich niederhauen ließ.

Bald nachher ward ein Schwarm Seeräuber, ursprünglich Cilicier, dem Reiche gefährlich. Sie plünderten an den Küsten des mittelländischen Meeres, und raubten so viele Menschen, daß sie auf ihrem Hauptmarkt zu Delos oft zehntausend auf einmal verkauften. Die Regenten von Aegypten, und die Rhodier und Cyprer wollten sie, wie es schien, nicht unterdrücken; vielleicht, weil sich bey ihnen die geraubten Waaren wohlfeil kaufen ließen. Die Römer selbst nahmen ihnen anfangs Sclaven ab. Nach dem Kriege mit Mithridat bekamen sie vielen Zulauf, errichteten Heere, eroberten Städte, und legten in Cilicien einen eigenen Staat an. Sie beherrschten am Ende mit 1000 Schiffen das ganze Mittelmeer, hatten 400 Städte eingenommen, dreyzehn Tempel geplündert, die Einwohner mancher Insel vertrieben, und höhnten die Römer so arg, daß in dem Hafen von Ostia eine römische Flotte von ihnen versenkt, und den Römern die Getreidezufuhr so sehr gesperrt wurde, daß in der Stadt Hungersnoth entstand. Die Insel Creta, die sich vor den Römern nicht mehr zu retten wußte, war ebenfalls zu ihnen über-

getreten. In dieser Noth wußte sich Pompejus das Obercommando gegen dieselben, mit unumschränkter Gewalt, mit 500 Schiffen und 125,000 Mann Truppen, nebst einer Kriegskasse von 6000 Talenten zu verschaffen; und in 40 Tagen war das Meer von diesen Corsaren gesäubert (67).

II. Noch vor diesen Unruhen war ein neuer Krieg gegen Mithridates VI. von Pontus ausgebrochen. Dieser König hatte sich mit Waffen, Mannschaft, Flotte und Vorräthen wieder trefflich gerüstet; seine Flotte hatte 400 Schiffe und viele kleine Fahrzeuge, und seine Armee bestand aus 130,000 Mann und einer noch größern Zahl von Troßknechten. Er brach jetzt in Bithynien ein, dessen König Nicomedes gestorben war, und in einem Testamente sein Reich den Römern vermacht hatte. Lucullus, ein edler Mann und trefflicher Feldherr, welcher bereits mit Sulla gegen Mithridat gefochten hatte, und nach Sulla's Abzug in den asiatischen Provinzen bleiben mußte, um die rückständigen Contributionen einzutreiben, wünschte die Feldherrnstelle gegen den pontischen König zu erhalten, und bewarb sich deßhalb um die Statthalterschaft von Cilicien; sein Gesuch ward erfüllt. Nun suchte er das Heer, welches er völlig zügellos und verwildert fand, mit unglaublicher Mühe zur Kriegszucht zu gewöhnen. Den asiatischen Provinzen, welche durch die römischen Wucherer und Zollpächter aufs gräulichste ausgesogen waren, suchte er durch mancherley Einrichtungen nach Kräften aufzuhelfen. Mit gleicher Menschlichkeit, aber auch mit eben so großer Einsicht führte er den Krieg gegen Mithridat, so daß sich nach mehrern Schlachten, in denen der König alle Armeen und Schätze verlor, ganz Pontus unterwerfen mußte. Zwar begab sich Mithridat, nachdem er seine Weiber und eine Schwester hatte tödten lassen, zu seinem Schwiegersohne Tigranes, König von Armenien und einigen andern Ländern Asiens; aber auch dieser wurde von den Römern besiegt (66). Lucull hätte sich nun gern mit seiner Armee nach Parthien gezogen, dessen König den Römern nicht wohlwollte; aber

durch Abgesandte des Pompejus aufgewiegelt, weigerte sich das Heer, weiter als bis Armenien zu gehen, und nicht lange darauf sah Lucull den Pompejus selbst im Lager ankommen, der ihm das Commando abnahm, und höchst übermüthig vor seinen Augen alle von ihm gemachten Einrichtungen in den Provinzen aufhob. Dem Pompejus war es nun leicht, den Feldzug gegen Mithridates zu vollenden. Der unglückliche König wollte sich nach vielen Rettungsversuchen mit Gift tödten; als aber dieses nicht hinlänglich wirkte, gab ihm ein Gallier, auf sein Bitten, den Todesstoß (63). Bithynien und Pontus wurden römische Provinzen, Tigranes mußte sich mit Armenien begnügen. In Syrien vertrieb Pompejus den König und erklärte das Land ebenfalls für eine römische Provinz. Auch in Judäa hob er die Königswürde auf.

III. Mit den eroberten Ländereyen schaltete Pompejus sehr eigenmächtig, und setzte, ohne den Senat zu fragen, selbst Könige ein und ab. Das erinnerte die Bürger Roms an Sulla, und in banger Besorgniß erwarteten sie, daß er seine Gewalt mißbrauchen, und mit seiner geübten Armee in Rom sich die Oberherrschaft erstürmen werde. Ehrgeiz hatte er genug dazu, und die Mittel waren wirklich in seinen Händen; allein ihn beseelte doch noch eine gewisse Achtung vor dem alten ehrwürdigen Namen der Republik, und sein noch nicht genug verhärtetes Herz zog die Liebe der Bürger, die er so früh gewonnen hatte, dem glänzenden Hasse des Despotismus vor. Er hörte kaum von den Besorgnissen der Römer, als er alle seine Truppen entließ, mit dem Bescheide, sich zu seinem Triumphe nur noch einmal einzufinden. Um dieser Enthaltsamkeit willen überhäuften ihn die Bürger mit gerechten Lobeserhebungen. Sein Triumph war einer der prächtigsten; er währte zwey Tage, und doch konnte nicht alles Erbeutete mit aufgeführt werden. Auf einer großen vorangetragenen Tafel las man die Namen der besiegten Völkerschaften und Könige, und unter den Eroberungen waren 1000 feste Schlösser, 900

Städte, 800 Schiffe und 39 wieder aufgebaute und neubevölkerte Städte aufgeführt. Der Triumphwagen des Siegers blitzte von Edelsteinen, und vor ihm her gingen eine Menge vornehmer Geißeln, die gefangenen Anführer der Seeräuber, die Gemahlinn und ein Sohn des Königs Tigranes, eine Schwester und fünf Kinder des Mithridat, und der Judenkönig Aristobulus. In den öffentlichen Schatz legte er 20,000 Talente nieder, und die Soldaten, die sich schon an Ort und Stelle genug bereichert hatten, wurden jetzt noch mit ansehnlichen Geschenken entlassen.

31.

Cicero.

(Geb. 107, erm. 43.)

1. Anderer Art war der Ruhm, welchen M. Tullius Cicero erstrebte und auch wirklich errang. Wir wollen die Geschichte dieses merkwürdigen Mannes hier etwas ausführlicher erzählen, und zwar unter andern auch darum, weil der Leser daraus sehen kann, wie ein junger Römer vom Stande zu jenen Zeiten für den Staat erzogen wurde, und in welcher Ordnung er zu den Staatsämtern, vom niedrigsten bis zum höchsten, emporstieg.

Bis etwa in sein eilftes oder zwölftes Jahr genoß der junge Cicero einer sehr sorgfältigen Erziehung unter den Augen seiner Aeltern auf seinem väterlichen Landgute bey Arpinum. Dann brachte ihn sein Vater nach Rom, wo er ein eignes Haus hatte, und gab ihm eine Bedienung von auserlesenen Sclaven zur Aufsicht mit. Hier ward er zu einem berühmten griechischen Lehrer in eine öffentliche Schule geschickt, wo er sich durch seine Aufmerksamkeit und durch seine klugen Antworten so auszeichnete, daß seine kleinen Mitschüler zu Hause von ihm wie von einem Wunderkinde erzählten und ihre eigenen Aeltern begierig machten, den fremden Knaben kennen zu lernen. Um diese Zeit

lebte in Rom ein beliebter griechischer Dichter, Archias, der verschiedenen reichen Römern die Werke der griechischen Dichtkunst erklärte. Cicero's Vater scheute die Kosten nicht, seinen hoffnungsvollen Sohn diesem Manne anzuvertrauen, und der fünfzehnjährige Knabe gewann durch dessen Umgang so viel Geschmack an der Dichtkunst, daß er sich früh und nicht ohne Glück selbst in derselben versuchte.

II. Er war 16 Jahre alt, als ihm nach römischer Sitte öffentlich das Knabenkleid ausgezogen, und die männliche Toga angelegt ward. Bey dieser Feyerlichkeit begleiteten ihn alle Freunde und Clienten seiner Familie auf das Forum, und von da zum Capitol, wo der neue Bürger eine feyerliche Weihe empfing. Ein fröhlicher Abendschmaus beschloß das Familienfest.

Von dieser Zeit an war nun der neue Römer darauf bedacht, sich diejenigen Kenntnisse zu erwerben, die zur Führung eines Staatsamtes unentbehrlich waren. Dahin gehörte eine fließende, kraftvolle Beredsamkeit, eine vollständige Kenntniß der Staatsverfassung und des römischen Rechts, und Uebung in der Kriegskunst. Um diese Kenntniß allmählig zu erlangen, ward Cicero von seinem Vater einem alten berühmten Rechtsgelehrten und Staatsmanne, Scävola, übergeben, dessen Gesprächen er aufmerksam zuhörte, und den er am Ende als ein vollendeter Rechtsgelehrter verließ. Seine Nebenstunden verwandte er dabey zu allerley Uebungen in der Beredsamkeit; täglich las, schrieb oder übersetzte er etwas, und wenn er ein treffliches Werk gelesen hatte, so wiederholte er jedesmal laut in einer langen Rede den ganzen Inhalt und Gedankengang des Buches, oft für sich, öfter vor einer Versammlung seiner Freunde, die sich auf gleiche Art mit ihm übten. Kein Tag ging ohne eine solche Selbstbeschäftigung vorüber; ja noch in seinem Alter, als er längst ein großer Redner war, hielt er täglich mit seinen Freunden dergleichen Redeübungen über jeden aufgegebenen Gegenstand.

III. Hierauf machte er unter Pompejus Vater einen Feldzug im Bundesgenossenkriege mit, um unter den Augen dieses wackern Feldherrn die Kriegskunst zu lernen. Als bald nachher die blutigen Schreckensregierungen von Marius und Sulla eintraten, verhielt er sich stille in Rom, und ward ein fleißiger Zuhörer der griechischen Redner, die um diese Zeit aus Athen, Rhodus ꝛc. nach Rom kamen. Täglich besuchte er die Gerichtsplätze, um die Anklage- und Vertheidigungsreden anzuhören, und hier ward besonders der treffliche Sachwalter Hortensius, dessen Reden alle Gemüther bezwangen, sein großes Muster.

Da er aber einsah, daß man noch ein sehr einseitiger Redner sey, wenn man bloß über einige Dinge, z. B. über Staats- und Rechtssachen allein zu sprechen wisse, so legte er sich mit allem Eifer auf das Studium der Geschichte, der Naturwissenschaften, und ganz besonders der Philosophie. Er studirte die Werke der größten griechischen Philosophen, und unterrichtete sich, wie sie über Gott und die Welt, über die Bestimmung des Menschen, über das Wesen der Seele, über Recht und Unrecht, Tugend und Laster, über Gesetze, Sitten, Staatsverfassungen und Erziehung gedacht hatten. Er verglich ihre Lehren unter einander, besprach sich über das Gelernte mit erfahrnen Männern, und ließ sich von ihnen viele schwierige Stellen der Alten erklären. In kurzer Zeit erlangte er auf diese Art nun auch die Fertigkeit, über dergleichen Gegenstände schön und zusammenhängend stundenlang zu sprechen, ohne vorher die Rede ausgearbeitet zu haben. Doch versäumte er auch dabey die schriftlichen Uebungen nicht, und ward so zu gleicher Zeit ein Meister im schriftlichen Style, wie im mündlichen Vortrage.

IV. Erst nach langer Uebung wagte er es, öffentlich aufzutreten. Er war schon 27 Jahre alt, da er zum ersten Male als Sachwalter die gute Sache eines unschuldig Beklagten vor Gericht vertheidigte. Er hatte kaum ausgeredet, als die Richter sogleich seinen Clienten begnadigten. —

Das Jahr darauf unternahm er eine Reise nach Griechenland. Hier besah er die Merkwürdigkeiten der berühmtesten Städte, besuchte die besten Redekünstler und Philosophen, hielt sich sechs Monate in Athen auf, und übte sich täglich mit den gewandtesten griechischen Lehrern in philosophischen Disputationen und freyen Reden, wobey er das Griechische so fertig sprach, daß man ihm den Ausländer kaum anmerkte. — In Rhodus erlebte er den höchsten Triumph seiner Kunst. Hier wohnte einer der größten Lehrer der Redekunst, Namens Molon. Diesen bath er um die Erlaubniß, seine Schule besuchen zu dürfen. Als er eingetreten war, gab ihm der Lehrer ein Thema zu einer freyen Rede. Sogleich fing er an zu sprechen, und führte den aufgegebenen Gegenstand mit einer solchen Fülle von Gedanken, einer so seltenen Anmuth des Ausdrucks, und einer so edlen Declamation aus, daß, als er ausgeredet hatte, der Saal von lautem Beyfallklatschen wiederhallte. Nur Molon saß noch still auf seinem Stuhle, und dieß beunruhigte den jungen Redner. Als ihn aber zuletzt ein Schüler nach der Ursache seines Stillschweigens fragte, antwortete Molon: „Du hast mich tief gerührt, Cicero. Deine Vorgänger haben uns Freyheit, Güter und Macht genommen; aber den Ruhm der Kunst und des Geistes haben sie uns doch lassen müssen. Du führst nun auch diesen noch über das Meer hinüber!“

V. Um diese Zeit starb Sulla. Cicero kehrte nach Rom zurück, und diente manchem Beklagten als Sachwalter, bis er endlich das sehnlich erwünschte 31ste Jahr erreichte, in welchem es nach römischen Gesetzen erlaubt war, sich um die Quästur, das niedrigste Staatsamt, zu bewerben. Damit das Volk die Bewerber erkennen konnte, gingen sie einige Zeit vorher in weißen Mänteln einher, grüßten jeden Bürger beym Namen (wozu sie sich eigene Sclaven, die alle Bürger kannten, nachtreten, und sich jedes Begegnenden Namen ins Ohr flüstern ließen) und bathen ihn auch wohl durch einen klingenden Händedruck vor-

läufig um seine Stimme am Wahltage. Von der glänzendweißen Toga (toga candida) erhielten diese Bewerber den Namen Candidati (Weißmäntel), der noch jetzt von Aemtersuchenden gebraucht wird.

Cicero, schon längst beliebt durch seine Reden, erhielt mit einer großen Stimmenmehrheit eine der zwanzig Quästorstellen, welche jährlich vertheilt wurden. Jeder Proconsul und Prätor bekam einen solchen Mann mit in seine Provinz, und dem Cicero fiel die Quästur in Sicilien durch das Loos zu. Er machte sich daselbst durch seine Uneigennützigkeit, Gerechtigkeitsliebe, und durch seinen gefälligen Umgang so beliebt, daß alle Städte ihn bey seinem Abgange zu ihrem Patron in Rom erwählten.

VI. Erst mit dem 36sten Jahre konnte man das nächste Staatsamt, die Würde eines Aedilen, erhalten. Cicero verwendete die Zwischenzeit bis zu diesem Alter mit Processen und Declamationsübungen, erhielt endlich, ohne durchzufallen, die gesuchte Stelle, und ward dadurch Aufseher über die Gebäude und über die öffentlichen Spiele. Da das Geld, welches der Staat zu diesen Spielen aussetzte, zu der Pracht nicht hinreichte, die das verwöhnte Volk erwartete, so schossen gewöhnlich die Aedilen aus ihrem eigenen Vermögen große Summen hinzu, um sich dadurch bey dem Haufen beliebt zu machen, der sie vermöge seines Stimmrechts nachher durch hohe Aemter und ergiebige Statthalterschaften wieder entschädigen konnte. Cicero beobachtete bey diesen Ausgaben die weise Mittelstraße zwischen Verschwendung und Geiz, und legte nach dem Ablaufe des Jahres auch dieses zur völligen Zufriedenheit seiner Mitbürger verwaltete Amt nieder.

VII. Nun mußte er wieder zwey Jahre warten, ehe er sich zu der nächsten Würde, der Prätur, melden konnte. Prätoren gab es damals achte; sie waren die Präsidenten der Gerichtshöfe, und dem Range nach die ersten nach den Consuln. Hier in diesem Richteramte konnte Cicero seine Gerechtigkeit und Rechtskenntniß im schönsten Lichte zeigen,

und der allgemeine Beyfall, mit dem er es verwaltete, erhöhte seinen Ruhm, und erleichterte ihm nach zwey Jahren den Weg zum Consulate.

Die Thätigkeit dieses Mannes muß uns fast unbegreiflich scheinen. Ungeachtet er als Prätor fast täglich zu Gerichte sitzen mußte, so verwendete er doch noch seine Ruhestunden zur Vertheidigung angeklagter Freunde vor den Richterstühlen anderer Prätoren, zu täglichen Redeübungen in seinem Hause, zu einem weit ausgebreiteten Briefwechsel, ja zur Anhörung berühmter griechischer Redekünstler, die von Zeit zu Zeit in Rom ihre Vorlesungen ankündigten.

VIII. Endlich hatte er das 43ste Jahr erreicht, das seit 180 v. Chr. festgesetzte Alter, vor welchem niemand Consul werden durfte. Schon das Jahr vorher war er in seiner weißen Toga unermüdet zu den Bürgern herumgegangen, hatte den Vornehmsten geschmeichelt, und sie durch die ausgesuchtesten Aufmerksamkeiten auf seine Seite gezogen. Er hatte am Wahltage das Glück, auch hier bey der ersten Bewerbung die Stelle zu erhalten, und mit ihm wurde M. Antonius zum Consul erwählt.

In diesem berühmten Consulatjahre (63) war es, wo er durch seine Klugheit und Wachsamkeit den gefährlichen Ausbruch einer Verschwörung glücklich ableitete, und sich dadurch die Bürgerkrone und den ehrenvollen Titel: „Vater des Vaterlandes" erwarb. Der Urheber dieser Verschwörung war Catilina, der nämliche, der unter Sulla seinen eigenen Bruder und Schwager erwürgt hatte, ein schlauer und kühner, tückischer und abgehärteter Mann, der, mit Meineid, Unzucht, Meuchelmord und allen Verbrechen vertraut, nur in Gesellschaft von Verworfenen und Verbrechern lebte, wovon Rom damals wimmelte. Es war kein Wunder, daß dieser Mensch zweymal vergeblich um das Consulat sich bewarb. Darüber aufs allerhöchste ergrimmt, schob er den ungeheuren Plan nicht mehr auf, die Consuln und die reichsten Senatoren zu ermorden, die Stadt anzuzünden, und Sulla's Schreckensregierung einzuführen.

Der Zeitpunct war günstig. In Italien stand damals kein Heer, indem Pompejus noch in Asien war; aber für ihn fand sich ein Heer, denn seit den Zeiten Sulla's gab es noch viele aus ihren Besitzungen Vertriebene, Umherziehende, Brodlose, die sich gerne werben ließen. Ihre Zahl wuchs bald zu 12,000 Mann an, und wurde in den Apeninnen so gut verborgen, daß Niemand den kleinsten Verdacht hatte, und Catilina ganz unbefangen in Rom umherging. Nur Cicero war ihm auf der Spur, und da er seiner Sache gewiß war, so donnerte er ihn im Senat mit einer so gewaltigen Rede an, daß es Catilina rathsam fand, die Stadt zu meiden. Hierauf ließ er als Dictator einige Häupter der Verschwörung ergreifen und hinrichten; und endlich schickte M. Antonius, von Cicero gewonnen, seinen Unterfeldherrn Petrejus gegen den Catilina, welcher auch in dem hartnäckigen Treffen bey Pistoja getödtet wurde (62).

IX. Cicero ward allgemein als der Retter der Republik gepriesen. Allein diese Auszeichnung gewann ihm unter den Großen mehr Neider als Freunde; und besonders Pompejus, der bald nachher aus Asien zurückkehrte und sich nun für den ersten Mann im Staate gehalten wissen wollte, ärgerte sich über den freundlichen, selbstzufriedenen Vater des Vaterlandes so sehr, daß er insgeheim sein ganzes Ansehen daran wandte, ihn wegzuschaffen. Ein verwegener Mensch, Namens Clodius, mußte ihn anklagen, daß er vornehme römische Bürger (die Mitverschwornen Catilina's) ohne Vertheidigung habe hinrichten lassen, und durch eine Menge von Cabalen ward er hierauf zum Exil verdammt, sein Haus niedergerissen und seine Landgüter verwüstet. Traurig wanderte er jetzt nach Macedonien (58) und schrieb die kläglichsten Bittbriefe an seine Freunde in Rom, daß sie doch die Aufhebung des Verbannungsdecrets für ihn auswirken möchten.

Das geschah endlich, und er kehrte, zur Freude von ganz Italien, in seine Vaterstadt zurück (4. Sept. 57). Seine eingezogenen Güter wurden ihm wieder erstattet,

seine Häuser wieder aufgebaut, und die Guten im Volke ehrten in ihm, wie vorher, den Vertheidiger der alten Ordnung. Allein er war zu schwach, um in eigner Person mehr etwas Gutes für das Vaterland zu thun; auch erhielt er die Consulwürde nicht wieder.

X. Er lebte nun abwechselnd in der Stadt und auf dem Lande. Hier schrieb er zu seiner Erholung die vortrefflichen Werke, die wir zum Theil noch übrig haben; in der Stadt führte er Processe, und lockte dann durch seine hinreissenden Reden, die er fast täglich und ohne alle schriftliche Vorbereitung hielt, eine Menge Jünglinge in die Gerichtshöfe, die sich nach ihm zu bilden wünschten. Er erhielt auch eine Stelle in dem Priestercollegium der Augurn, die er Zeitlebens behielt, und auf ein Jahr ging er als Statthalter, wider seinen Willen, nach Cilicien. Hier bewies er sich gegen die Unterthanen, ganz gegen die Sitte römischer Statthalter, so menschlich, gerecht, uneigennützig und dienstfertig, daß sie ihn wie einen Gott verehrten.

32.

Cajus Julius Cäsar.

(Geb. 100, erm. 44.)

I. Als Pompejus (61 v. Chr.) siegreich aus Asien zurückkehrte, hielt er sich in jeder Hinsicht für den ersten Mann des Staates. Er fand aber bald, daß eine große Partey der Senatoren, unter denen sich vorzüglich Cato der Jüngere durch unerschütterliches Ringen für Erhaltung der Tugend, Gerechtigkeit und Freyheit auszeichnete, nicht für ihn war, indem ihm sowohl die Bestätigung seiner in Asien gemachten Einrichtungen als die Belohnung seiner Armee verweigert wurde. Hierdurch aufgebracht, trat er von der aristocratischen zur Volkspartey über, und verband sich mit dem reichen, gefälligen Crassus, und dem talentvollen, ehrgeizigen Cäsar. Dadurch entstand

60 v. Chr. das erste Triumvirat, das ist, ein Bund von drey unternehmenden Männern, deren Zweck es war, sich einander in allen Stücken wechselseitig zu unterstützen, und nichts im Staate zuzulassen, was ihnen mißfällig sey.

II. Cajus Julius Cäsar war die Seele des Bundes. Er stammte aus dem berühmten Geschlechte der Julier, und war ein Neffe des Marius, und Eidam des Cinna. In seinem nicht sehr muskelstarken Körper lebte doch eine immer angespannte Nervenkraft, und trotz seinem blassen, hagern Gesichte rollte ein rasches Blut in seinen Adern. Seine in der ersten Jugend schwächliche Gesundheit hatte er durch unaufhörliche Leibesübungen so gestärkt, daß sie alle Jahreszeiten und jedes Clima ertrug. Frühe hatte er sich dadurch merkwürdig gemacht, daß er gegen den Befehl des Sulla, sich von seiner Gemahlinn zu trennen, dem Unwiderstehbaren widerstand, und sich vor den Folgen der Proscription durch Flucht rettete. — Sulla selbst sagte zu denen, welche ihn bathen, den Cäsar von der Todesliste auszustreichen: „Ihr Thoren wisset nicht, was ihr bittet; in diesem jungen Manne steckt mehr als Ein Marius." Nach Sulla's Tode kehrte der Flüchtige zurück, ward Quästor, Aedil, oberster Pontifex, und während er sich beym Volke durch seine Beredsamkeit und Gastfreyheit beliebt machte, wendete er durch seine Bescheidenheit und sein demüthiges Betragen den Haß der aristocratischen Partey von sich ab. Als Quästor in Spanien kam er nach Gades, und sah hier die Bildsäule Alexanders. Mit ungewöhnlicher Rührung blieb er vor derselben stehen und sagte weinend zu seinen Begleitern: „Der hatte in meinem Alter schon die Welt erobert, und ich habe noch nichts gethan!" Unter Cicero's Consulat ward er Prätor und erhielt Spanien zur Provinz. Aber sein ungeheurer Aufwand, durch den er sich die Gunst des Volkes zu erwerben suchte, hatte ihn so in Schulden gestürzt, daß ihn seine Gläubiger nicht fortlassen wollten, bis endlich der reiche Crassus, den Cäsar gewann, für ihn sich verbürgte. Auf der Reise nach

seiner Provinz kam er durch ein schmutziges Städtchen jenseits der Alpen. Einer von seinen Begleitern warf die Frage auf, ob wohl auch unter den dürftigen Bewohnern dieses Städtchens Rangstreit, Parteysucht und Cabalen herrschen möchten. „Ganz gewiß," antwortrte Cäsar; „und ich möchte lieber der Erste in diesem Flecken, als in Rom der Zweyte seyn." In Spanien zeigte sich Cäsar zuerst als Feldherr; er unterwarf einen großen, bisher noch unbezwungenen Theil des Landes, der von kriegerischen, halbwilden Völkerschaften bewohnt war, der römischen Herrschaft, brachte die Lusitanier und Gallicier zur Ruhe und Ordnung, und kehrte mit Ruhm und Beute nach Rom zurück.

III. Hier entsagte er dem Triumph und suchte das Consulat. Zu diesem Ende söhnte er die bisherigen Feinde, Pompejus und Crassus mit einander aus, machte sie aufmerksam, wie vortheilhaft es für alle seyn würde, wenn sie sich wechselweise verbänden, und stiftete so den oben genannten engen Verein, welcher nach der höchsten Gewalt strebend, sich beeiferte, durch Demüthigung des Senats und Gewinnung des Volkes seinen Einfluß immer weiter auszubreiten. Doch was für Pompejus und Crassus letzter Zweck war, war für Cäsarn nur Mittel, zu diesem zu gelangen. Cäsar wurde durch Pompejus und Crassus Consul (59). — Sogleich schlug er, um sich das Volk geneigt zu machen, ein Ackergesetz vor, gemäß welchem gewisse Ländereyen in Campanien an 20,000 solche arme Bürger, welche wenigstens drey Kinder hatten, vertheilt werden sollten. Da der Senat widersprach, berief er denselben nicht mehr zusammen, sondern übertrug die Vertheilung dem Pompejus und Crassus. Dadurch erwarb er sich die Liebe des gemeinen Mannes, und es war ihm leicht, als die Nachricht von Bewegungen der Helvetier nach Rom kam, sich die Statthalterschaft in dem diesseitigen und jenseitigen Gallien und in Illyrien auf fünf Jahre nebst dem Commando von vier Legionen zu verschaffen. In der Folge warb er noch mehrere. Um sein Ansehen in Rom auch

während seiner Entfernung aufrecht zu erhalten, vermählte er seine Tochter Julia mit Pompejus, so wie er seinem Schwiegervater Calpurnius Piso das Consulat, und dem Clodius, dem Todfeinde Cicero's, das Tribunat verschaffte; und als vier Jahre später (55) Pompejus und Crassus das Consulat wieder suchten, schickte er einen Theil seines Heeres aus Gallien nach Rom, um beyden ihre Stimme zu geben. Sie wurden zu Consuln gewählt, und benützten ihre kurze Macht vortrefflich. Sie verlängerten Cäsars Statthalterschaft in Gallien neuerdings auf fünf Jahre, und ließen sich nach Ablauf ihres Consulatjahrs die gewaltigen Provinzen Syrien und Spanien ertheilen. So war Italien von beyden Seiten eingeschlossen; Cäsar mit der gallischen, Pompejus mit der spanischen, Crassus mit der syrischen Armee — offenbar hatten diese drey das ganze römische Reich in ihren Händen.

Aber dießmal lenkte das Schicksal den Ausgang des Spieles anders. Es ließ den Crassus seinen Geiz und den Kitzel, in seinem Alter noch als Held zu glänzen, mit einem schimpflichen Ende büßen. Als Statthalter in Syrien machte er sich nämlich gegen die Parther auf, ein kriegerisches Volk, das die dürren Wüsten zwischen dem Caucasus und dem caspischen Meere bewohnte. Sie waren aus dem nordöstlichen Asien gekommen, und die Kriege der Seleuciden wider die Ptolemäer hatten ihnen Anlaß gegeben, sich Persiens, das von den Seleuciden nur schwach beschützt wurde, zu bemächtigen (250); auch die griechischen Städte in der Gegend am Euphrat mußten sich ihnen unterwerfen. Sie hatten die Römer nie beleidigt, fürchteten sich aber auch nicht vor ihnen, sondern ihre Flucht war nur eine List, durch welche sie den Crassus in die ödesten Gegenden ihrer Sandwüsten und Gebirge lockten, wo er zuletzt keinen Ausweg mehr sah, und, um seine murrenden Truppen zu befriedigen, eine Capitulation eingehen mußte. Als er zu diesem Ende zu den Partherfürsten hinritt, schlugen sie ihn todt, und trugen seinen abgehauenen Kopf als ein Siegeszeichen fröhlich nach Hause (51).

IV. Unterdessen bezeichnete Cäsar seine Fortschritte in Gallien mit glänzendem Erfolge. Nicht nur, daß er hier ein Heer sich bildete und übte, auf das er sich verlassen konnte, und daß er hier Reichthümer erwarb, die ihn von seinen Schulden befreyten und ihm für die Zukunft neue Kraft zu politischen Unternehmungen darboten: er brachte auch das Schrecken des römischen Namens in Gegenden, wo er bisher noch unbekannt war. Er schlug die helvetischen Völkerschaften aus Gallien, und den deutschen Heerführer Arioviſt, der sich zwischen dem Rhein und der Saone ausgebreitet hatte. Auch ging er selbst über den Rhein, und stand, der erste Römer, mit römischen Legionen auf deutschem Boden. Doch blieb er hier nur gegen zwanzig Tage, und schiffte sich dann nach Britannien ein, wo er zwar die Einwohner besiegte, die Winterquartiere aber wieder in Gallien hielt. Nach acht Feldzügen war ihm endlich die völlige Unterjochung der gallischen Völkerschaften gelungen. Gallien, Belgien, Helvetien und selbst Deutschland bis an den Rhein standen, durch seine Siege, unter Roms Oberherrschaft. (Sein Tagebuch von diesem Kriege haben wir noch übrig.)

V. Fünfzig Jahre war Cäsar unter diesen Beschäftigungen alt geworden, als Pompejus in Rom die bürgerlichen Unruhen und die Gesetzlosigkeit unter der Hand so weit befördert hatte, daß Männer, wie Cicero und Cato, den Untergang der Republik schon als unvermeidlich ansahen. Pompejus war jedoch nicht Willens, die alte Verfassung umzustürzen; er strebte nur nach der Ehre, frey, willig vom Volke als Retter in der Noth, als Dictator, an die Spitze der Regierung gestellt zu werden. Aber dagegen widersetzte sich die Mehrheit im Senate aufs heftigste, und selbst Cäsar (seine Tochter, die Gemahlinn des Pompejus, war kurz vorher gestorben) suchte durch seine Freunde in Rom die Sache am meisten zu hintertreiben. Er erfuhr in Gallien jede Bewegung zu Hause, und sein Geld, den Galliern abgenommen, wanderte still nach Rom,

und besiegte heimlich Senatoren und Volkstribunen. So lag er wie ein schlauer Löwe im Hinterhalte, um zu seiner Zeit die ganze Beute um so sicherer zu erhaschen.

Pompejus hatte unterdessen dem Senate Vergünstigungen abgenöthigt, die man bisher noch keinem andern bewilligt hatte. Er war fünf Jahre spanischer Statthalter, und lebte doch in Rom; ja er hatte sich während dieses Zeitraums noch einmal zum Consul, und zwar zum alleinigen, erwählen lassen. Das schien Cäsarn zu viel. Er verlangte eine gleiche Belohnung für seine langen Verdienste — das Consulat verbunden mit einer Verlängerung seiner gallischen Statthalterschaft; das heißt, den Oberbefehl in Rom, und ein furchtbares Heer dazu. Allein die Consuln waren so pompejisch gesinnt, daß sie einen Senatsschluß durchsetzten, welcher den Cäsar für einen Feind des Vaterlands erklärte, wenn er nicht sogleich, da doch Gallien nun besiegt sey, sein Heer entlasse. Dieser Beschluß brachte alles in Gährung. Die Tribunen, die dem Cäsar anhingen, flohen aus Rom in sein Lager, das Volk ward aufrührerisch gegen den Senat, und die Consuln gingen zu Pompejus, überreichten ihm ein Schwert, und bathen ihn, es für den Staat zu führen.

Nun war Pompejus Wunsch erfüllt. Und doch betrug er sich gerade jetzt in diesem entscheidenden Zeitpuncte so weibermäßig, daß Cicero sich nicht enthalten konnte, ihm Vorwürfe zu machen. Aber stolz antwortete Pompejus: „Ich darf nur mit dem Fuße auf den Boden stampfen, um ganz Italien für mich zu bewaffnen."

VI. Sobald Cäsar von dem Senatsbeschlusse Nachricht erhielt, rief er seine Truppen zusammen, sagte ihnen, wie verächtlich, wie undankbar der Senat ihn behandle, und bath sie um ihre Hülfe. Sie schrien laut einmüthig: „Nach Rom! nach Rom!" Und so beschloß er denn, mit bewaffneter Hand die Oberherrschaft zu erstürmen. Er brach mit allen seinen Legionen aus dem cisalpinischen Gallien auf, beschied die Truppen nach Ariminium, und ritt selbst mit

einigen Freunden allein nach. Sie kamen in der Nacht an den Rubicon, den Grenzfluß seiner Provinz und Italiens. Noch konnte er zurückkehren. Er hielt an und verfiel in ein tiefes Nachdenken. „Soll ich gehen," sagte er endlich zu seinen Freunden, „oder nicht? In dem einen Falle bin ich vernichtet, in dem andern ziehe ich über Rom ein schweres Verhängniß! — Nun wohlan! der Würfel ist geworfen!" Mit diesen Worten setzte er über den Fluß (49 v. Chr.).

VII. In Rom verbreitete die Nachricht von seinem Anzuge Schrecken und Verwirrung. Pompejus hatte noch immer an kein Heer gedacht. Er mußte die beißendsten Vorwürfe hören, z. B. warum er denn nicht auf den Boden stampfe. Cäsar indessen, mit seiner gewohnten Schnelligkeit, eroberte Stadt auf Stadt, gewann Aller Zutrauen durch seine Milde, und vergrößerte mit jedem Schritte sein Heer. Pompejus muß nach Epirus fliehen; in sechzig Tagen hat Cäsar sich ganz Italien unterworfen, und bald nachher sind auch die pompejanischen Truppen in Spanien besiegt. Endlich nach mannigfaltigem Wechsel des Glücks siegt Cäsar auf der Ebene von Pharsalus in Thessalien (20. Julius 48); Pompejus flieht nach Aegypten und wird hier getödtet; Cäsar folgt, Alles unterwirft sich ihm. Eben jetzt überfiel König Pharnazes in Pontus, Mithridates Sohn, mehrere römische Provinzen; mit Blitzesschnelle ließ Cäsar drey Legionen nach Kleinasien aufbrechen, lieferte dem Könige eine Hauptschlacht, zernichtete dessen ganzes Heer, und jagte ihn selbst aus dem Reiche. „Veni, vidi, vici! (ich kam, sah, siegte!)" war alles, was er von diesem Feldzuge nach Rom schrieb.

VIII. Jetzt ward Cäsar zum Dictator mit den größten Vorrechten, und bald darauf (45) zum einzigen Imperator und lebenslänglichen Dictator ernannt. Einen größern Dictator hatte Rom nie gehabt. In Afrika und allenthalben besiegte er die noch übrigen Anführer der Gegenpartey, und machte Numidien zur römischen Pro-

vinz. Er war Alleinherrscher, wie es kein Römer vor ihm gewesen war; aber er gründete seine Alleinherrschaft auf die Liebe der Nation und auf die Weisheit seiner Einrichtungen.

Unter diese gehört die wichtige Veränderung, die er mit dem Calender traf. Die Römer bedienten sich noch immer bisher der unrichtigen Zeitrechnung des Königs Numa, und diese war nach und nach dergestalt von der wahren Zeit, welche bekanntlich nach dem Umlaufe der Erde um die Sonne bestimmt wird, abgewichen, daß im römischen Calender der kürzeste Tag in den Februar fiel. Cäsar ließ einen gelehrten griechischen Mathematiker, Sosigenes, aus Alexandrien kommen, und einen neuen bessern Calender verfertigen, in welchem das Jahr zu 365 Tagen und 6 Stunden angenommen ward, welche letztere alle 4 Jahre einen Schalttag machten. Dieser Calender erhielt dem Julius Cäsar zu Ehren den Namen des Julianischen, und der Monat Sextilis den Namen Julius.

IX. Indeß näherte sich Cäsar's Alleinherrschaft immer mehr der Herrschaft eines Königs, und eifrige Anhänger der republicanischen Verfassung konnten nicht vergessen, daß er diese Verfassung umgestoßen habe. Was aber vorzüglich gegen ihn aufbrachte, war sein sichtbares Streben nach dem königlichen Titel. Es bildete sich eine Verschwörung gegen das Leben des Imperators.

Die Häupter dieser Verschwörung waren M. Brutus und C. Cassius. Beyde hatten von Cäsar große Gunstbezeigungen erhalten, beyden hatte er als gefangenen Pompejanern in Afrika das Leben geschenkt, beyde hatte er jetzt eben zu Prätoren gemacht, und dem Brutus, den er schon als Knaben sehr hervorgezogen, hatte er bereits für das folgende Jahr das Consulat zugedacht. Dennoch hegten beyde im Herzen gegen ihn unversöhnlichen Haß. Auf Brutus richteten auch insgeheim alle übrige, welche Cäsars Tod wünschten, ihr Augenmerk und ihre Hoffnung; denn er war ein tapferer Feldherr, ein rechtschaffener Mann,

beym Volke sehr geachtet, und folglich im Stande, der verwegenen That ein ehrenvolles Ansehen zu geben.

Man reizte ihn zuerst aus seinem Tiefsinn durch allerley Zettel, die er des Morgens auf seinem Prätorstuhle fand. Auf einem stand: „Du bist nicht Brutus!“ auf einem andern: „Brutus, schläfst du?“ Auch die alte Statue des ersten Consuls Brutus, seines Ahnherrn, der die Tarquinier vertrieben, fand man häufig mit Zetteln beklebt, z. B. „O daß du jetzt lebtest!“ Diese Aufforderungen und Cassius Reden rissen den jungen feurigen Abkömmling des alten Tyrannenfeindes aus seinem Schlummer; er stellte sich an die Spitze der Verschwörung, und Cäsars Tod ward auf den 15. März (44) beschlossen.

X. Cäsar war gewarnt, und kannte den verabredeten Tag sogar; doch das Nähere wußte er nicht. Gegen Brutus hatte er insbesondere nicht den mindesten Argwohn. Indessen hatte er doch auf dringendes Bitten seiner Gemahlinn beschlossen, an diesem Tage nicht in den Senat zu gehen. Als ihn aber am Morgen ein Vetter des Brutus besuchte, und ihm vorstellte, er werde den Senat beleidigen, wenn er ihn unverrichteter Sache wieder aus einander gehen lasse, machte er sich doch auf den Weg. Auf der Straße steckte ihm ein warnender Freund noch ein Papier zu, er gab es aber seinem Schreiber in Verwahrung. Als er in das Versammlungshaus gekommen war, die Senatoren gegrüßt, und auf dem goldenen Sessel Platz genommen hatte, stellten sich sogleich die Verschwornen um ihn her, einige dicht hinter seinen Stuhl. Jetzt trat ihn ein gewisser Tullius Cimber mit der Bitte an, seinen verbannten Bruder zu begnadigen. Cäsar weigerte sich. Die Verschwornen traten näher, als wollten sie Fürbitten für den Verwiesenen einlegen. Hierauf ergriff Cimber Cäsars Toga, und zog sie ihm gewaltsam von der Schulter. Dieß war das verabredete Zeichen, auf welches sogleich Einer, Namens Casca, von hinten den ersten Dolchstoß that. Er traf aber statt des Halses die Schulter, und ver-

letzte ihn nicht sehr. Cäsar wandte sich rasch zu ihm und schrie: „Verfluchter Casca, was machst du?“ und packte ihn am Arme. Aber indem stachen ihn die andern in die Brust, ins Gesicht, und von allen Seiten drangen Dolche auf ihn ein. Einige Augenblicke vertheidigte sich der Ueberfallene tapfer; als er aber, schon ganz mit Blut bedeckt, noch den Brutus auf sich eindringen sah, rief er wehmüthig: „Auch du, mein Sohn!“ verhüllte das Gesicht mit seiner Toga, und sank mit drey und zwanzig Wunden bedeckt an der Bildsäule des Pompejus nieder, die nicht weit von seinem Sitze stand. Der erschrockene Senat hatte das Ende der blutigen That nicht abgewartet, und als Brutus sich nachher mit einer Rede an ihn wenden wollte, fand er alle Bänke leer.

33.

Cajus Octavius.

(44–30 v. Chr.)

1. Als die schreckliche That in der Stadt bekannt geworden war, verschloß sich jeder Bürger, der etwas zu verlieren hatte, in sein Haus, und erwartete ängstlich, welche Maßregeln die Verschwornen noch ferner getroffen haben würden. Allein diese Unbesonnenen hatten gar keine getroffen, und betrugen sich jetzt so unentschlossen, daß die Freunde Cäsars bald von allen Seiten hervortraten, und sie mit der größten Erbitterung verfolgten. Alle die Tausende, welche von Cäsars Wohlthaten gelebt hatten, murrten laut gegen den Senat, der die That billigte und allen Mördern Verzeihung schenkte; und als nun gar der Consul Antonius dem Cäsar ein feyerliches Begräbniß und eine rührende Leichenrede hielt, als er ihnen das blutige Unterkleid des Ermordeten zeigte, als er laut verkündigte, man habe Cäsars Testament geöffnet, und gefunden, daß er jedem Bürger 75 Drachmen (25 fl.) vermacht: da ward der Pöbel bis zur Raserey erhitzt, lief wüthend durch die

Straßen, schwor allen Feinden Cäsars Tod und Verderben, und zündete das prächtige Senatshaus an, in welchem der Mord geschehen war. Diese Stimmung benützte Antonius, sich an die Spitze dieses Haufens zu stellen und durch dessen Hülfe sich zu Cäsars Range emporzuschwingen. Mit einer Leibwache von 6000 Bewaffneten, und unterstützt von allen Soldaten Cäsars, trotzte er dem Senat alles was er wollte ab, und Rom sah jetzt einen furchtbarern Tyrannen in seinen Mauern, als der gewesen war, über dessen Tod man unlängst triumphirt hatte. Cicero erhob zwar mächtig seine Stimme im Senate, aber seine feurigsten Reden dienten zu nichts, als den Antonius nur noch mehr zu erbittern.

II. Unter diesen traurigen Umständen kam ein junger Mensch von 18 Jahren nach Rom, um auf einmal die Lage der Sache zu verändern. Das war C. Octavius, ein Enkel von Cäsars Schwester Julia, aus dem Ritterstande, dessen Vater bis zur Prätur gestiegen war und eine Statthalterschaft in Macedonien mit dem Ruhme der Rechtschaffenheit geführt hatte. Cäsar hatte aus Mangel an eignen Söhnen diesen Jüngling adoptirt (wofür derselbe nach römischer Sitte den Namen Julius Cäsar Octavius annahm), er hatte ihn zum Haupterben seiner unermeßlichen Güter eingesetzt, und ihn kürzlich zum General der Reiterey bey dem Heere in Macedonien ernannt. Von daher kam dieser junge Mann jetzt nach Rom, um die Verlassenschaft seines Großoheims in Empfang zu nehmen. Er überwarf sich bald mit dem Antonius, streute Gold mit vollen Händen aus, bezahlte jedem Bürger aus seiner Tasche die in Cäsars Testament versprochenen 75 Drachmen, und brachte bald einen größern Anhang, als selbst Antonius hatte, auf seine Seite. Bey dem Senate machte er sich durch ein bescheidenes und höfliches Betragen beliebt, und den Cicero gewann er so sehr durch seine Schmeicheleyen, indem er ihn z. B. Vater nannte und ihn immer um Rath fragte, daß der alte erfahrne Staatsmann dem

Senate dieſen Jüngling als einen vom Himmel geſandten Schutzengel der Republik vorſtellte, und ihm zu einem Anſehen verhalf, das er durch eigne Kraft allein wohl nicht erreicht haben würde.

III. Antonius gewann ſich eine Macht durch ſeinen Feldherrnruhm und ſeinen Geiſt, Octavian durch Geld, Spiele, Verſprechungen und Verſtellung. Auch mit Meuchelmord wollte ers verſuchen; er ſchickte einige Banditen zum Antonius, ſie wurden aber ergriffen und hingerichtet. Darauf eilte Antonius mit ſeinen bezahlten Legionen nach Gallien, um dieſe Provinz an ſich zu reißen und dann von dort aus, wie Cäſar, Rom zu überfallen. Der Senat ſchickt beyde Conſuln gegen ihn, und Octavian ſtößt mit ſeinen Soldaten auch noch dazu. Eine blutige Schlacht geſchieht bey Mutina (14. April 43). Antonius flieht, doch beyde Conſuln bleiben. Octavian hatte davon den Vortheil, daß nun das ganze Heer ihm allein gehörte, und wirklich riefen ihn auch die reich beſchenkten Soldaten ſehr unverdient zum Imperator aus. Allein der Senat verweigerte ihm den nachgeſuchten Triumph, und befahl ihm, das Heer der Conſuln einem wackern Feldherrn, dem Torquatus, zu übergeben. Dieſe Geringſchätzung erregte ſeine giftigſte Rachſucht, und von Stund an traf er geheime Anſtalten, ſich mit dem ärgſten Feinde des Senats und der Republik, mit Antonius zu vereinigen.

IV. Dieſem gelang es unterdeſſen durch die ihm ganz vorzüglich eigene Gabe, die Herzen zu gewinnen, daß er in kurzer Zeit den Lepidus, der als Statthalter von Gallien mit einem zahlreichen Heere jenſeits der Alpen ſtand, auf ſeine Seite brachte. Jetzt nun marſchirte er mit Lepidus an der Spitze eines Heeres auf Rom los. Hier hatte ſich Octavian, dem ganzen Senat zum Trotze, durch Hülfe ſeiner bewaffneten Legionen zum Conſul gemacht (22. Sept. 43). Er ward nun mit dieſen Legionen dem Antonius entgegen geſandt, und was that der Hinterliſtige? Er vereinigte ſich mit dem Feinde, und ſchloß nach einer dreytägi-

gen Unterredung bey Bologna mit Antonius und Lepidus einen Bund, kraft dessen diese neuen Triumvirn sich in die Herrschaft des ganzen römischen Reichs theilten (27. Nov. 43). Um sich in dieser mißlichen Herrschaft zu behaupten, wollten sie ihre gegenwärtigen Truppen in ihrem Solde behalten, die republicanische Partey durch einen gemeinschaftlichen Bürgerkrieg vertilgen, und nach Beendigung dieses Krieges sie entlassen und ihnen achtzehn der besten Städte Italiens, aus denen die Einwohner vertrieben werden sollten, zu Wohnsitzen anweisen.

V. Aber woher sollten die Dreymänner die unermeßlichen Summen nehmen, welche sie zur Befriedigung ihrer Heere nöthig hatten? Daher, von wo Sulla einst seine Schätze nahm, aus Proscriptionen und Hinrichtungen. Unter dem Vorwande, an Cäsars Ermordung Theil gehabt oder sich darüber gefreut zu haben, wurden die reichsten Römer in eine Aechtungsliste eingetragen. Jeder der drey Verbündeten schrieb seine Feinde im Senate dazu, und sie brachten 300 Senatoren und 2000 Ritter zusammen, die alle sterben sollten, damit die Soldaten von ihrem Gelde und ihren verkauften Gütern bezahlt werden könnten. Antonius schrieb Cicero's Namen oben an, und Octavian setzte seinen eignen Vormund darunter. Lepidus und ein anwesender Unterfeldherr Munatius Plancus hatten nichts dagegen, daß ihre leiblichen Brüder mit aufgeschrieben wurden, und auf Octavius Vorschlag ließ Antonius auch einen alten braven Oheim mit aufzeichnen!

So weit waren die Herren in Richtigkeit, ohne daß die unglücklichen Einwohner Roms ahneten, was ihnen bevorstand. Ein starkes Commando erlesener Vertrauten, welches mit einer Bekanntmachung des ganzen Vertrags und mit den Proscriptionslisten an den Senat geschickt wurde, öffnete ihnen zuerst die Augen. Es war in den Abendstunden, als die Soldaten nach der Hauptstadt kamen. Ihnen begegneten gerade auf der Straße vier der aufgeschriebenen Senatoren. Sogleich wurden diese nieder-

gemacht, und nun nahm das Morden seinen Anfang. Mancher unschuldige Mann, der noch vergnügt mit den Seinigen zu Abend gegessen hatte, sah wenige Stunden nachher sein Haus von Wache umringt, die Thüre erbrochen und die Dolche auf sich gezückt. Ein allgemeines Schrecken lief durch die Stadt, weil man noch gar nicht wußte, was das Getümmel bedeutete. Die Dunkelheit der Nacht, das hie und da ausbrechende Feuer, das Geschrey der Verfolgten und das Kreischen und Jammern der Weiber und Kinder machten diese Nacht zu einer der schrecklichsten, die Rom je erlebt hatte. An den folgenden Tagen hielten die Triumvirn selbst ihren Einzug in die Stadt, jeder an der Spitze einer Legion. Täglich wurden nun neue Proscriptionslisten ausgegeben. Die Mörder erhielten eine Belohnung von 9000 fl. für jeden abgeschlagenen Kopf, Sclaven das Bürgerrecht. Dieß fachte in einem einzigen Augenblicke tausendfältig die italienische Mordlust an. Die Fußboden der Schlafgemächer und das Pflaster der Straßen klebten von Blut, und recht berühmte Häupter prangten auf Pfähle gespießt vor der Rednerbühne.

VI. Aber mitten unter diesen Scenen der Unmenschlichkeit glänzen auch — von der treuen Geschichte aufbewahrt zum ewigen Gedächtniß — viele schöne Züge von Aufopferung und Treue, selbst bey Sclaven. Viele dieser braven Menschen starben lieber auf der Folter, ehe sie den Aufenthalt ihrer geflüchteten Herren verriethen. Einer sogar, den sein Herr vor einiger Zeit hatte brandmarken lassen, rettete jetzt diesen Herrn vom Tode. — Den Senator Ventidius legte sein treuester Sclave vor den Augen aller Mitsclaven in Fesseln. Aber in der folgenden Nacht verschaffte er ihm eine Hauptmannskleidung, verkleidete sich selbst mit mehreren Cameraden als Soldat, und so zogen sie zusammen aus der Stadt, als ob sie selbst auf Mord ausgingen. Einmal übernachteten sie bey einer Mörderschaar in Einem Hause, welche ihnen sagte, daß sie jetzt dem Ventidius auf der Spur sey. So? sag-

ten jene: den ſuchen wir auch. Durch manche ähnliche Liſt retteten die treuen Diener ihren Herrn glücklich nach Sicilien. — Ein anderer ſtellte ſich den einbrechenden Mördern in der Kleidung ſeines Herrn entgegen. Sie wollten ſchon zuſtoßen, als ein anderer Sclave ſchrie: „der iſts nicht; ich will euch den wahren Herrn, der ſich verſteckt hat, nachweiſen.“ Er that es, und der Herr ward wirklich ermordet. Aber kaum erfuhr das Volk dieſen Vorfall, als es im Tumulte auf das Haus losging, und nicht nachließ, bis der Verräther gekreuzigt und der treue Sclave mit der Freyheit beſchenkt war. — Mehrere der Geächteten wurden durch die Treue ihrer Frauen gerettet. Für den aufgeſchriebenen Oheim des Antonius ging Antonius eigene Mutter vor den Richterſtuhl der Triumvirn, und ſagte ihnen mit edlem Eifer, daß ſie den Geächteten in ihrem Hauſe habe, und entſchloſſen ſey mit ihm zu ſterben, wenn man ihn nicht frey laſſe. — Ein braver Sohn fuhr ſeinen Vater als Leiche zum Thor hinaus, und gab vor, er habe ſich ſelbſt ermordet. Draußen aber machte er ihn frey, und begleitete ihn treulich in die Verbannung. — Oppius, ein edler Jüngling, trug ſeinen Vater, einen abgelebten Greis, auf ſeinen Schultern durch halb Italien. Erſt lange nachher ward die edle That bekannt, und das Volk wurde davon ſo gerührt, daß es den jungen Mann zum Aedil erwählte. Weil er aber zu arm war, um die gewöhnlichen Spiele zu geben, ſo vereinigten ſich Künſtler, Handwerker und Taglöhner, unentgeltlich ein vollſtändig ausgeziertes Theater zu bauen, und die Zuſchauer warfen ſo reichlich Geld auf die Bühne, daß der junge Aedil durch ſeine Spiele ſich bereicherte, anſtatt daß andere durch die ihrigen verarmten. — Reginus, einſt Statthalter und Feldherr, ſtahl ſich in der Hülle und mit dem geſchwärzten Geſichte eines Kohlenführers aus der Stadt, indem er einen Eſel mit Kohlen vor ſich hintrieb. Dennoch erkannte ihn ein Soldat. Der Menſch hätte ſich mit der Entdeck-

ung 9000 fl. verdienen können; aber er rief ihm halblaut zu: „Glückliche Reise, mein General!“ und ließ ihn still vorübergehen.

VII. Nicht so glücklich war der große Redner Cicero. Er hatte sich, um seinen Verfolgern zu entgehen, auf einer Sänfte forttragen lassen. Ein Freygelassener verrieth den Mördern die Spur des Flüchtigen; sie holten ihn ein, und als er eben den Kopf zur Sänfte herausstreckte, hieb ihm der Hauptmann Pompilius, dem er einmal vor Gericht durch eine Rede das Leben gerettet hatte, dreymal in den Hals, und brachte den Kopf, der einst so helle gedacht, und die rechte Hand, die so viel Treffliches geschrieben, im Triumphe zu Antonius, der den zehnfachen Preis dafür bezahlte, und den Kopf auf seiner Tafel prangen ließ, seiner rachsüchtigen Gemahlinn Fulvia zur Freude, die die Zunge mit glühenden Nadeln durchstach. Hierauf ließen sie Kopf und Hand vor der Rednerbühne aufstecken, deren Zierde der Todte so oft gewesen war.

VIII. Doch indem die Triumvirn im Besitze Italiens und der westlichen Provinzen des römischen Reichs waren, hatten sich die Vertheidiger der republicanischen Verfassung in den Besitz der östlichen Länder gesetzt. Macedonien war daher der Schauplatz des neuen Bürgerkrieges. — Die Sache der Freyheit, treffliche Talente, und eine furchtbare Kriegsmacht schienen den Republicanern den Sieg zu verbürgen; aber ein räthselhaftes Schicksal lenkte ihn in zwey Schlachten bey Philippi (42) auf die Seite der Triumvirn. Als jetzt die Republik unrettbar schien, weiheten Cassius und Brutus sich einem freywilligen Tode. Nachdem die Stützen des Freystaates dahin gesunken waren, sank dieser selbst dahin; und es war nur noch die Frage übrig, welcher von den Triumvirn den übrigen die Alleinherrschaft entreißen werde.

IX. Es kostete wenig Mühe, den unbedeutenden Lepidus von der Mitherrschaft zu verdrängen (37), und das Reich hatte nun nur noch zwey Herren, Octavian im

Westen, und Antonius im Osten. Die Vermählung des letztern mit Octavians edelgesinnter Schwester Octavia trug zur Erhaltung der Eintracht einige Zeit bey, während welcher Octavian seine müßigen Legionen in Dalmatien und Pannonien beschäftigte, Antonius aber gegen die Parther unglücklich focht. Allein bald endigte sich das gute Benehmen zwischen beyden, besonders als Antonius, verführt von den buhlerischen Lockungen der ägyptischen Königinn Cleopatra, einem unwürdigen Leben sich hingab. Vergeblich wollte Octavian ihn demselben entreissen; er verstieß sogar seine edle Gemahlinn, und beschenkte die Kinder der Buhlerinn mit Ländern (23). Die ungünstige Stimmung, die dieß zu Rom gegen ihn erwecken mußte, ward von Octavian dazu benützt, daß der Cleopatra der Krieg erklärt ward. Antonius versammelte zwar zu Ephesus eine bedeutende Flotte, ließ aber, indem er den Winter in Griechenland verschwelgte, dem Octavian Zeit, sich zu rüsten. Dieser brach mit seiner Flotte nach dem Vorgebirge Actium in Acarnanien auf, und schlug am ambracischen Meerbusen ein Lager. Am 2. September 31 kam es zur Schlacht, welche auf Cleopatra's Rath zur See geliefert ward. Doch die schweren und großen Schiffe des Antonius vermochten nicht auf die Dauer, es mit den leichtern Octavians aufzunehmen, und als Cleopatra floh, folgte ihr der bethörte nach, worauf sich sein Landheer nach sieben Tagen dem Octavian ergab. Dieser verfolgte die Flüchtigen, und an der ägyptischen Küste angelangt, machte er der Cleopatra, um sich ihrer zu bemächtigen, Hoffnung zum Frieden. Antonius sah sich hierauf von seinen Truppen verlassen, und getäuscht durch eine falsche Nachricht vom Tode der Cleopatra, stürzte er sich in sein Schwert. Jetzt suchte die gefangene Königinn den Octavian für sich zu gewinnen; allein ihre Künste scheiterten, und um nicht den Triumph des Siegers schmücken zu müssen, ließ sie sich durch die Bisse einer in einem Fruchtkorbe heimlich zu ihr gebrachten giftigen Natter tödten. Aegypten ward nun römische Provinz, und

34.

Octavian Alleinherrscher in Rom.

(30 v. Chr. — 14 n. Chr.)

1. Die gehäuften Schreckensscenen und bürgerlichen Kriege hatten jetzt allmählig die Gemüther der römischen Bürger so zahm gemacht, daß Octavian nach seinen Siegen in Rom mit den ausschweifendsten Ehrenbezeigungen empfangen ward. Drey Triumphe wurden ihm zuerkannt, und der Titel Imperator, den sonst die Feldherrn gleich nach dem Triumphe wieder ablegten, auf immer. Octavian aber ließ sich, um den verhaßten Königsnamen zu vermeiden, lieber Cäsar — nach griechischer Schreibart Kaisar — nennen; und so ward dieser Name der Ehrentitel aller nach ihm folgenden Beherrscher des römischen Reichs.

II. Einen Kaiser hatte nun also Rom, eben dieses Rom, welches vor sechszehn Jahren den großen Cäsar ermordet hatte, weil er nach der Königswürde gestrebt. Wie mochte der neue Imperator vor einem ähnlichen Schicksale zittern! Und wohl hätte er Ursache dazu gehabt, hätten ihm nicht eben zwey wackere Männer, die schon von seinem ersten Erscheinen an alles für ihn gethan hatten, noch zwanzig Jahre lang ihren Kopf und Arm geliehen: der Feldherr Agrippa und der kluge Geschäftsführer Mäcenas. Beyde Männer erwogen das unaussprechliche Elend, das durch so viele Bürgerkriege in den letzten fünfzig Jahren über das ganze römische Reich gekommen war, die allgemeine Erschöpfung, das Lechzen des Bürgers und Landmannes nach Frieden, die Zügellosigkeit der Soldaten, die Armuth der ausgeplünderten Provinzen. Sie sahen ein, daß ein Alleinherrscher noth thue, um die Ruhe wieder herzustellen; und da nun der Zufall gerade den vorsichtigen und lenksamen Octavian an die Spitze des Staates gestellt hatte, so hielten sie es für das Beste, ihm die Obergewalt zu lassen, aber vor der Hand noch den Schein der freyen

Republik zu erhalten, damit sich das Volk erst an die Alleinherrschaft gewöhne. Sie leiteten ihn auf seiner Höhe mit ihrer Weisheit, und das Volk fing allmählig an, sich unter Octavians Regierung glücklich zu fühlen. Dichter, bildende Künstler und Geschichtschreiber blühten in diesem besänftigten Zeitalter in Rom auf; die berühmten Namen Horaz, Virgil, Ovid, Catull, Tibull, Properz, Livius, Vitruv gehören in diese Periode. Es war das goldne Zeitalter der römischen Literatur.

III. Die Schritte Cäsars Octavianus zur Befestigung seiner Herrschaft geschahen alle mit Festigkeit, doch ohne Despotismus. Das Volk ward noch oft durch Spiele und Geschenke ergötzt, ja selbst zuweilen zu den alten Wahlversammlungen, freylich nur für die unwichtigern Stellen, zusammenberufen. Der Senat blieb Staatsrath, und Octavian trieb die äußere Achtung für ihn so weit, daß er sich von demselben bis zum Jahre 21 v. Chr. das Consulat jährlich ertheilen ließ, und erst im Jahre 19 die consularische Gewalt auf immer übernahm. Eben so behutsam ehrte er in allen übrigen Anmassungen die alten Formen. Er blieb Oberbefehlshaber aller Heere, als Imperator. Er schaffte die gefährliche Opposition der Volkstribunen ab, aber dadurch, daß er sich selbst die Tribunengewalt auf immer ertheilen ließ. Eben so vereinigte er mit seiner Würde (19 v. Chr.) das Censorenamt, und 6 Jahre später ließ er sich auch noch zum Oberpriester machen. So wurden unvermerkt allmählig die wichtigsten Stellen der alten Republik eingezogen. Um endlich allen Schein der Usurpation zu vermeiden, erklärte er gleich anfangs feyerlich, daß er die ihm übertragene höchste Gewalt nur auf zehn Jahre annehmen wolle, und dieselbe Erklärung wiederholte er nachher alle fünf oder zehn Jahre. Diese schöne Mäßigung söhnte auch die letzten Beseufzer der verlornen Freyheit aus. Senat und Volk gaben ihm den Ehrentitel Augustus (der Hehre, Erhabene); man pflanzte einen Lorbeer-

baum vor seine Thüre, nannte ihn dankbar den Vater des Vaterlandes, und erklärte seine Person für heilig und unverletzlich.

IV. Dreyßig Jahre hatte Cäsar Octavianus Augustus die römische Welt mit sanftem und friedlichem Scepter beherrscht, als er das Gebot gab, daß das ganze Reich beschrieben werden sollte, und dadurch unbewußt beytrug, daß erfüllt wurde, was bey dem Propheten geschrieben steht: „Du Bethlehem im Lande Juda bist nicht die kleinste unter den Häuptern Juda's, denn aus dir soll der Fürst kommen, der Mein Volk Israel regieren wird." Mit der Erfüllung dieses Wortes, das ist, mit der Geburt Desjenigen, „dessen Ausgang von Anbeginn, von den Tagen der Ewigkeit ist," scheidet sich — für den Christen — die alte und die neue Zeit.

Zeittafel der alten Geschichte.

Jahre vor Chr.	I. 3984 bis 2000.	Jahre vor Chr.	II. 2000 bis 1500.
3984	Schöpfung der Welt und des Menschen.	2000	Entstehung der ersten Staaten.
	Sündenfall.		Nimrod in Babylon.
			Assur in Assyrien.
			Menes in Aegypten (dem ältesten gebildeten Staate).
			Abraham in Chanaan.
		1800	Großes assyrisch-babylonisches Reich.
			Pelasger unter Inachus in Argos und Sicyon.
			Phönicier, das erste handelnde und seefahrende Volk.
		1750	Joseph und seine Familie in Aegypten.
2328	Sündfluth (im J. d. W. 1656).	1680	Pelasgische Colonien in Italien.
2184	Zerstreuung der Menschen in alle Gegenden.	1550	Cecrops aus Aegypten in Attica; Cadmus aus Phönicien in Böotien.
			Deucalions Fluth. Hellenen.

Jahre vor Chr.	III. 1500 bis 1000.
1500	Moſes führt die Iſraeliten aus Aegypten; ſeine Schriften die älteſten.
	Danaus aus Aegypten in Argos.
1400	Pelops aus Kleinaſien im Peloponnes.
1356	Seſoſtris in Aegypten. Obelisken.
1260	Griech. Argonauten. Hercules. Theſeus.
1184	Troja zerſtört durch die vereinigten Griechen.
	Pyramiden in Aegypten.
1100	Griechiſche Colonien in Kleinaſien.
1095	Saul, erſter König der Iſraeliten.
1055	David.
1015	Salomon.

Jahre vor Chr.	IV. 1000 bis 750.
1000	Homer.
	Phönicien blühend.
	Griechiſche Republiken.
972	Das jüdiſche Reich getheilt in Juda und Iſrael.
888	Gründung der phöniciſchen Colonie Carthago.
	Lycurg Geſetzgeber in Sparta.
	Ende des großen aſſyriſch-babyloniſchen Reichs.
776	Das erſte Jahr der erſten Olympiade.
771	Neu-aſſyriſches Reich.
754	Rom erbaut.

Jahre vor Chr.	V. 750 bis 500.
750	Griechische Colonien im Westen.
722	Israel in assyrischer Gefangenschaft.
710	Medisches Reich unter Sanherib.
700	Die sieben Weisen in Griechenland.
600	Chaldäisch-babylonisches Reich. Nabucadnezar. Zoroaster.
594	Solon, Gesetzgeber in Athen.
588	Juda in babylonischer Gefangenschaft.
583	Pythagoras.
564	Die Lydier herrschend in Kleinasien.
560	Cyrus, Stifter der großen persischen Monarchie.
536	Rückkehr der Juden nach Palästina.
509	Ende der Tyrannen-Regierung in Athen, und der königlichen in Rom. Rom eine Aristocraten-Republik mit Consuln.

Jahre vor Chr.	VI. 500 bis 400.
493	Volkstribunen in Rom.
490	Niederlage der Perser bey Marathon durch den Griechen Miltiades.
484	Gelon in Syracus.
480	Vertheidigung des Engpasses bey Thermopylä durch den Spartanerkönig Leonidas; Besiegung der pers. Flotte bey Salamis durch Themistocles; und das folgende Jahr Doppelsieg über die Perser bey Platää und Mycale. Aeschylus, Sophocles, Euripides, Pindar.
452	Gesetze der zwölf Tafeln in Rom.
449	Ende des 51jährigen Perserkriegs durch den cimonischen Frieden.
444	Athens Glanz durch Pericles. Herodot. Phidias.
431 bis 404	28jähriger Bürgerkrieg zwischen Athen und Sparta.
405	Dionysius der ältere in Syracus.
404	Alcibiades st. Principat von Sparta.
400	Socrates st.

Jahre vor Chr.	VII. 400 bis 300.	Jahre vor Chr.	VIII. 300 bis 200
400	Rückzug der 10,000 Griechen unter Xenophon.	300	Ptolemäer in Aegypten. Alexandrinische Gelehrsamkeit und Handlung.
389	Die Gallier in Rom. Camillus.		
387	Schimpflicher Friede der Spartaner mit den Persern durch Antalcidas.	272	Unter-Italien römisch.
378	Principat v. Theben durch Epaminondas und Pelopidas.	264 bis 241	Erster Krieg der Römer mit Carthago. Duillius. Regulus.
360	Der erste römische Consul aus dem Bürgerstande.		
360	Philipp II. König von Macedonien.	256	Die Parther reißen sich unter Arsaces von Syrien los, und bilden ein eigenes mächtiges Reich.
348	Plato st.		
346	Philipp II. von Macedonien Mitglied des griechischen Amphictyonengerichts, mit Vorsitz.	251	Vereinigung des achäischen und ätolischen Bundes in Hellas unter Aratus.
338	In der Schlacht bey Chäronäa geht Griechenlands Freyheit verloren.	237	Sardinien römisch.
336	Alexander der Große.		
330	Untergang des persischen Reichs.	220	Ober-Italien römisch.
323	Alexanders Monarchie zerfällt nach seinem Tode.	218 bis 201	Zweyter Krieg der Römer mit Carthago. Hannibal. Fabius Cunctator. Scipio, der Afrikaner.
322	Aristoteles st.		
301	Unter den aus Alexanders Monarchie entstandenen Reichen zeichneten sich aus das ägyptische, syrische und macedonische.	212	Sicilien römisch.

Jahre vor Chr.	IX. 200 bis 100.	Jahre vor Chr.	X. 100 bis 1.
		88	Sulla, Sieger im Bundesgenossenkrieg.
		88 bis 86	Schrecklicher Bürgerkrieg in Rom zwischen Marius und Sulla.
189	Kleinasien diesseits des Taurus (nach einem Kriege mit Antiochus dem Großen von Syrien) römisch.	72	Ein großer Theil Spaniens römisch.
183	Philopömen, der letzte freye Grieche st.	63	Das östliche Kleinasien, Syrien u. Palästina römisch. Catilina's Verschwörung. Cicero, Vater des Vaterlandes.
162	Die Römer entscheiden Thronstreitigkeiten in Aegypten.	60	Erstes Triumvirat: Pompejus, Crassus u. Cäsar.
148	Macedonien römische Provinz.	50	Gallien, durch Cäsar römische Provinz.
146	Nach einem 4jährigen (dritten) Kriege mit Cartha go wird diese Stadt zerstört und ihr Gebiet (Afrika) römische Provinz.	48	Cäsar, durch den Sieg über Pompejus bey Pharsalus römischer Dictator.
	Im nämlichen Jahre wird Corinth von den Römern zerstört, und Griechenland (Achaia) römische Provinz.	44	Cäsar ermordet durch Brutus und Cassius.
		43	Zweytes Triumvirat: Antonius, Lepidus, Octavian.
133	Pergamum römisch.	31	Sieg des Octavian über Antonius.
133 bis 121	Bürgerliche Unruhen in Rom unter den Graechen.	30	Aegypten römische Provinz.
113	Marius schlägt die Cimbern und Teutonen.		Octavian Alleinherrscher Goldenes Zeitalter der römischen Literatur.

Regententafel der alten Geschichte.

I.

Babylonien, Assyrien und Medien.

1. Babylonisch-assyrisches Reich.

2000? Ninus und Semiramis.

. . . . . .

888 Sardanapal.

2. Neu-assyrisches Reich.

771 Phul.
740 Tiglath Pileser.
720 Salmanassar.
714 Sanherib.
700 Asarhaddon bis 680.

3. Babylonisch-chaldäisches Reich.

627 Nabopolassar.
606 Nebucadnezar.
562 Evilmerodach.
560 Neriglossar.
556 Labosoarchad.
556 Nabonidus bis 538.

4. Medisches Reich.

710 Dejoces.
647 Phraortes.
625 Cyaxares.
585 Astyages bis 561.

II.

Aegypten.

2000? Menes.

. . . . . .

1309? Sesostris.

. . . . . .

1184? Rampsinit.

1156—1000 { Cheops. Chephren. Mycerin.

. . . . . .

751 Bocchoris.
750 Sabaco.
714 Sethon.
671 Dodecarchie.
650 Psammetich.
610 Necho.
594 Psammis.
588 Apries.
563 Amasis.
525 Psammenit.

III.

Judäa.

1095 Saul.
1055 David.
1015 Salomo bis 975.

1. Juda.

975 Rahebeam (Roboam).

958 Abijah (Abias).
955 Essa (Asa).
914 Josaphat.
891 Joram.
884 Ahasia (Ochozias).
883 Athalia.
877 Joas.
838 Amazia (Amasias).
811 Asaria oder Ussa (Ozias).
759 Jothan (Joatham).
743 Ahas (Achaz).
729 Hiskias (Ezechias).
699 Manasse.
747 Amon.
642 Josia.
611 Joachas.
611 Jojakim.
599 Jojachim (Jechonias).
599 Zedekias (Sederias) bis 588.

2. Israel.

975 Jerobeam (Jeroboam) I.
954 Nadab.
952 Baesa (Baasa).
930 Ella.
929 Simri (Zambri).
929 Thibni, Gegenkönig.
929 Omri (Ambri).
918 Achab.
897 Achasia (Ochozias).
896 Joram.
884 Jehu.
856 Joachas.
840 Joas.
825 Jerobeam II. bis 784.
773 Zacharias.
773 Schallum (Sellum).
772 Menachem (Manahem).
761 Phekaja (Phacejas).
759 Phekah (Phacee) bis 739.
730 Hosea (Osee) bis 722.

3. Judäa unter den Maccabäern und Herodianern.

Maccabäer:

167 Mathatias.
166 Judas.
161 Jonathan.
143 Simon.
135 Johannes Hyrcanus.
107 Aristobulus.
106 Alexander Jannäus.
79 Alexander, bis 71.
64 Hyrcanus.
48 Antipater der Idumäer.

Herodianer:

38 Herodes der Große, bis 1 n. Chr.

IV.

Lydien.

Atyaden (fabelhaft).

Heracliden:

1232 Argon.

. . . . . .

744 Candaules.

Mermnaden:

727 Gyges.
689 Ardysus.
640 Sadyattes.
628 Alyattes.
571 Crösus bis 557.

V.

Perſien.

560 Cyrus.
529 Cambyſes.
522 Smerdis.
521 Darius I. Hiſtaſpis.
486 Xerxes I.
465 Artaxerxes I. Longimanus.
424 Xerxes II.
424 Sogdianus.
424 Darius II Nothus.
405 Artaxerxes III. Ochus.
338 Arſes.
336 Darius III. Codomannus bis 330.

VI.

China.

2207 Familie Hia.
1167 Familie Schang.
1122 Familie Tſchehu.
256 Familie Tatſin, bis 207 n. Chr.

VII.

Epirus.

1180 Pyrrhus I.
. . . . . .
384 Alcetas ſt.
384 Neoptolemus.
352 Arymbas.
342 Alexander I.
332 Aeacides.
312 Pyrrhus II.
272 Alexander II.
219 Pyrrhus III. ſt.

VIII.

Syracus.

484 Gelon.
377 Hiero I.
467 Thraſybulus.
466 republicaniſche Verfaſſung.
405 Dionys I.
368 Dionys II.
343 republicaniſche Verfaſſung.
317 Agathocles.
289 Mänon.
289 Jcetas.
278 Anarchie.
269 Hiero II.
215 Hieronymus bis 214.

IX.

Macedonien.

1. Vor Alexander dem Großen.

807? Caranus.
. . . . . .
729 Perdiccas I.
678 Argäus.
640 Philipp I.
602 Aeropus I.
576 Alcetas.
547 Amyntas I.
498 Alexander I.
454 Perdiccas II.
413 Archelaus.
400 Aeropus II.
394 Pauſanias bis 393.
390 Amyntas II.
368 Alexander II.
368 Ptolemäus Reichsverweſer.

365 Perdiccas III.
360 Philipp II.
330 Alexander III. der Große bis 323.

2. Nach Alexander dem Großen.

323 { Philipp I. Arrhidäus bis 317.
Alexander bis 311.
310 Hercules bis 309.
302. Caſſander.
298 { Philipp bis 298.
Antipater bis 297.
Alexander bis 295.
294 Demetrius Poliorcetes.
287 Pyrrhus von Epirus.
286 Lyſimachus von Thracien.
282 Seleucus Nicator von Syrien.
281 Ptolemäus Ceraunus.
279 Antigonus I. Gonnatas.
274 Pyrrhus von Epirus wiederholt.
272 Antigonus I. Gonnatas wiederholt.
243 Antigonus II. Doſon.
221 Philipp II.
179 Perſeus bis 168.

X.

Aegypten unter den Ptolemäern.

307 Ptolemäus I. Lagi, Soter.
284 Ptolemäus II. Philadelphus.
246 Ptolemäus III. Euergetes.
221 Ptolemäus IV. Philopator.
204 Ptolemäus V. Epiphanes.
181 Ptolemäus VI. Philometer.
145 Ptolemäus VII. Phyſcon.
116 Ptolemäus VIII. Lathurus.
107 Ptolemäus Alexander I.
88 Ptolemäus VIII. Lathurus wiederholt.
81 Cleopatra Berenice.
80 Ptolemäus Alexander II.
80 Ptolemäus Auletes.
51 Ptolemäus Dionyſus und Cleopatra bis 30.

XI.

Syrien unter den Seleuciden.

312 Seleucus I. Nicator.
281 Antiochus I. Soter.
262 Antiochus II. Theos.
247 Seleucus II. Callinicus.
227 Seleucus III. Ceraunus.
224 Antiochus III. der Große.
187 Seleucus IV. Philopator.
176 Antiochus IV. Epiphanes.
164 Antiochus V. Eupator.
161 Demetrius I. Soter.
150 Alexander Balas.
145 Demetrius II. Nicator.
141 Tryphon.
139 Antiochus Sidetes.
131 Demetrius II. wiederholt.
126 { Alexander Zebinas b. 123.
Cleopatra bis 122.
Seleucus V. bis 125.
Antiochus Grypus bis 97.
111 Antiochus Cyzicenus.

96 Antiochus Eusebes.
90 Seleucus.
85 Tigranes von Armenien bis 64.

XII.

Pergamum.

283 Philetärus.
263 Eumenes I.
241 Attalus I.
197 Eumenes II.
158 Attalus II.
138 Attalus III. bis 133.

XIII.

Bithynien.

383 Dödalsus.
380 Botyras.
378 Bias.
323 Zipötes.
281 Nicomedes I.
246 Zelas.
232 Prusias I.
192 Prusias II.
150 Nicomedes II.
92 Socrates.
91 Nicomedes

XIV.

Pontus.

486 Artabazes, Sohn Darius I. von Persien, bis 480.

. . . . . .

402 Mithridates I.
368 Ariobarzanes.
337 Mithridates II. Ctistes.
302 Mithridates III.
266 Mithridates IV.
200 Pharnaces.
156 Mithridates V.
121 Mithridates VI. bis 64.

XV.

Cappadocien.

354 Ariarathes I.
322 Ariarathes II. st.
312 Ariarathes III.
250 Ariarathes IV.
200 Ariarathes V.
162 Ariarathes VI.
131 Ariarathes VII.
100 Ariarathes VIII.
94 Ariarathes IX.
93 Ariarathes X.
92 Ariobarzanes. I.
63 Ariobarzanes II.
43 Ariobarzanes III.
34 Archelaus bis 17.

XVI.

Parthien.

Arsaciden bis 226 n. Chr.

256 Arsaces I.
254 Arsaces II. (Tiridates I.)
217 Arsaces III. (Artaban I.)
197 Arsaces IV. (Priapatius).
181 Arsaces V. (Phraates I.)
174 Arsaces VI. (Mithridates I.)
137 Arsaces VII. (Phraates II.)
127 Arsaces VIII. (Artaban II.)
124 Arsaces IX. (Mithridates II).
86 Arsaces X. (Maraskiras).
76 Arsaces XI. (Sinatrokes).

68 Arſaces XII. (Phraates III).
58 Arſaces XIII. (Mithridates III.)
54 Arſaces XIV. (Orodes I.)
37 Arſaces XV. (Phraates IV.) bis 4 n. Chr.

XVII.

Bactrien.

254 Theodot oder Diodot. I.
243 Theodot II.
221 Euthydemus.
205 Menander.
181 Eucratidas I.
148 Eucratidas II. bis 126.

XVIII.

Rom.

1. Könige.

754 Romulus bis 717.
715 Numa Pompilius.
672 Tullus Hoſtilius.
640 Ancus Martius.
616 Tarquinius Priſcus.
578 Servius Tullius.
534 Tarquinius Superbus bis 509.

2. Kaiſer.

30 Octavianus Auguſtus bis 14 n. Chr.

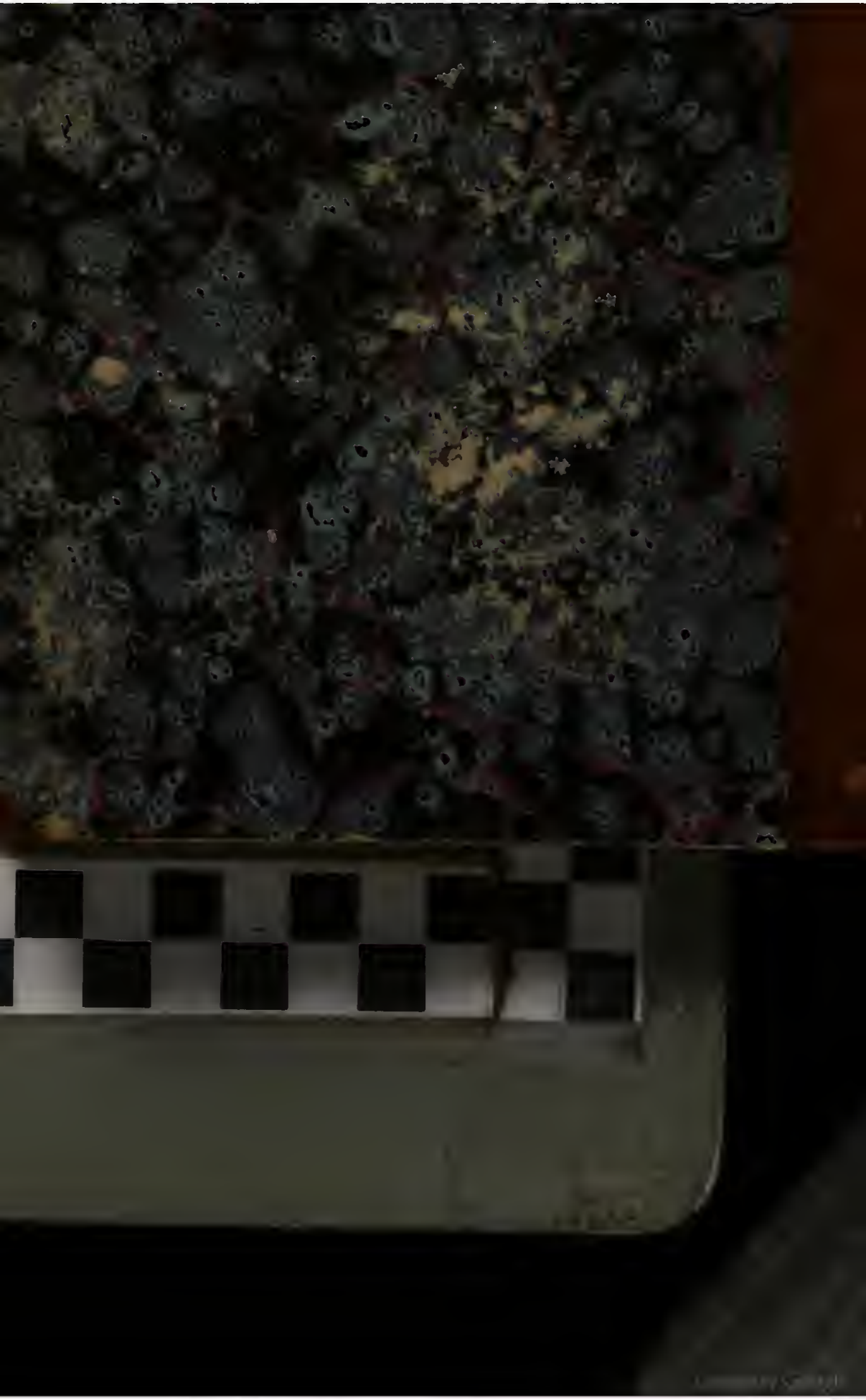
Inhalt

des zweyten Bandes der alten Geschichte.

Seite.

X. Fortsetzung der Geschichte der Griechen . . . 1
17. Principat von Athen 1
18. Der peloponnesische Krieg 11
19. Alcibiades. Fortsetzung und Ende des Kriegs . . 23
20. Schreckensregierung in Athen. Thrasybulus . . . 42
21. Principat von Sparta. 46
22. Epaminondas und Pelopidas. Thebens Principat . 48
23. Der heilige Krieg. Die Schlacht bey Chäroneä. Untergang der Freyheit Griechenlands 62
24. Die griechische Colonie Syracus 65
25 Künste und Wissenschaften der Griechen 81
XI. Die Macedonier 121
1. Macedonien vor Philipp 121
2. Philipp 124
3. Alexander der Große 134
4. Die Nachfolger Alexanders. Zertrümmerung des macedonischen Reichs 168
5. Demetrius Poliorcetes 182
6. Aegypten unter den Ptolemäern 185
7. Syrien unter den Seleuciden 190
8. Macedonien und Griechenland 192

Seite.

XII. Die Römer. 198
1. Italien 199
2. Romulus 201
3. Numa Pompilius 209
4. Tullus Hoſtilius 214
5. Ancus Martius 220
6. Tarquinius der Aeltere 221
7. Servius Tullius 224
8. Tarquinius der Stolze, der letzte König der Römer . 231
9. Kampf der neuen Republik mit Tarquinius . . 234
10. Die Volkstribunen 239
11. Bürger-Verſammlungen 242
12. Die Geſetze der zwölf Tafeln 244
13. Theilname der Plebejer an den höchſten Staatswürden . 248
14. Kriege mit Roms Nachbarn 249
15. Die Gallier in Rom 251
16. Krieg mit den Samnitern 254
17. Krieg mit Tarent 256
18. Carthago 261
19. Der erſte puniſche Krieg 267
20. Fernere Eroberungen der Römer 274
21. Der zweyte puniſche Krieg 276
22. Gründung der römiſchen Herrſchaft im Oſten . . 298
23. Dritter puniſcher Krieg 303
24. Die Zerſtörung Corinths 309
25. Politik, Sitten und Bildung der Römer . . . 312
26. Die Gracchen 316
27. Marius 319
28. Sulla 325
29. Bürgerkrieg zwiſchen Marius und Sulla. Sulla's Proſcriptionen 328
30. Pompejus 337
31. Cicero 341
32. Cajus Julius Cäſar 348
33. Cajus Octavius 357
34. Octavian Alleinherrſcher in Rom 365
Zeittafel der alten Geſchichte 368
Regententafel der alten Geſchichte 373

554.18